

»Manchmal werde ich gefragt: ‚Warum haben Sie so lange gebraucht, um Ihre Geschichte zu erzählen, Sam?‘ Das ist eine einfache Frage mit einer komplizierten Antwort.«

SAM PIVNIK

Der letzte Überlebende

Eine
wahre
Geschichte

THEISS

Der Junge, der vierzehn Mal dem Tod entkam

Sam war 13 Jahre alt, als die Deutschen kamen. Seine Familie lebte in einem oberschlesischen Städtchen. Da brach die Hölle über sie herein. Auschwitz, der Todesmarsch, die Bombardierung der Cap Arcona – Unzählige Male entkam der Junge dem Tod.



»Ein lebendiges, greifbares Zeugnis der Schrecken von Auschwitz.«
Sunday Times

www.theiss.de
ISBN 978-3-8062-3478-7



Fr. 2.90

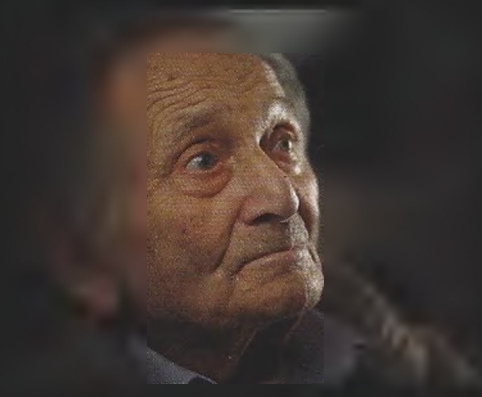
THEISS

Wie ich dem Holocaust entkam

Sam war gerade mal 13 Jahre alt, als die Wehrmacht in Polen einmarschierte. Mit der Familie lebte er in einem oberschlesischen Städtchen: »Bendzin – Będzin« steht auf einer Ansichtskarte aus der Zeit. Der Vater war Schneider und stopfte den Leuten die Hosen.

Da wurde aus dem Städtchen ein Ghetto, und Sam, der damals noch »Szlamek« hieß, war mittendrin. Er überlebte Auschwitz, die Selektion, die Zwangsarbeit, den Todesmarsch und den Schiffbruch auf der Cap Arcona. All das erlebte Sam in den kurzen Jahren seiner Kindheit und Jugend. 14 Mal entging er dem Tod. Der Krieg ließ keine Möglichkeit, an ein Morgen zu denken. Und wen interessierte nach dem Krieg das Gestern?

Am Ende seines unglaublichen Lebens gelingt es Sam Pivnik, einem der letzten Überlebenden von Auschwitz, darüber zu sprechen.



Sam Pivnik

1926 geboren, wächst Sam im schönen oberschlesischen Städtchen Będzin auf. Am 1. September 1939, Sams 13. Geburtstag, überfallen die Deutschen Polen. Über das, was dann geschah, hat Sam Pivnik lange geschwiegen. Er lebt heute in einem Seniorenheim in London.

Umschlaggestaltung:
Harald Braun, Berlin
Coverbild: © Stephen Mulcahey
Autorenbild: © getty images /
Christopher Furlong / Staff

Sam Pivnik

Der letzte Überlebende

Eine wahre Geschichte

Aus dem Englischen von
Ulrike Strerath-Bolz

THEISS

Impressum

Für die englische Ausgabe

Die englische Ausgabe erschien unter dem Titel [Survivor. Auschwitz, The Death March, and My fight for Freedom](#) bei Hodder & Stoughton, England
© 2012 by Hodder & Stoughton
An Hachette UK company
Copyright © Sam Pivnik 2012

Für die deutschsprachige Ausgabe

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

Der Theiss Verlag ist ein Imprint der WBG.

© 2017 by WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt
Die Herausgabe des Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder der WBG ermöglicht.

Übersetzung: Dr. Ulrike Strerath-Bolz

Lektorat: Ingola Lammers

Die WBG dankt dem Deutschen Polen-Institut, Darmstadt, namentlich Dr. Peter Oliver Loew, für die freundliche Unterstützung.

Satz: Martin Vollnhals, Neustadt a. d. Donau

Einbandabbildung: Stephen Mulcahey

Einbandgestaltung: Harald Braun, Berlin

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.wbg-wissenverbindet.de

ISBN 978-3-8062-3478-7

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:

eBook (PDF): 978-3-8062-3525-8

eBook (epub): 978-3-8062-3526-5

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Es führt ein direkter Weg von «Ihr habt kein Recht, als Juden unter uns zu leben» zu dem Satz «Ihr habt kein Recht, unter uns zu leben» und schliesslich: «Ihr habt kein Recht zu leben.»

Raul Hilberg

Dank

Es gibt viele Menschen, denen ich gern danken würde, weil sie dafür gesorgt haben, dass meine Geschichte an die Öffentlichkeit kommt. Ich kann sie gar nicht alle erwähnen, aber einige sind von ganz besonderer Bedeutung, und ihnen möchte ich auch besonders danken: Philip Appleby für seine Geduld und immerwährende Unterstützung. Ohne ihn wäre dieses Buch nie entstanden. Andrew Lownie, meinem Agenten, dafür, dass er an dieses Projekt geglaubt hat. Rupert Lancaster, Kate Miles und dem ganzen Verlagsteam bei *Hodder and Stoughton*. Allen Forschern und Autoren, die in all den Jahren mit mir zusammengearbeitet haben, darunter vor allem Danielle Fox und Adrean Weale. Meinen Freunden und Unterstützern Ray Appleby, David Breuer-Weil und Alan James. Judith Hassan und allen Mitarbeitern des *Hendon Holocaust Centre*. Chris Brassett, meiner Schwägerin Jill Pivnik und Mei Trow, meinem begabten Ghostwriter, der meine Erinnerungen lebendig gemacht hat. Aber vor allem möchte ich all denen danken, die nicht mehr bei mir sind, seit ich ein Junge war: meiner Mutter und meinem Vater, meinen Brüdern und Schwestern und all meinen Freunden aus Będzin. Sie haben mir die Kraft gegeben, weiterzumachen.

Sam Pivnik

Ich würde gern vier Menschen besonders danken, die bei der Arbeit an diesem Buch geholfen haben: Zuerst und vor allem – wie immer – meiner Frau Carol, die viele Stunden damit zugebracht hat, das Manuskript zu tippen, selbst mit einem ausgerenkten Ellbogen. Dann meinem Sohn Taliesin, der – ebenfalls wie immer – unermüdlich recherchiert hat, sanfte Kritik übte und diesmal auch als Reserve-Schreibkraft einsprang. Greta Hofman für ihre unersetzlichen Übersetzungen verschiedener deutscher Texte. Und Bryan Jackson für die Erlaubnis, seine umfangreiche Holocaust-Bibliothek zu nutzen.

Inhalt

Prolog – Begegnung mit dem Todesengel	11
1. Der Garten Eden	16
2. Eine Welt wird auf den Kopf gestellt	32
3. Besatzung	49
4. Ein Tag wird zur Nacht	65
5. Abstieg in die Hölle	81
6. Auf Messers Schneide	94
7. Die Rampe	117
8. Fürstengrube	141
9. Todesmarsch	167
10. Auf einem Hof in Ostholstein	190
11. <i>CapArcona</i>	202
12. Die Befreiung	212
13. Ein Land, in dem Milch und Honig fließen	231
14. Gerechtigkeit und Frieden?	241
15. Rückkehr nach Eden	266
Quellen	271
Literaturhinweise	274
Anhang	275
Register	277

Prolog

Begegnung mit dem Todesengel

In Auschwitz gab es keinen Kalender. Keine Daten, keine Geburtstage oder Gedenktage, nichts, was die Zeit strukturiert hätte. Für die Glücklicheren unter uns, diejenigen, die überlebt haben, wurden aus Nächten Tage, aus Tagen Wochen. Den Ablauf der Monate erlebten nur wenige.

Deshalb weiss ich nicht mehr genau, wann ich krank wurde. Vermutlich war es im Dezember 1943, der so kalt war, wie nur ein polnischer Winter sein kann. In meiner dünnen gestreiften Jacke und den Hosen hätte ich frieren sollen, aber an diesem Morgen war mir heiss, und ich schwitzte.

Wir schliefen zu fünft in den «Kojen», den dreistöckigen Betten, zusammengepfercht auf den harten, feuchten Holzbrettern, und ich brauchte eine Weile, um festzustellen, dass ich die Körperwärme der anderen jetzt eigentlich nicht mehr spüren sollte. Ich war allein. Es hämmerte in meinem Kopf, und mein Hals schmerzte. Vor dem Krieg war man zum Arzt gegangen, wenn man krank wurde. Und wenn man sich keinen Arzt leisten konnte, blieb man im Bett, packte sich warm ein und nahm ein Aspirin. Aber solche Ärzte gab es in Auschwitz nicht. Und das einzige Krankenhaus dort war ein Ort des

Todes: der Häftlingskrankenbau, abgekürzt HKB. Wir alle wussten, dass er das Vorzimmer der Gaskammer war. Also knöpfte ich meine Jacke zu und versuchte, mir den Schüttelfrost nicht anmerken zu lassen, den das Fieber in mir auslöste.

Ich erinnere mich kaum noch an meine Arbeit an der Rampe an diesem Tag. Vermutlich fuhren die Züge ein wie immer, die Wagen ratterten, die Lokomotiven schnauften und liessen zischend den Dampf entweichen. Dann wurden die Türen entriegelt, und die armen verdammten Seelen blinzelten ins Tageslicht. Ich hatte das alles schon so oft gesehen, dass ich es kaum

Prolog

noch wahrnahm. Kleinkinder krallten sich schreiend an ihre Mütter, Frauen umklammerten ihre Kinder, Gemeindeälteste versuchten mit den Wachmannschaften zu reden und verlangten Erklärungen für das Unerklärbare. Alte Leute, zitternd und mit wildem Blick, humpelten die Rampe entlang, angetrieben von den SS-Leuten.

Ich wusste, welche SS-Leute man meiden musste, zu welchen man besser keinen Blickkontakt aufnahm. Ich wusste auch, welchen Hunden man aus dem Weg gehen musste. Und ich erledigte meine Arbeit wie immer. Ich zog die steifen, mit Exkrementen verschmierten Leichen aus den Wagen und versuchte, den Gestank nicht einzuatmen. Wir legten sie auf den Beton, weit hinter den Lebenden, die schon weggebracht wurden. Nach rechts bedeutete Leben. Nach links bedeutete Tod im Gas. Keine Erklärungen, keine Begründungen. Nur eine lässige Bewegung eines Fingers in einem makellos sauberen Handschuh. Rechts, links, links, rechts, links, links.

Ich erinnere mich, dass ich an diesem Tag auf die Rampe hinunterstarrte. Sie sah aus wie ein Schlachtfeld, aber so sah sie immer aus. Die Leichen wurden weggebracht, um Platz für die Stapel von Mänteln und Taschen zu schaffen, eine Puppe, eine Brille. Man hatte ihnen gesagt, sie sollten ihre Sachen dort lassen, sie würden sie nach dem Duschen wiederbekommen. Nach der Entlausung. Nach dem Zyklon B.

In meinem Kopf drehte sich alles. Die Schreie der SS-Leute und der Kapos hallten wie ein Echo in mir wider. Plötzlich schien alles sehr weit weg – der schnaufende Zug, die schnell verschwundenen Kolonnen von Neuankömmlingen. Arbeit macht frei. «Raus, raus! Schnell! Dreckige Juden!» Arbeit macht frei...

Als ich wieder hochfuhr, wusste ich nicht, wo ich mich befand. Alles war grau, hier und da bewegten sich ein paar schwarze Flecken. Ich sah genauer hin, mein Kopf wurde allmählich klarer. Jetzt wusste ich, wo ich war. Dies war der Krankenblock, dort hatte man die Wände weiss gestrichen, um ihm einen Anschein von Sterilität zu verleihen. Die schwarzen Flecken waren Patienten wie ich. Sie trugen immer noch die gestreifte Häftlingsuniform.

Wie viele Stunden oder Tage ich dort blieb, weiss ich nicht. Ich war nur dankbar für das Bett, das sich nach all den Wochen auf den harten Brettern weich und nachgiebig anfühlte. Die Matratzen bestanden aus Papier und waren mit Sägespänen gefüllt, aber sie waren wenigstens nicht ganz so rau wie unsere üblichen Strohsäcke. Auch hier schliefen wir zu dritt auf einer Pritsche, alle Patienten mit Infektionskrankheiten zusammengepfercht. Die Suppe war ein kleines bisschen dicker, und wir bekamen ein Extrastück Brot. So etwas stärkt den Überlebenswillen. Dafür würden einige Männer im Hauptlager jemanden umbringen. Das Fieber kam und ging, die Kopfschmerzen, der Dauerschmerz in Armen und Beinen und die Schwäche, die mir das Gefühl gab, ein Krüppel zu sein. Ich war siebzehn Jahre alt, aber ich fühlte mich wie ein alter Mann.

Ich hatte Typhus, die Krankheit, die man auch Gefängnisfieber nannte, weil sie in Gefängnissen und Lagern so häufig ausbrach. Wie passend, dass ich sie ausgerechnet in Auschwitz-Birkenau bekam, dem ultimativen Gefängnis. Hier nannte man sie «Judenfieber». Wenn man heute nachschlägt, erfährt man, dass Typhus, *Rickettsia typhi*, bei Kälte und schlechten hygienischen Bedingungen besonders häufig auftritt. Er geht mit Fieber bis 41°C und einem bellenden Husten einher. Den Husten habe ich heute noch. Ohne angemessene Behandlung beträgt die Sterblichkeitsrate bis zu 60 Prozent.

Damals wusste ich das alles nicht. Ich wusste auch nicht, dass die rohe Zwiebel, die man mir statt eines Medikaments gab, nichts nützte. Ich wusste lediglich, dass ich furchtbar krank war, aber mein Überlebenswille spornte mich an und ermöglichte es mir, aufzustehen und mit den anderen Patienten in Habachtstellung vor den Betten zu stehen, als Mengele kam. Natürlich hatte ich ihn oft an der Rampe gesehen, diesen höflichen, gut aussehenden SS-Offizier in der makellosen Uniform, der die Neuankömmlinge beobachtete, wenn sie aus den Waggons taumelten. Die Bewegung seines Fingers in den teuren grauen Handschuhen aus Rehleder. Rechts hiess Leben, links hiess Tod. So hatte ich auch meine Familie verloren. Sie waren Verlierer in der entsetzlichen Lotterie, die die Nazis ins Leben gerufen hatten.

Prolog

An jenem Tag trug er seinen weissen Arztkittel über der Uniform und ein Stethoskop um den Hals. Um ihn herum standen Untergebene, SS-Männer mit Klemmbrettern und Listen. Eine Visite aus der Hölle. Als er an mein Bett kam, zitterte ich vor Angst. Alle hier wussten, wer nicht vor dem Bett stehen konnte, ging sofort ins Gas. Und dieser Mann hatte die letzten Monate damit zugebracht, Selektionen durchzuführen, mit einem Blick über Leben und Tod zu entscheiden. Was war ich? Ich war gute eins fünfundsechzig gross und wog noch weniger, als ich angesichts meiner Zeit im Ghetto und hier im Lager hätte wiegen sollen. Aber durch die Lebensmittel, die ich auf der Rampe ergattern konnte, war ich kräftiger als die meisten anderen. Trotzdem zitterte ich unkontrollierbar am ganzen Körper. Es wollte einfach nicht aufhören.

Er brauchte nur eine Sekunde, der Finger zeigte nach links. Ins Gas. Ins Krematorium. Das Ende. Dachte ich in diesen furchtbaren Sekunden, ich würde meine Familie wiedersehen? Dachte ich, jetzt hätte das Elend endlich ein Ende? Vielleicht. Aber mein Überlebenswille war mächtiger. Ich wollte den nächsten Morgen heraufziehen sehen, wollte noch ein Stück Brot essen. Ich brach in Tränen aus, warf mich ihm zu Füssen und platzte heraus, man sollte mich erschiessen, nicht ins Gas schicken. Ich glaube, ich habe ihm sogar die blitzblank geputzten Stiefel geküsst.

Die Stiefel entfernten sich. Und bis heute weiss ich nicht, warum es geschah. Alle Berichte, die ich über Mengele gelesen habe, stimmen darin überein, dass er sich nie von einem Juden erweichen liess. Als Arzt untersuchte er viele von ihnen, aber nach seinen eigenen Spielregeln und für seine eigenen Zwecke. Schon dafür, dass ich ihn angefasst hatte, hätte man mich erschiessen können. Ich habe ihm an diesem Tag nicht ins Gesicht gesehen und weiss nicht, warum er es sich anders überlegt hat. Kannte er mich von meiner Arbeit an der Rampe? Gab er nach, weil er hörte, dass ich deutsch sprach? War es überhaupt Mengele oder einer seiner Untergebenen, der irgendwelche anderen, mir unbekanntem Motive hatte? Ich weiss nur, dass die Visite weiterzog, die Stiefel auf dem Boden knallten und der Finger auf einen anderen armen Teufel zeigte. Der Todesengel war fort.

Die Wachen nahmen den anderen Mann mit, der erstarrt war. Nie mehr würde er aus seiner Erstarrung erwachen. Einer der Wachleute, ein selten freundliches Gesicht in all der Feindseligkeit, beugte sich zu mir herunter, half mir hoch und sagte: «Keine Sorge, Szlamek, du kannst hierbleiben.» Weinend brach ich auf meinem Bett zusammen.

Während der drei oder vier Tage, die ich im Krankenblock verbrachte, hatte ich Zeit zum Nachdenken. Ich war dem Tod so nahegekommen, wie es nur ging, und solche Erlebnisse führen dazu, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren. Ich war siebzehn Jahre alt. Meine Familie hatte ich verloren. Ich war allein. Aber es war nicht immer so gewesen. Früher einmal – vor gerade einmal vier Jahren – hatte es eine zauberhafte Zeit gegeben, in der niemand an den Tod dachte oder davon sprach. Eine Zeit des Lebens. Meine Kindheit.

1

Der Garten Eden

Ich erinnere mich an Kleinigkeiten: das Singen der Vögel in den hohen Wäldern, den Geschmack von Blaubeeren, die wild und süß am Wegesrand wuchsen. Und über all dem, unter einem Himmel, der immer blau zu sein schien, der schwere Duft der Kiefern. Ich erinnere mich an holprige Strassen, den Geruch und das Rattern des Busses, der uns dorthin brachte. Achtzig Kilometer durch ein Zauberland, die weiteste Reise meines bisherigen Lebens.

Natürlich war es Sommer, als wir dorthin fuhren. Wir würden dort Ferien machen, wie immer. Und doch ganz anders. Solche Sommer würden nie wieder kommen, höchstens in meinen zärtlichsten Träumen. Sommer, die aus meiner Erinnerung verschwunden sein müssten und sich weigerten zu verblassen. Erinnerungen, die mich in den Jahren danach womöglich bei Verstand hielten. Und ich höre sie alle, die Freunde und Verwandten, die sich versammelten, lachend und nickend, die alten Männer, die an ihren Bärten zupften, die Frauen, die uns umarmten und an uns herumpusselten. Das Kochen. «Da kommt die Verwandtschaft», hörten wir sie rufen. «Aus Będzin!» Und in diesen wenigen Wochen war Będzin so weit weg wie der Mond.

Ich sehe immer noch die Tische vor mir, die sich unter dem ländlichen Essen bogen. Butter, fett und gelb. *Smetana*, die Sahne, die klarer und reiner und reicher schmeckte als alles, was man heutzutage kaufen kann. Käse, der auf der Zunge zerschmolz, aber auch ein wenig Schärfe mitbrachte. Den Käse mit den Löchern, Emmentaler oder Jarlsberg, Schweizer Kuchen. Brot, das himmlisch schmeckte, wenn man es in Sahne tunkte. Kuchen, für die man seinen rechten Arm gegeben hätte. Wir liefen durch die Wälder, meine Brüder und ich, und bekamen wieder Appetit. Nathan war in diesem letzten Sommer schon fast ein Mann. Majer und Wolf versuchten, mit ihm Schritt

zu halten. Josek war noch zu klein, um mitzulaufen, er war noch ein kleines Kind, entfernte sich nie weit von meiner Mutter. Wir spielten mit einem Lumpenfussball im hohen Gras, ritten auf den zähen kleinen Ponys der polnischen Ebenen, spritzten uns gegenseitig nass und schwammen in dem kühlen braunen Wasser des Flusses, an dem die Weidenbäume standen.

Morgens, wenn die Sonne träge ins Blau stieg, sassen wir in der Werkstatt meines Onkels im vorderen Teil des kleinen, gelb gestrichenen Hauses am Marktplatz. Er war Schuster, und ich kann immer noch das Leder riechen und das stetige Klappern seiner Nähmaschine hören, wenn er die Stiefel zusammennähte, die unsere Familie seit Generationen herstellte. Hohe, elegante Stiefel in kräftigen Mahagonifarben oder glänzendem Schwarz. Sie wurden von der Armee bestellt oder auf Bestellung für wohlhabende Reiter gefertigt. Mein Onkel war ein gut aussehender junger Mann gewesen – ich erinnere mich an die Fotos. Jetzt war er einer der würdigen älteren Männer in der Stadt und trug auch den entsprechenden Bart. Er besass einen gewissen Status, und wir Jungen wussten das. Aber wenn er unsere Füße zwischen den Lederresten und funkelnden Nieten ausmass, dann war das alles vergessen. Er kitzelte uns und tat so, als würde er staunen, wie sehr wir schon wieder gewachsen waren.

Ein anderer Onkel war Metzger und besass ein schönes Pferd, das seinen Verkaufswagen zog. Manchmal liess er uns auf dem Tier über den Stadtplatz reiten. Dort stand die riesige Synagoge, die mir immer wie eine Burg vorkam.

Auf der anderen Seite des Platzes erinnerte uns das geschäftige Treiben an zu Hause, aber es war anders. Es waren unsere Leute, wir teilten denselben Glauben und dieselbe Vergangenheit, aber sie waren auch Bewohner eines Zauberlandes. Ich kannte sie, seit ich denken konnte, weil wir sie jeden Sommer sahen. Zuletzt sah ich sie, als ich elf war. Und danach nie wieder.

Der Garten Eden hatte einen Namen: Wodzisław Sł^oski (Loslau). Der Ort lag achtzig Kilometer von zu Hause entfernt zwischen den Flüssen Oder und

1 Der Garten Eden

Weichsel. Das Wasser, in dem wir als Kinder spielten, gehörte zu einem der Nebenflüsse, die durch Wodzisław Sł[^]ski flossen. Die Meteorologen behaupten, der Juli sei der regenreichste Monat dort, aber in meiner Erinnerung ist es ganz anders. Eigentlich schien immer die Sonne – auf die Synagoge, die 1826 erbaut worden war, auf das christliche Kloster, das Herzog Władysław von Oppeln Jahrhunderte zuvor gegründet hatte, und sogar auf die hässlichen Fördertürme der Kohlebergwerke.

Die meisten Menschen haben das Bild von Juden als Stadtbewohner, die durch die Strassen schlurften und Geschäfte machen. Der berühmteste Jude der englischen Literatur ist Shylock, und er kam aus Venedig, zu Shakespeares Zeit die blühendste Handelsstadt der Welt. Im Übrigen lebten zu dieser Zeit überhaupt keine Juden in England. Aber als ich in Polen aufwuchs, waren Juden überall zu finden – zumindest, bis uns sehr viele Wege versperrt wurden. Die Familie meiner Mutter kam aus Wodzisiaw Sł[^]ski, also vom Land. Eine meiner Tanten hiess Lima Novarsky. Ihr Vorname bedeutet «Blume», und sie kam bestens mit ihrer Vermieterin aus, einer Christin. Eine andere Tante betrieb eine Mühle. Wodzisław Sł[^]ski bekam zwar im Mittelalter unter dem Magdeburger Gesetz das Stadtrecht, aber tatsächlich handelte es sich höchstens um ein Landstädtchen. Alle meine Verwandten in Wodzisław Sł[^]ski hielten Tiere: Schafe, Ziegen und Hühner.

Drei oder vier Wochen lang liefen wir jedes Jahr durch das Gras in diesem Garten Eden. Das grösste Unglück, das wir uns vorstellen konnten, war das Ende der Ferien, wenn wir wieder nach Hause fahren mussten.

Zu Hause, das war Będzin, eine Stadt an den Ufern des Flusses Przemsza, eines Nebenflusses der Weichsel. Die erste Erwähnung der Stadt in den Geschichtsbüchern liegt lange zurück: 1301 befand sich an dieser Stelle ein Fischerdorf, das etwa fünfzig Jahre später unter dem Magdeburger Gesetz die Stadtrechte verliehen bekam. Beherrscht wurde die Stadtsilhouette von der Burg, die Kasimir der Grosse bauen liess. Zunächst stand dort eine hölzerne

Festung auf einem Hügel, aber Kasimir liess sie in Stein neu aufbauen, mit einem Ringgraben und vier Meter dicken und zwölf Meter hohen Mauern. Die Burg stand auf einem Hügel über der Przemsza, um die polnische Grenze gegen die ständig ostwärts drängenden Schlesier zu bewachen. Im Mittelalter gab es Märkte und Messen in der Stadt, sie war ein wichtiger Handelsposten im Süden des Landes, so wichtig, dass die Schlesier und später die Schweden alles taten, um sie niederzubrennen.

Aber mein Leben wurde viel mehr von einem anderen Gebäude in Będzin beeinflusst, mehr als ich überhaupt begriff. Dieses Gebäude gibt es heute nicht mehr: die grosse Synagoge. Die ersten Juden lebten schon in Będzin, bevor die Synagoge gebaut wurde, seit 1226 bearbeiteten sie das Land und zahlten Steuern an die Kirche. Im 14. Jahrhundert hatten sie sich auf den Handel und aufs Geldverleihen verlegt, das von der Kirche offiziell missbilligt wurde. Unter König Władysław I. bekamen die Juden das Bürgerrecht und den gleichen Status wie die christlichen Einwohner von Będzin, aber allmählich veränderte sich etwas. Im 12. Jahrhundert hatte die allgemeine Botschaft gelautet: «Ihr habt nicht das Recht, als Juden unter uns zu leben.» Im 16. Jahrhundert hiess es bereits: «Ihr habt nicht das Recht, unter uns zu leben.» 1538 wurde angeordnet, dass Juden gelbe Hüte tragen mussten, um sie als «anders» hervorzuheben.

Aber die Juden wurden wohlhabend, und als sich im 19. Jahrhundert neue Wirtschaftszweige entwickelten, kamen auch Kohlebergbau und Metallverarbeitung dazu. Inzwischen gehörte Będzin zu Russland, die Welt hatte sich verändert. Historiker beschreiben Polen als politischen Spielball, der von grösseren Ländern herumgeschoben wurde, so wie wir es mit unserem Lumpenfussball in den Gassen taten. Bei der russischen Volkszählung 1897 betrug der jüdische Bevölkerungsanteil in Będzin 51 Prozent. Im Jahr 1921, kurz vor meiner Geburt, waren es bereits 62 Prozent.

Auf dem Hügel unterhalb der Burg gab es schon seit dem 17. Jahrhundert eine Synagoge, aber das Gebäude, an das ich mich erinnere, wurde 1881 erbaut. Es gab noch eine zweite Synagoge, und zur Zeit meines Grossvaters

1 Der Garten Eden

waren es mehr als achtzig Bethäuser. Ich wurde also in eine lebendige, wenn auch arme jüdische Gemeinde hineingeboren, und die grosse Synagoge, die in meinem Geburtsjahr neu aufgebaut worden war, war die Einzige in Südpolen, die Juden entworfen und gestaltet hatten. Chaim Hanft war der Architekt – ich sehe heute noch die riesige Haupttür mit den funkelnden Messingbeschlägen vor mir. Von Mosze Apelboin stammt das riesige Fresko an der Ostwand, und Szmul Cygler gestaltete in seinem unnachahmlichen Stil die Westwand. Es handelte sich um Volkskunst, die Kunst jener Menschen, die Będzin zu ihrer Stadt gemacht hatten. Und die Bilder erzählten die Geschichte dieser Menschen. Ich erinnere mich an die Tiere, die in Zweierreihen in Noahs Arche wanderten. Der Schriftsteller Josef Harif beschreibt: Będzin war eine «typische jüdische Stadt mit typischen Juden. Tiefgläubige Juden, die ihren Glauben vom Zeitpunkt ihrer Geburt verinnerlicht hatten, und die ihre *Yiddishkeit* leben würden, bis der Messias kam.»

Doch selbst in dem Jahrzehnt, in dem ich geboren wurde, war Będzin eine Stadt der Gegensätze. In den Strassen waren die unterschiedlichsten Klänge zu hören, nicht nur der Geist des Rabbi-Gehilfen Abram Kaplan, dessen dröhnende Stimme durch die Gassen um die grosse Synagoge hallte: «*Sha! Sha!* – Ruhe! Ruhe!» Der Dialekt in der Altstadt klang rau und kehlig, ähnlich wie das Deutsch, das in Wien gesprochen wird. In den neueren Vierteln am Fluss sprachen die Neuankömmlinge ein weicherer Polnisch, ausserdem Jiddisch und Tschechisch. Będzin war eine Stadt des Wohlstandes – mächtige Geschäftsleute wie die Familie Fürstenberg beschäftigten Hunderte von Angestellten – und zugleich eine Stadt verzweifelter Armut. In dem Winter, als ich zwei Jahre alt geworden war, erfror eine Bettlerin, die man «Verrückte Sara» nannte, in einer eisigen Nacht auf der Strasse.

Die Nicht-Juden waren Katholiken, die ihre Kirche auf dem Hügel erbaut hatten, oder deutsche Schlesier. Sie erinnerten daran, dass Będzin in seiner Geschichte schon zu Preussen, dem russischen Zarenreich und dem Habsburgerreich gehört hatte. Zu Hause sprachen wir Jiddisch, Polnisch, Deutsch

und sogar – obwohl es uns seltsam vorkam und wir eigentlich nichts verstanden – ein wenig Englisch. Mein Vater hatte einiges davon in London aufgeschnappt.

Heute braucht man einen Internetzugang, um die Orte zu sehen, an die ich mich erinnere. Die Burgruine ist noch da. Ich erinnere mich an den alten Marktplatz mit den Kühen, Pferden, Hühnern und bunten Ständen. Als ich vier war, wurde der Bahnhof aus dem 19. Jahrhundert niedergerissen und ein neuer gebaut, mit Flachdach und moderner Einrichtung und in der besten Jugendstiltradition, die zu dieser Zeit ganz Europa beeinflusste. Auf dem Platz des 3. Mai stand eine riesige Jugendstilstatue, eine nackte Frauengestalt mit Flügeln, die nach den Wolken griff. Es gab Strassenbahnen und Busse, Lastwagen und gelegentlich auch einen Personenwagen. Sie erinnerten uns daran, dass das 20. Jahrhundert angebrochen war. Aber daneben trotteten immer noch die kleinen Ponys mit ihren Wägelchen dahin und erinnerten an das alte Będzin, eine Kultur, die uns mit dem Wissen von tausend Jahren anlächelte.

Am besten jedoch erinnere ich mich anhand verblasster Fotos und weniger Gedächtnisfetzen an die Modrzejowska-Strasse Nummer 77 und den Hof dort. Hier kam ich am 1. September 1926 zur Welt. Mein ganzes Leben – und das aller anderen Menschen – ist eine Abfolge von Veränderungen, von Vielleicht und Was-wäre-wenn. Eins davon betrifft meine Geburt. Ich hätte auch in London geboren werden können. Dann hätte ich keinen Holocaust erlebt, keine Zerstörung und keinen der Schrecken, die mich manchmal in den Nächten heimsuchen.

Mein Vater war Lejbus Pivnik, geboren im Jahr 1892. Polen gehörte zu dieser Zeit zu Russland, und unter Zar Alexander III. hatte es antijüdische Pogrome gegeben. Systematische, wenn auch sporadische Angriffe, die von der Regierung gedeckt und von den Kosaken und der Polizei ausgeführt wurden. Mein Grossvater starb um die Jahrhundertwende an der Cholera, ich weiss nicht mehr genau wann. Daraufhin ging mein Vater nach Westen: nach England. Die genauen Gründe sind unklar, aber wahrscheinlich wollte er eine Zwangsrekrutierung in die Armee des Zaren umgehen, die später in Tannenberg und Galizien verheizt wurde.

Mein Vater hatte schon eine Schwester in London, wo eine für Juden bisher ungekannte Freiheit herrschte, jedenfalls so weit man sich zurückerinnern konnte. Es gab ein jüdisches «Ghetto» in Whitechapel und Spitalfields. Journalisten wie S. Gelberg und Jack London haben das Leben in den Anfangsjahren des 20. Jahrhunderts dort beschrieben: «Koschere Restaurants überall, koschere Metzgerläden dicht an dicht, gerade in den Vierteln, in denen es am wenigsten Hoffnung gab. Sieben davon allein an der Kreuzung Middlesex Street und Wentworth Street ... ‚Weiber! Weiber! Leimische Beigel!‘, rufen die Frauen ... und wenn die Schatten schon länger werden ... beschwören sie immer noch bei ihrem Leben oder der Freundlichkeit des Shem Yisborach (Gottes) für Israel die Qualität ihrer Waren.»

Whitechapel war wohl nur deshalb das berühmteste jüdische Viertel von London geworden, weil Jack the Ripper dort im Jahr 1888 seine Verbrechen begangen hatte. Mein Vater lebte in dem wohlhabenderen und weniger bekannten Stamford Hill. Heute hat Stamford Hill die grösste Chassidische Gemeinde in ganz Europa und wird oft die «Quadratmeile der Frömmigkeit» genannt, weil hier so viele streng orthodoxe Juden auf dem Weg zu oder von ihren Synagogen zu sehen sind. Eine Schule dort hat sich letzthin geweigert, Shakespeares Werke zu behandeln – wegen seiner antisemitischen Ansichten.

Zur Zeit meines Vaters war es noch anders. Stamford Hill war kein Ghetto wie Whitechapel, und London war die grösste kosmopolitischste Stadt der Welt. Er passte eigentlich nie so recht dorthin. «Die Strassenpflaster waren nicht koscher», pflegte er zu sagen, und die ganze Familie wusste dann, was er meinte. So kam es wieder zu einem schicksalhaften Wechsel – einem Was-wäre-wenn –, als mein Vater einen Brief von seiner Mutter Ruchla-Lea erhielt. Ihr anderer Sohn, mein Onkel Moyshe, der Schneider von Szopienice (Schoppinitz) nahe Kattowitz war ihr keine Hilfe, und die alte Dame hatte Mühe, sich in Będzin noch selbst zu versorgen. Nun bat sie meinen Vater, nach Hause zu kommen.

Ich weiss nicht genau, wann das war. Wenn es nach dem Ersten Weltkrieg war, tobten in Russland bereits die Wirren der Revolution, und die Kinder

von Będzin mussten nicht mehr für den Zaren beten. Wenn es vor dem Ersten Weltkrieg war, hatte sich die Bedrohung der Zwangsrekrutierung erledigt, denn Będzin war von August 1914 bis zum Waffenstillstand 1918 unter deutscher Besatzung.

Es gibt ein Foto meines Vaters, das irgendwann kurz nach seiner Rückkehr nach Polen beim Fotografen aufgenommen wurde. Er war ein gut aussehender Mann Anfang zwanzig, mit einem steifen, gestärkten Hemdkragen und auf Hochglanz polierten Schuhen. Er wirkt sehr ernst, wie es seinem Status in der Stadt zur Zeit meiner Geburt angemessen war, aber um seine Lippen spielt trotzdem ein leichtes Lächeln. Manchmal denke ich, er hat auch viel Humor gebraucht, um mich grosszuziehen. Seltsam ist nur, dass sein Anzug – das Jackett steht offen, sodass man die Weste und die Uhrkette sieht – zu gross wirkt. Besonders seltsam ist das, weil mein Vater ja Schneider war, sogar Mitglied der Vereinigung der Schneidermeister. Vielleicht entspricht dieser Anzug einfach der damaligen Mode.

Mein Vater heiratete zum ersten Mal kurz nach seiner Rückkehr nach Będzin. Viele Jahre später gab es Gerüchte in der Familie, seine erste Frau sei bei der Geburt der Tochter Hendla gestorben, aber das stimmt nicht. Sie müssen sich irgendwann getrennt haben, denn ich erinnere mich an diese Frau. Wir hatten zwar nichts weiter mit ihr zu tun, aber ich wusste, wer sie war. So ist das in frommen orthodoxen Familien. Vermutlich gab es irgendeinen Skandal, und danach sprach man nicht mehr von ihr. Meine Grossmutter Ruchla-Lea, die mit uns in der Modrzejowska-Strasse 77 lebte, war die Quelle solcher Geschichten, aber sie erzählte sie in aller Ruhe, fast nebenbei, als Gutenachtgeschichten bei Kerzenlicht. Hendla, die Tochter meines Vaters, lebte bei uns. Sie war wohl fünf Jahre älter als ich. Und ihre Mutter besuchte ihre eigene Schwester in unserer Nachbarschaft und sprach dann auch mit Hendla. Ich glaube, sie heiratete einen Ladenbesitzer in einer Nachbarstadt, aber meine Erinnerung daran ist sehr vage, sie ist nur noch einer der vielen Schatten aus meiner Vergangenheit.

Meine Mutter hiess Fajgla. Sie war eine freundliche Frau und immer für mich da, wie man heute so sagt. Sie war eine gute Mutter, wie die meisten

1 Der Garten Eden

jüdischen Mütter. Damals war mir das nicht klar, aber ich war wohl ihr Lieblingskind. Oder vielleicht musste sie einfach nur mehr Zeit und Energie dafür aufbringen, mich zu verteidigen, so wie ich war. Kann sein. Sie trug manchmal den *sheitel*, aber sie war nicht so religiös wie mein Vater. Nathan war ihr ältester Sohn, zwei Jahre älter als ich. Uns verband eine Art Hassliebe, wie es bei fast gleich alten Brüdern oft der Fall ist. Wir hatten ein sehr unterschiedliches Temperament und haben uns gestritten, solange wir beide lebten. Ob ich ihn trotzdem irgendwie geliebt habe? Natürlich, er war ja mein Bruder. Und Blut ist dicker als Wasser, gerade auch in jüdischen Gemeinschaften.

Wenn ich nur wenig über meine anderen Geschwister erzähle, dann weil ich sie eigentlich nie richtig kennengelernt habe. Hendla war reizend, freundlich und intelligent. Sie war nie die grosse Schwester, die alles bestimmen wollte, weil sie wusste, dass das nicht funktionieren würde. Chana war ebenfalls sehr hübsch – ich war sechs Jahre alt, als sie geboren wurde. Dann gab es noch meine Brüder Majer, der drei Jahre jünger war, Wolf, der 1935 geboren wurde, und Josek, Jahrgang 1938. So sah unsere Familie aus: Grossmutter Ruchla-Lea, Vater Lejbus, Mutter Fajgla und wir Kinder.

Man könnte vielleicht sagen, dass die Pivniks in den Dreissigerjahren die soziale Leiter hinaufstiegen. Wir hatten ein Radio und abonnierten eine Zeitung. Vaters Zeitung war jiddisch, Mutter und Hendla lasen auch noch eine polnische. Meine Grossväter auf beiden Seiten waren Hausierer gewesen, Männer, die stundenlang durch die Strassen zogen, immer hinter ihren Pferdekarren her, und häufig ohne jeden Erfolg. Einer starb an der Cholera, der andere ertrank in einer dunklen Nacht auf dem Heimweg von einem Bauernhof. Er nahm eine Abkürzung, verirrte sich und fiel in den Fluss. Er wurde dreiundfünfzig Jahre alt. Mein Vater war dann schon Schneider, hatte also einen respektablen Beruf, der uns einen Handwerkerstatus verlieh. Seine Werkstatt mit den Stoffballen, Garnspulen und riesigen schweren Scheren ist heute kaum noch zu erkennen. Sie befand sich auf der anderen Seite des gepflasterten Hofes in der Nummer 77.

Er arbeitete sechs Tage die Woche, fertigte Anzüge, Jagdjacken und Röcke. Mein Onkel Moyshe in Szopienice mit seinen buschigen Augenbrauen und den funkelnden Augen hatte sich auf Uniformen für Beamte spezialisiert. Damals trug jeder in Polen eine Uniform – Postbeamte, Bahnbeamte, Polizeibeamte, Feuerwehrleute. Selbst Armeeangehörige und Offiziere kamen mit Bestellungen: Paradeuniformen oder ganze Ausstattungen für den Dienst in der stolzesten Armee Europas. Ihre Geschichte reichte schliesslich bis zu Marschall Poniatowski und die Lanzenreiter an der Weichsel zurück.

Ich höre immer noch das Summen aus der Werkstatt meines Vaters. Mutter, Hendla und Nathan arbeiteten dort mit, und auch ich, wenn die Nachfrage gross war oder mein Vater zu einem Gespräch mit dem Rabbi gegangen war. Wir besaßen nur eine Nähmaschine, die andere mussten wir verkaufen, um die Kosten für das Sanatorium aufzubringen, in dem ich wegen meiner Lunge eine Weile gelegen hatte. Nathan hatte auch noch eine andere Arbeitsstelle, aber wann immer er konnte, ratterte er mit seinem schicken Fahrrad durch die Stadt und lieferte die Waren meines Vaters aus. Ich erinnere mich auch noch an die Wohnungen, in denen wir lebten, und an den Hof, in dem sich schon vor meiner Geburt eine kleine Gemeinschaft entwickelt hatte. Die Häuser hatten sogenannte französische Dächer, und unsere Wohnung verfügte über zwei geräumige Zimmer und eine Küche. Ich schlief mit Nathan zusammen in einem Bett, und unsere Eltern teilten ihr Bett mit den kleineren Jungen. In dem anderen Zimmer, genauer gesagt, der Küche, schliefen Hendla und Chana sowie meine Grossmutter Ruchla-Lea. Nach heutigen Standards war es ziemlich eng, aber irgendwie bereitete es uns auch auf das vor, was später kam.

Wir hatten eine gewisse «Aufwärtsmobilität», wie man es heute nennen würde, aber wir hätten uns nie leisten können, die Wohnung zu kaufen. Vater hatte sie von Herrn Rojecki gemietet, einem nicht jüdischen Polen, der im ersten Stock über dem Torbogen wohnte, der sich zum Hof öffnete. Dort lebte er mit seiner Frau und einem unverheirateten Bruder. Er hatte keine Kinder, aber zwei kleine Hunde. Ich weiss nicht, welche Rasse das war, aber

1 Der Garten Eden

sie schienen immer zu frieren, denn sie zitterten mit ihrem kurzen Fell in den harten polnischen Wintern.

Herr Rojecki war ein sehr grosser, dicker Mann, jedenfalls in meinen Kinderaugen. Er war katholisch und Mitglied einer rechten politischen Gruppe in der Stadt, wie ich heute weiss. Trotzdem war er freundlich zu allen Juden und beschützte seine Mieter rund um den Hof energisch. Und er entfachte in Nathan und mir eine neue Leidenschaft: Auf dem Dachboden über seiner Wohnung befand sich ein Taubennest, und Rojecki gestattete uns, dort einen Taubenschlag zu bauen. Es war etwas Besonderes mit den Tauben – ihre Federn sind so weich, wenn man sie streichelt, und ihr sanftes Gurren klingt irgendwie tröstlich.

Im Erdgeschoss war ein Lebensmittelladen, erinnere ich mich, und Vater stellte in einem der Schaufenster seine Waren aus. Ein anderer Laden im Hof verkaufte Sackleinen, und gegenüber lagen die Räume des Pferdehändlers Piekowski. Manchmal verkaufte er Pferde an die Artillerieeinheit, die in der Stadt stationiert war. Er stellte auch Stahlseile für die Industrie her.

Heute würde man in Bezug auf unseren Hof wohl von einer blühenden Heimarbeit sprechen. Es ging dort sehr geschäftig zu, überall gab es Kohlenkeller und jede Menge Kinder. Alle ausser Rojecki hatten Kinder, und ich spielte mit ihnen Murmeln und Fussball, wir sprangen in die Pfützen und schlitterten auf dem Eis. Drei oder vier Häuser weiter gab es eine Gastwirtschaft, in der Essen, Erbsen und Bohnen und auch Bier verkauft wurden. In dieser Gemeinschaft kannte jeder jeden. Wir hatten denselben Glauben und alle gleichermassen zu kämpfen, um die schwierigen ökonomischen Bedingungen der Dreissigerjahre zu meistern. Armut lauerte überall. In der Gastwirtschaft wurde angeschrieben, und die Stammgäste bezahlten, wenn sie konnten. An Samstagen gingen sie allerdings nie dorthin.

Im Rückblick kann ich sagen, dass drei Faktoren meine Kindheit in Będzin bestimmten: Zum einen die Familie, die ich, wie alle anderen, für selbstverständlich hielt, bis es zu spät war, um ihre Bedeutung zu geniessen. Dann die Religion, und der dritte war die Bildung.

Früher, vor meiner Zeit, gingen Religion und Bildung Hand in Hand. Neben der grossen Synagoge stand die Akademie, das Lehrhaus, das 1859 gebaut worden war, damit die Frommen jeden Tag kommen konnten, um zu lernen und zu beten. Im jüdischen Glauben gibt es Gebete für jede Minute des Tages auf der Grundlage der Davidpsalmen. Wenn ich von der Schule kam, sagte mein Vater immer: «Setz dich, wir wollen zusammen beten.» Zur Zeit meines Grossvaters war Reb Abram Litwik der Vorsteher der Schneider gewesen. Er hatte für sie in der Akademie Psalmen rezitiert: «Selig, wer in deinem Hause leben darf...» Er ging immer als Letzter.

Damals lernten alle Jungen ab einem Alter von vier Jahren in der *heder*, einer Art religiöser Grundschule, wo sie mit «dem Buch» vertraut gemacht wurden, den Lehren des Talmud und der Thora. Alle Texte mussten auswendig gelernt werden, und wehe dem Jungen, der nicht gut lernte. Als ich so weit war, hatte sich das alles etwas entspannt, zum Teil, weil in den Dreissigerjahren weniger Juden in Będzin lebten, zum anderen wegen eines charismatischen Lehrers namens Yoshua Rapaport. Er kam aus Warschau und war einer der inspirierendsten Lehrer seiner Generation. Wir stellten damals unsere Lehrer nicht infrage. Das galt für alle Kinder, ob sie jüdisch waren oder nicht. Herrn Rapaport konnte ich eigentlich nicht leiden. Er war der Direktor meiner Schule und wirkte immer sehr hochmütig – ich fürchtete mich ein wenig vor ihm. Dummköpfe waren sicher nicht sein Fall, aber er eröffnete uns allen Möglichkeiten der Bildung. Da er selbst ein eifriger Sportler war, setzte er Ballspiele auf den Lehrplan. Und er gründete das erste Orchester unserer Stadt.

Meine Schule war in etwa das, was man heute eine staatliche Grundschule nennen würde. Morgens sangen wir, dann gab es stundenlang Unterricht in Fächern wie Geografie und Mathematik, Metallarbeit und Holzarbeit. Die Unterrichtssprache war Polnisch, unsere Lehrer waren Christen. Meine Lehrerin in der dritten Klasse, der letzten Klasse, die ich besuchte, hiess Katschinska. Wir trugen eine Schuluniform, dunkelblau mit einem grünen Streifen an den Hosenbeinen, und dazu kleine runde Mützen mit grünem Besatz.

1 Der Garten Eden

Die Lehrer inspizierten uns, da sie wie viele Generationen vor ihnen der Meinung waren, dass Reinlichkeit gleich nach der Göttlichkeit kam. Sie schauten nach unseren Ohren und Hälsen und sorgten dafür, dass unsere weissen Hemdkragen steif gestärkt waren. In der Schule trugen wir Hausschuhe, denn das Gebäude war neu und hatte eine Zentralheizung und blitzblank gebohnerte Böden. Auf solchen Böden konnte man nicht mit Strassentiefeln herumlaufen. Mir gefiel am besten das Gärtnern. Das Fach hatte einen anderen, hochtrabenderen Namen, aber letzten Endes war es eben Gärtnern. Jede Klasse hatte ein eigenes Beet, und wir bauten um die Wette Blumen, Tomaten und Rettiche an. Ich mochte die Erde, die frische Luft, die Sonne. Tafeln und Kreide und Fragen und Antworten waren weniger mein Fall. Natürlich sollte die Schule echte Männer aus uns machen. Aber am Ende kam es dann doch so, dass eine ganz andere Institution das erledigte. Eine Institution, die sich Herr Rapaport und Fräulein Katschinska niemals hätten vorstellen können.

Mittags gingen wir alle nach Hause, ich also in den Hof Nummer 77. Manchmal nutzten wir die Gelegenheit für ein bisschen verbotenen Fussball in einer Gasse. Heute denke ich, das waren meine wichtigsten «Sozialkontakte». Mein Vater achtete sehr auf meine Bildung und fragte mich ab, was ich gelernt hatte. Aber sei wahres Interesse galt dem Nachmittagsunterricht. Der wurde auf Hebräisch gehalten und umfasste religiöse Unterweisung, und er fand nicht in der Schule oder der Synagoge statt, sondern in Privathäusern. In jeder Klasse waren fünfundzwanzig Jungen, und der Lehrer und sein Gehilfe unterrichteten uns in den Geheimnissen unseres Glaubens. Vater fragte mich jeden Samstag ab, und wenn ich zögerte oder etwas nicht wusste, dann bekam ich seine Hand oder gar seinen Gürtel zu spüren.

Ich sehe meinen Vater noch vor mir – einen achtsamen, sehr genauen kleinen Mann mit ordentlich gestutztem Bart. Er spielte mit uns weder Fussball noch Murmeln, aber das heisst nicht, dass er kein guter Vater war. Denn er war ein guter Vater. Die Zeiten haben sich geändert. «Wer die Rute schont, verdirbt das Kind», lautete eine Maxime seiner Generation überall in Europa.

Und ich erinnere mich, dass ich staunend auf dem Boden sass, wenn er uns die Geschichten von Noah und der grossen Flut erzählte, von Joshua und der Eroberung Jerichos und von der Geschichte eines stolzen Volkes, das Gott auserwählt hatte. Meine Mutter und Hendla halfen mir bei den Hausaufgaben, und die einzigen Bücher, an die ich mich bei uns zu Hause erinnere, hatten religiöse Inhalte.

Manchmal denke ich traurig, dass ich wohl einfach nur ein unartiger Junge war. Ich ging ins Kino – es gab drei Kinos in Będzin – und liebte Cowboyfilme und *Tarzan* mit Johnny Weissmüller, wie er sich mit lautem Schrei durch den Dschungel schwang. Das war so weit ganz in Ordnung und allgemein akzeptiert, aber es gingen auch Fensterscheiben zu Bruch, wenn wir Fussball spielten, oder wir klauten Obst aus dem Garten von Herrn Rojecki. Ich erinnere mich an eine Dame mit einem grossen, ulkigen Hut. Wenn man ein kleiner Junge ist und es schneit, und da kommt eine Dame mit einem ulkigen Hut ... na ja, sie wurde zur Zielscheibe für unsere Schneebälle. Heute tut es mir leid.

Ich hatte Schlittschuhe mit Stahlkufen, und manchmal jagten wir den Wagen (keine grosse Herausforderung) oder Strassenbahnen (das war lebensgefährlich, einer von uns büsste dabei einen Arm ein) nach. Mehr als einmal war die Polizei hinter uns her. Wer weiss, heutzutage würde man mir vielleicht eine offizielle Verwarnung aufbrummen.

Wenn ich erwischt wurde, bekam ich den Gürtel meines Vaters zu spüren. So war das eben. Meine Mutter griff manchmal ein, wie Mütter es nun mal tun, um die Schläge abzumildern. Sie hätte sie wohl auf sich genommen, wenn das möglich gewesen wäre. Wann immer es ein Problem – mit meinem Benehmen oder sonst – gab, zog mein Vater die Bibel zurate. Er hatte einen guten Ruf in unserer Gemeinde, Menschen in Schwierigkeiten wandten sich an ihn, und er redete stundenlang mit ihnen. Dabei sass er im Schneidersitz in seiner Werkstatt und nähte eifrig weiter. Wenn er selbst keine Antwort parat hatte, ging er zum Rabbi oder verbrachte einige Zeit im *stibl*, dem Gebetsraum.

Ich muss etwa elf Jahre alt gewesen sein, als Hendla uns eröffnete, dass sie nach Palästina auswandern wollte. Jahrhundertlang hatten sich die Juden in der Diaspora nach dem gelobten Land gesehnt, nach Kanaan, dem Land, in dem Milch und Honig flossen, wie uns die Bibel lehrt. Dieses Heimatland der Juden war Palästina, von Arabern bewohnt und von den Briten verwaltet, dem immer noch mächtigsten Empire der Welt. Junge Juden und Jüdinnen wollten dorthin auswandern und einen jüdischen Staat gründen, und wie in allen jüdischen Gemeinden gab es auch in Będzin Jugendklubs und Organisationen jeder politischen Couleur. Hendla hatte sich einer solchen Gruppe angeschlossen, die *Gordonia* hiess. Auch Nathan war dort Mitglied. Sie trugen blaue Schals mit einem besonderen Ring, sprachen über Palästina und lernten Hebräisch. Es hiess, man brauche ein Jahr Vorbereitung, bevor es losgehen konnte, und diese Zeit der Vorbereitung wurde *Hachschara* genannt. Die eigentliche Emigration, die Tausende Juden inzwischen nach Palästina geführt hatte, wurde *Alijah* genannt. Aber Landwirtschaft? In der Wüste? Meine Eltern waren nicht sehr begeistert, ausserdem fürchteten sie wohl, Hendla würde zu viel Kontakt mit Nicht-Juden haben, nicht koscheres Essen zu sich nehmen und womöglich schwanger werden. Ich verstand ihre Bedenken nicht, schliesslich hatte ich Hendla noch nie mit einem Jungen gesehen, vielleicht weil ich zu jung für den Jugendklub war. Und im Übrigen spielte Hendla nicht Fussball – oh Wunder! Wir waren einfach nicht auf derselben Wellenlänge. Hendla bekam nie die Chance, nach Palästina zu gehen, obwohl mein Vater immer wieder mit dem Rabbi darüber sprach.

So sah also meine Kindheit aus. Będzin hatte natürlich seine eigenen Probleme. Wenn man die Lokalzeitungen aus den Dreissigerjahren liest, spürt man die Spannungen: Streitigkeiten bei der Generalversammlung der Talmud Thora; Menschen, die sich gegenseitig als Schurken bezeichnen und mit Fäusten drohen. Sogar auf dem Gelände der Synagoge gab es Schlägereien. Ein Kommentar in der Zeitung lautet: «Wir brauchen Frieden in unserer Stadt.»

Aber ich war erst zwölf Jahre alt und wusste von alledem nichts. Für mich standen Fussball und der Schulgarten und der Geruch nach Pferdedung in

Nummer 77 im Vordergrund, Herr Rojeckis zitternde kleine Hunde und das Gurren der Tauben. Und ich genoss die Zeit auf heiligem Boden, in Wodzisław Śląski, wo die Familie meiner Mutter lebte. Die Kiefern, den Fluss, das Brot, den Käse. Den Garten Eden.

Aber da gab es noch einen anderen, der eine Idee vom Garten Eden hatte. Ein bayerischer Ex-Gefreiter, der sich kurz nach dem Ersten Weltkrieg in Deutschland einer rechten Organisation angeschlossen hatte. Das einzige Problem bestand darin, dass er seinen Garten Eden in einem anderen Land errichten wollte.

In meinem Land.

2

Eine Welt wird auf den Kopf gestellt

Ich feiere meinen Geburtstag nicht mehr. Schon lange nicht mehr. Genauer gesagt, seit dem 1. September 1939, denn an diesem Tag marschierten die Deutschen in Polen ein. Ich weiss nicht, ob ich an diesem Geburtstag noch Geschenke bekam, vermutlich schon. Es waren schwierige Zeiten, aber meine Mutter war daran gewöhnt, mit der Familienkasse zu jonglieren, und meine Eltern hätten mich nie enttäuscht. Es war ein Freitag, ein warmer Spätsommertag, und der Himmel über Będzin war wolkenlos. Die Schule hatte nach den Sommerferien noch nicht wieder begonnen, erst am Montag würde es so weit sein. Und so spielte ich mit meinen Freunden auf der Strasse. Wer dabei war, weiss ich nicht mehr genau, aber vermutlich Yitzhak Wesleman, Jurel und die drei Gutsek-Jungen. Einer von uns hatte sicher einen Fussball dabei. Irgendeiner hatte immer einen Fussball dabei. Aber an diesem Tag war alles anders.

Es lag nicht daran, dass ich dreizehn Jahre alt geworden war, wir hatten noch keine Vorstellung davon, Teenager zu sein. Es hatte nichts mit uns zu tun, und doch waren wir darin gefangen. Etwas ging unten in den grossen Kasernen vor sich, gleich beim Bahnhof. Leute eilten dorthin, rannten zu zweit oder zu dritt die Strasse entlang, murmelten vor sich hin und machten ernste, erregte Gesichter. Wir folgten ihnen.

Ich habe immer gern Soldaten beobachtet, bevor Soldaten für mich auf einmal etwas ganz anderes bedeuteten. Unser Ortsregiment war die 23. Leichte Artillerie, die wie der grösste Teil der polnischen Armee noch beritten war. Wir Jungen sahen bei den Paraden auf dem Hauptplatz zu, wenn die

glänzenden Stiefel aufs Pflaster schlugen, betrachteten die kakifarbenen Uniformen mit den grünen Schulterklappen und den glänzenden Knöpfen und Abzeichen. Von Zeit zu Zeit verliessen sie die Stadt, um Manöver durchzuführen. Dann zogen die Pferde die lackierten Kanonen, und die Räder ratterten über die Steine.

An diesem Tag jedoch war es anders. Nichts war auf Hochglanz poliert, und selbst ein Dreizehnjähriger erkannte die Verzweiflung und Panik. Allerdings sahen wir nicht viel, weil so viele Zuschauer gekommen waren. Wir fragten ein paar Erwachsene, was eigentlich los war, warum dieser Aufruhr? Wir hatten doch schon so oft zugesehen, wenn die Soldaten ins Manöver gezogen waren. Kriegsspiele. Das machten Soldaten eben. Ich erinnere mich bis heute an die Antworten. Ein Mann drehte sich zu uns um und schaute uns mit all der schrecklichen Erfahrung eines langen Lebens an. Er sagte uns, die Deutschen seien einmarschiert. Wir sahen uns verständnislos an. Er versuchte es noch einmal, sagte, jetzt sei Krieg. Keine Reaktion. Er zuckte mit den Schultern und gab es auf. Vermutlich murmelte er eine böse Bemerkung über die Jugend von heute, wie es so viele Generationen schon getan hatten.

Ich blieb wohl bis zum Vormittag dort und beobachtete das Kommen und Gehen, hörte dem Knarzen der ledernen Stiefel zu, dem Schnauben und Wiehern der Pferde, dem Rasseln von Stahl und den gebrüllten Kommandos. Kurz vor Mittag öffneten sich die riesigen Kasernentore, und das Regiment marschierte hinaus. Keine Kapelle, keine Fahnen. Ein paar Leute in der Zuschauermenge jubelten den Soldaten zu, klatschten und winkten. Die Soldaten jedoch sahen ernst und konzentriert aus und starrten nur geradeaus.

Wir beobachteten, wie die Letzten von ihnen um die Ecke am Hauptplatz gingen, dann kehrten wir zu unserem Fussballspiel zurück. Erst nach einer Weile nahmen wir das Geräusch wahr: ein dumpfes Grollen wie Donner in den fernen Karpaten. Aber es wurde lauter. Manchmal hörte man über unsere Rufe und das Geräusch unserer Stiefel, die den Lumpenball trafen, in der Ferne ein Knallen und Krachen. So etwas hatten wir noch nie gehört, keiner

2 Eine Welt wird auf den Kopf gestellt

von uns. Aber jetzt wussten wir, dass der Krieg nach Będzin kam. Und nichts würde jemals wieder so sein wie früher.

Damals und noch lange danach wussten wir nicht, dass die Deutschen die polnische Grenze um fünf Uhr fünfundvierzig überschritten hatten, während das Morgengrauen wieder einen schönen Tag ankündigte. Eigentlich war der Einmarsch schon für den 25. August geplant gewesen, aber dann hatten sie ihn noch einmal aufgeschoben, um ganz sicher bereit zu sein. Ausserdem mussten sie warten, bis «wir» sie angriffen. Das war natürlich alles nur vorgeschoben. Am Vortag morgens um acht hatten polnische Truppen angeblich einen deutschen Radiosender in Gleiwitz angegriffen, gar nicht weit von Będzin entfernt. Jeder Pole wusste, dass das Unsinn war, aber die meisten Deutschen glaubten die Geschichte. Tatsächlich handelte es sich bei den angeblichen polnischen Angreifern um SS-Leute in gestohlenen Uniformen. Das ganze Fiasko war inszeniert worden, um den Polen die Schuld in die Schuhe zu schieben.

Es gab keine Kriegserklärung. Nur zivilisierte Länder gaben Kriegserklärungen ab. Die Deutschen gaben dem Angriff den Codenamen «Fall Weiss» und setzten dreiundfünfzig Divisionen gegen uns ein. Zu dieser Zeit hatten wir dreissig Infanteriedivisionen plus neun in Reserve, elf Kavalleriebrigaden und zwei motorisierte Brigaden, dazu ein paar kleinere Unterstützungseinheiten wie zum Beispiel die Pioniere. Die Armee von Krakau war am 23. März als Stützpfiler der polnischen Verteidigung gegründet worden. Sie war unsere nächste übergeordnete Einheit und bestand aus fünf Divisionen, einer berittenen Brigade, einer Brigade Gebirgsjäger und einer Brigade Kavallerie. Kommandeur war Oberst Władysław Powierza, sein Vorgesetzter war General Antoni Szylling, der Divisionskommandeur.

An diesem Freitag, als alles begann, wusste ich nichts von alledem, aber bald redeten die Erwachsenen von nichts anderem mehr, und wir schnappten vieles auf. Armeen, Divisionen, Bataillone, Regimenter, Kavallerie, Artillerie – alles nur Wörter, die mir vollkommen unverständlich waren. Als der

Nachmittag kam, traten wir immer noch gegen den Ball, aber jetzt hörten wir das Dröhnen von Propellerflugzeugen, die sich von Westen her näherten. Wir wussten, dass die polnische Luftwaffe einen guten Ruf genoss, aber wir hatten sie noch nie in Formation fliegen sehen. Es dauerte eine Weile, bis man seine Augen darauf eingestellt hatte und alles wahrnahm. Dann sahen wir die Welle tarnfarbener Bomber, deren Geschütze in der Sonne blitzten. Als sie die Burg erreichten, teilte sich die Formation, und einige Flugzeuge drehten ab, um verschiedene Teile der Stadt anzugreifen. Jetzt sahen wir die schwarzen Kreuze auf den hellblauen Unterseiten der Tragflächen. Viel später erfuhren wir, dass dies ein erstes Beispiel für die tödliche neue Taktik der Deutschen gewesen war: der «Blitzkrieg» hatte begonnen. Zuerst kam der Luftschlag, dann das Gemetzel am Boden. Während die Maschinen über uns dröhnten, ahnten wir nicht, dass die Stadt Wielun (Welun), etwa hundert Kilometer Luftlinie von uns entfernt, bereits bombardiert worden war. Drei Viertel der Häuser waren in Schutt und Asche gelegt, zwölfhundert Menschen waren tot, die meisten von ihnen Zivilisten.

Ich erinnere mich noch an das dumpfe Geräusch, als die ersten Bomben fielen. Sie trafen den Bahnhof mit dem Flachdach und der Jugendstilfassade, schlugen auf Zink und Kupfer und zerstörten die Kommunikationsmittel und die Lebensadern von Będzin. Es ist seltsam: Man hört nicht nur, wenn eine Bombe einschlägt, man spürt es. Die Druckwelle fühlte sich an wie ein Schlag in die Magengrube. Wir spielten weiter, aber weniger selbstsicher als zuvor. Schwarzer Rauch hing über den Türmen der Burg. Die Flugzeuge verschwanden so schnell, wie sie gekommen waren. Allmählich begriffen wir alle, dass etwas Schreckliches passiert war, und dachten an unsere Familien. Wir mussten jetzt wirklich nach Hause!

Ich rannte die Modrzejowska hinunter und durch Herrn Rojeckis Torbogen. Meine Mutter und Hendla bereiteten bereits das Sabbat-Essen für den Abend vor, aber von meinem Vater war keine Spur zu sehen. Ich wusste, er war in der Synagoge oder im *stibl*, gemeinsam mit den anderen Ältesten und dem Rabbi.

2 Eine Welt wird auf den Kopf gestellt

Irgendwer musste doch wissen, was da vor sich ging, warum uns der totale Krieg überschwemmte. Ich plapperte auf die beiden Frauen ein, erzählte, was ich gesehen hatte, und übertrieb dabei vermutlich schamlos, wie es Dreizehnjährige so tun. Meine Mutter sagte nichts dazu, sie plauderte nur übers Essen und den Sabbat. Instinktiv wusste ich, dass mein Vater an diesem Freitagabend keinen Obdachlosen mitbringen würde, wie sonst so häufig. Vermutlich hatte er meiner Mutter verboten, mit uns über die Ereignisse des Tages zu sprechen. Jahre später erfuhr ich, dass Grossbritannien und Frankreich bereits kurz davorstanden, Deutschland den Krieg zu erklären. Der britische Premierminister Neville Chamberlain hatte es im Radio bereits angekündigt. Die Briten evakuierten ihre Kinder vor dem «Blitzkrieg» aus den Städten, wir erlebten ihn unmittelbar. Für uns war er nicht länger eine abstrakte Bedrohung.

Von unseren Fenstern, die auf den Hof hinausgingen und von denen aus wir Vaters Werkstatt sehen konnten, nahmen wir die Rauchsäulen wahr, die an diesem Abend den Sonnenuntergang verdunkelten. Wir rochen den Brandgeruch in der warmen Luft – nicht den süssen Duft von brennendem Holz, den wir aus dem Garten Eden kannten, sondern einen scharfen, stechenden Geruch, den wir nicht kannten. Wir versammelten uns wie immer um den Tisch, als meine Mutter die Kerzen anzündete, aber es lag keine Freude in unseren Augen. Die Gespräche wirkten gestelzt und angespannt. Nach dem Essen sassen wir da und hörten Vater zu, der aus der Bibel vorlas, diese vertrauten Worte, die ich mein ganzes Leben lang kannte. Aber an diesem Abend war es anders. Es gab keine Verheissung eines neuen Morgens, das weiss ich heute.

Samstag, der 2. September, war Sabbat. Ein warmer, sonniger Tag. Normalerweise hätten wir uns auf den Weg zur Synagoge gemacht, gemeinsam mit Freunden und Nachbarn, um Gott zu danken. Aber an diesem Tag gingen wir nicht. Und es würde noch zwölf Jahre dauern, bis ich wieder einen Fuss in eine Synagoge setzen sollte. Es gab auch keine Feste mehr. Alle Rituale des jüdischen Jahreskreises wurden abgeschafft oder unmöglich gemacht.

Nathans Bar-Mizwa zwei Jahre zuvor war eine grosse Zeremonie gewesen. Meine wurde ein paar Wochen nach dem Einmarsch der Deutschen bei uns in der Küche begangen, ohne die Thora aus der Synagoge, ohne Rabbi oder Kaffee und Kuchen. An diesem Tag im September wurde ich sozusagen zum Mann. Am Tag zuvor hatte ich noch Fussball gespielt und Soldaten zugewinkt. Jetzt sah ich die Flüchtlinge, die vorbeizogen, traurige, obdachlose, gesichtslose Menschen, wie sie die nächsten sechs Jahre die Strassen Europas verstopfen würden. Es war wie der Exodus, von dem der Rabbi und mein Vater erzählt hatten, aber unter den Flüchtlingen waren auch Nicht-Juden, die gemeinsam mit den Juden ostwärts hasteten und versuchten, dem Vormarsch der Wehrmacht zu entkommen. Jede nur vorstellbare Art von Transportmitteln wurde benutzt. Die Wohlhabenden hatten Autos, die Geschäftsleute ihre Lastwagen. Andere schlugen auf ihre Pferde vor den Karren ein, Karren, auf denen sich ein ganzes Leben befand. Koffer, Taschen, Bettzeug und Matratzen, hier und da ein Vogelkäfig, ein Waschzuber. Noch herrschte keine Panik. Die Menschheit neigt ja zum Optimismus. Irgendetwas würde geschehen. Gott würde Hilfe senden. Aber sie blieben nicht lange in Będzin, die Stadt befand sich zu nahe an der Front, und es konnte gut sein, dass sie morgen schon mitten im Kampfgebiet lag.

Und dann die Gerüchte. Die nächsten sechs Jahre drehte sich mein Leben nur um Gerüchte. Die Deutschen bombardierten jede Stadt auf ihrem Weg und mähten die noch lebenden Zivilisten mit Maschinengewehren nieder. Ihre Stukas bombardierten die Flüchtlingsströme, die sich nach Osten bewegten. Aber keine Sorge, die polnische Armee drängte sie über die Grenze zurück. Alles würde gut.

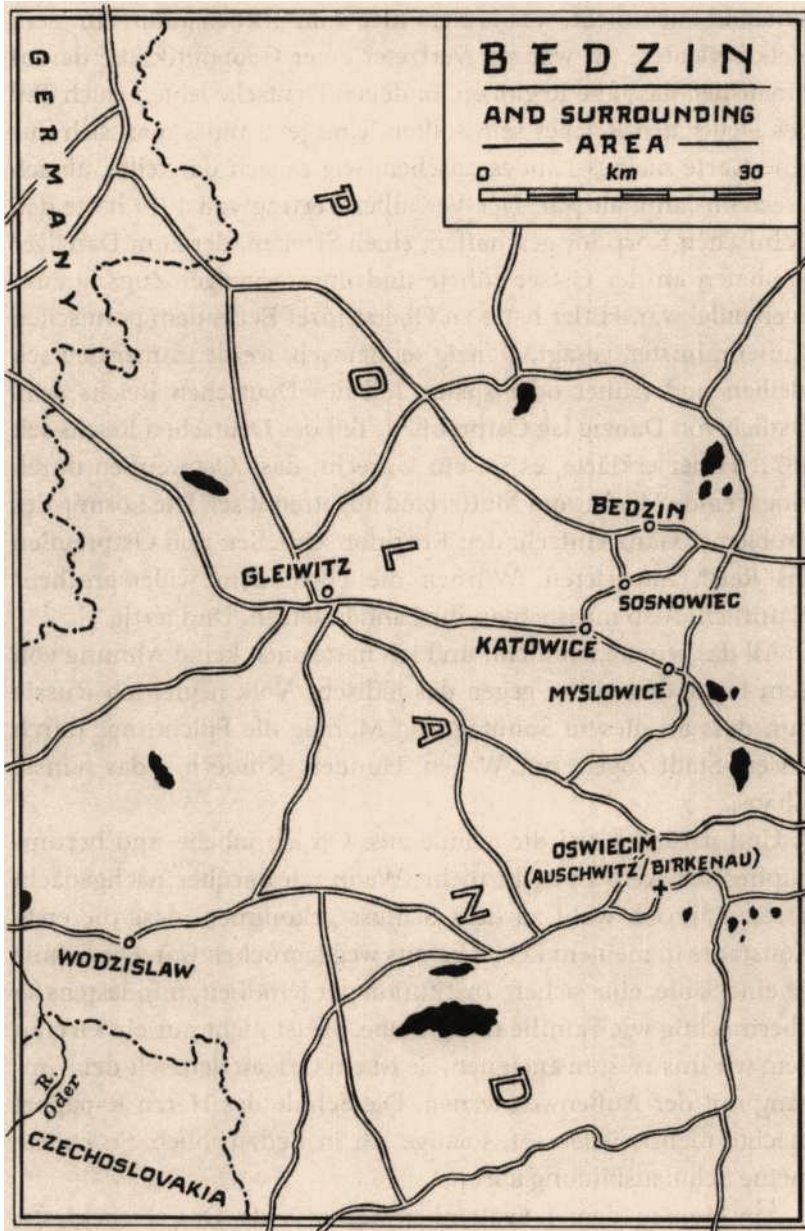
Die Wahrheit, die an jenem 2. September niemand in Będzin kannte, sah so aus: General Reichenaus 10. Armee und General Lists 14. Armee bewegten sich auf Krakau zu und schlugen jeden Widerstand nieder. General von Rundstedts Truppen hatten bereits die Warthe überquert. Mit erheblichen Verlusten – vielleicht kam deshalb das Gerücht auf, die polnische Armee

würde die Deutschen zurückdrängen –, aber unaufhörlich. Immer weiter Richtung Osten. Der Angriff vollzog sich so schnell, dass unsere Armee sich gar nicht versammeln konnte, und die Reservisten um *Tarnów* (*Tarnow*) konnten nicht schnell genug zum Einsatz gebracht werden.

Ich erinnere mich nicht, was ich an jenem Samstag oder am darauffolgenden Sonntag tat. Vermutlich spielte ich mit meinen Freunden und wir tauschten die Gerüchte aus, die wir an den Strassenecken und zu Hause gehört hatten. Nur bei uns zu Hause wurde kein Wort über den Krieg gesprochen. Einige Erwachsene klammerten sich an den Strohalm der Unterstützung durch die Alliierten. Die Briten und Franzosen, so erklärte das polnische Radio, hatten Deutschland ein Ultimatum gestellt, sich entweder sofort aus Polen zurückzuziehen oder auf einen Zwei-Fronten-Krieg einzulassen. Das klang doch gut, sagten die Erwachsenen, nicht einmal ein Verrückter wie Adolf Hitler würde einen solchen Krieg riskieren.

Ich erinnere mich nicht, dass detaillierter über Politik gesprochen wurde, jedenfalls sprach mein Vater vor uns Kindern nicht darüber. Vielleicht wusste Hendla mehr, aber sie war ein Mädchen und verstand wohl auch nicht wirklich, was vor sich ging. So dachte ich zumindest.

Bis heute können Historiker nicht sagen, wie verrückt Adolf Hitler eigentlich war. Einige sprechen von seinem Narzissmus, seiner Arroganz, seinem obsessiven Rassismus und seinem zunehmenden Grössenwahn. Der Zweite Weltkrieg, so sagen sie, war Hitlers Krieg, man muss sich nur diesen komischen kleinen bayerischen Gefreiten ansehen (der eigentlich aus Österreich kam), um die entsetzlichen Ereignisse der Vierzigerjahre zu erklären. Andere, zumeist aus einer anderen Generation, betrachten die äusseren Einflüsse genauer, sprechen von den Auswirkungen des verlorenen Ersten Weltkriegs, von der Weltwirtschaftskrise, die Deutschland besonders hart traf. Und sie sprechen von der Ungerechtigkeit des Versailler Friedensvertrags, der eine einst stolze Nation demütigte und ausplünderte.



Bedzin und seine Umgebung.

2 Eine Welt wird auf den Kopf gestellt

Ich hatte keine Ahnung, was «Grossdeutschland» sein sollte, ich verstand auch nicht, was Hitlers Idee vom «Lebensraum» für sein Volk bedeutete. Er war ein Vertreter einer Geopolitik, die darauf hinauslief, dass alle Regionen, in denen Deutsche lebten, auch Teil des Deutschen Reiches sein sollten. Und jetzt muss man sich nur eine Karte meines Landes ansehen, wie es sich darstellte, als ich dreizehn Jahre alt war. Der Versailler Vertrag von 1919 hatte den Polnischen Korridor geschaffen, einen Streifen, der zum Danziger Freihafen an der Ostsee führte und unser einziger Zugang zum Seehandel war. Hitler hatte zu Oberst Jozef Beck, dem polnischen Aussenminister, gesagt, Danzig sei deutsch, werde immer deutsch bleiben und früher oder später Teil des Deutschen Reichs sein. Östlich von Danzig lag Ostpreussen, Teil des Deutschen Reichs seit 1871. Hitler erklärte, es sei ein Unrecht, dass Ostpreussen durch eine fremde Macht vom Mutterland abgetrennt sei. Die Lösung des Problems? Ganz einfach: den Korridor schliessen und Ostpreussen ins Reich integrieren. Würden die Polen dem widersprechen? Natürlich. Also musste man ihr Land besetzen. Und fertig.

All das wusste ich nicht, und ich hatte auch keine Ahnung von dem Hass, den Hitler gegen das jüdische Volk hegte. Ich wusste nur, dass an diesem Sonntag und Montag die Flüchtlinge durch unsere Stadt zogen, mit Wagen, Hunden, Kindern – das reinste Chaos.

Und natürlich fiel die Schule aus. Ob ich jubelte und herumhüpfte? Ich weiss es nicht mehr. Wenn ich darüber nachgedacht hätte, wäre ich wohl zu dem Schluss gekommen, dass die erste Konstante in meinem Leben bereits weggebrochen war. Die Schule ist eine Säule, eine sichere Institution der Kindheit, mindestens so übermächtig wie Familie und Glaube. Sie ist nicht nur ein Ort, an dem wir uns Wissen aneignen, sie ist ein Ort, an dem wir den Umgang mit der Aussenwelt lernen. Die Schule des Herrn Rapaport machte nicht wieder auf, solange ich in Będzin blieb. So endete meine Schulausbildung abrupt.

Am Montag, dem 4. September, waren sie da. Das verrückteste, aber hartnäckigste Gerücht hatte gelaftet, die Briten und Franzosen würden ihre Ar-

meen schicken, um uns zu retten. Niemand, schon gar nicht ein Kind von dreizehn Jahren, fragte nach, ob das denn möglich sei. Wie sollten sie hierherkommen, und dann auch noch so schnell? Tatsächlich hatte in Grossbritannien Neville Chamberlain seine berühmte Verlautbarung am Sonntagvormittag um elf Uhr an sein Volk herausgegeben. Erst um fünf Uhr am Nachmittag folgten die Franzosen. Es würde nie britische oder französische Truppen in Polen geben, aber das konnten wir damals nicht wissen.

Nördlich von uns war die Łódźer Armee mehrmals geschlagen worden. Reichenau hatte die Warthe erreicht, List marschierte auf Krakau zu. Bis Montag war er 80 Kilometer weit vorgedrungen. Aber in diesen Septembertagen waren Gerüchte, nicht Fakten die gängige Währung in Będzin. Die Briten und Franzosen waren auf dem Weg zu uns, hiess es. Wir waren begeistert. Die Leute lachten und plapperten vor sich hin. Frauen und Mädchen sammelten in diesem heissen, trockenen Sommer Blumen, um sie unseren Rettern zuzuwerfen und die mutigen Männer zu begrüßen. Wir warteten an der Hauptstrasse, zitternd vor Aufregung, und lauschten kurz nach Mittag auf das Grollen schwerer Fahrzeuge, die sich von Westen her näherten. Jubel wurde laut, die Leute weiter unten an der Strasse mussten sie schon sehen können, die rot-weiss-blauen Flaggen.

Das Erste, was ich sah, waren dunkle Motorräder mit Beiwagen. Die Fahrer trugen tief heruntergezogene Stahlhelme und graugrüne Uniformen, die Waffen hatten sie um die Schulter gehängt. Sie waren schmutzig nach all den Stunden auf der Strasse, der Staub des Sommers lag wie eine dichte Schicht auf ihren Handschuhen und Schutzbrillen. Sie bewegten sich langsam und schauten sich wachsam um. Harte Männer mit harten Gesichtern. Hinter ihnen folgten grau lackierte Lastwagen mit krachenden Getrieben und ratternden Ladeflächen. Alle diese Wagen waren bis an den Rand mit Soldaten besetzt, die bis an die Zähne bewaffnet waren und uns grimmig ansahen. Zwischen den Lastwagen fuhren Geschützwagen mit Maschinengewehren und Kanonen. Das Gesicht des totalen Krieges.

Die Stimmung änderte sich. Die Blumen liessen ihre Köpfe hängen, der Jubel verstummte. Auch die Gespräche hörten auf, das Lächeln gefror auf furchtsamen Gesichtern. Ich stand bei ein paar jüdischen Flüchtlingen aus Düsseldorf, die zwei Jahre zuvor in unser Haus eingezogen waren. Sie waren vor der Verfolgung durch die Nazis geflohen, als Hitlers rassistisches Netz sich immer dichter um die Menschen zog. Ich erinnere mich nicht an die Namen, aber die Mutter sprach schliesslich aus, was wir alle dachten: «Das sind keine Franzosen oder Briten. Das sind deutsche Soldaten.»

Ihre Worte waren wie ein Startsignal für die Menge. Die Leute verteilten sich, nahmen die Blumen mit oder warfen sie verächtlich auf die Strasse. Die meisten wollten einfach nur schnell nach Hause. Nach Hause, die Türen verriegeln, die Fenster zuhängen. Und überlegen, was zu tun war. Ich ging nicht nach Hause. Die Wehrmacht faszinierte mich ebenso wie die Bomber zwei Tage zuvor. Ich verstand es damals nicht und kann es bis heute nicht richtig erklären. In der riesigen Menge von Soldaten, die in unsere Stadt einzogen, befand sich ein offener Lastwagen. Die Fahrer waren Deutsche, aber auf der Ladefläche waren Männer in polnischen Uniformen. Sie lachten und machten Witze, als wäre es ganz normal und natürlich, in einem Fahrzeug des Feindes mitzufahren. Ich hätte sie mir genauer ansehen sollen, um festzustellen, ob sie Waffen trugen. Wenn nicht, waren es vielleicht Kriegsgefangene. Wenn ja, warum waren sie dann so guter Stimmung? Wenn es Deutsche waren, weshalb trugen sie polnische Uniformen? Tagelang wurde darüber geredet, aber wir fanden keine Antwort. Vermutlich handelte es sich um sogenannte Volksdeutsche, also Polen deutscher Abstammung, die die Invasoren mit offenen Armen begrüssteten. Einer von ihnen war ein kleiner, dicker Mann, den ich kannte, der Kapellmeister unseres Ortsregiments. Er trug die Schulterklappen eines Hauptmanns und hatte in unserer Schule gelegentlich Musikunterricht gegeben. Er nahm nie an Kämpfen teil und verliess Będzin auch nicht, soweit ich mich erinnere. Aber ich weiss bis heute nicht, was eigentlich mit ihm geschah, und so geht es mir mit vielen Begebenheiten aus den nächsten sechs Jahren.

Als ich irgendwann doch nach Hause kam, herrschte dort eine Art Belagerungszustand. Wir waren jetzt in der gleichen misslichen Lage wie die Flüchtlinge, die wir in der Stadt gesehen hatten. Jetzt war unser Zuhause von den Deutschen umzingelt. Aber wenn wir wegliefen, selbst wenn wir all unsere Habe auf einen Wagen packten – Vaters Nähmaschine, Nathans tolles Fahrrad, meine Schlittschuhe, all unseren Besitz –, wohin sollten wir uns wenden? An diesem Montagabend blieben wir im Haus, wagten uns höchstens einmal auf den Hof, aber nicht auf die Strasse. Überall fuhren Lastwagen durch die Dunkelheit, Megafon-Stimmen bellten verzerrte Befehle, immer wieder kam die Aufforderung, dass alle in ihren Häusern bleiben sollten – sonst würde geschossen. Wir taten, wie man uns befahl, hörten das Grollen der Lastwagen und gelegentlich auch Gewehr- oder Pistolenschüsse.

Ich kann nach so langer Zeit und allem, was noch geschah, gar nicht mehr in Worte fassen, wie ich mich fühlte. Natürlich hatte ich Angst, wer hätte keine gehabt? Ich war wie alle in meiner Umgebung als treuer Pole erzogen worden, wir hatten in der Schule jeden Morgen für den Präsidenten gebetet, ebenso wie mein Grossvater wohl für den russischen Zaren gebetet hatte. Damals war mir nicht klar, dass die polnische Regierung nicht viel für die Juden übrig hatte. Zwei Jahre vor dem Einmarsch der Deutschen hatte es in einigen polnischen Städten antisemitische Ausschreitungen gegeben, die fast schon an Pogrome grenzten. Die Erwachsenen hatten wohl Déjà-vu-Erlebnisse. Immer wieder waren Juden Opfer von Verfolgung gewesen. Wir waren aus unzähligen europäischen Ländern ausgewiesen worden, mussten weiterziehen, uns eine neue Heimat suchen. «Ihr habt kein Recht, unter uns zu leben.»

Wenn ich bisher so etwas wie Antisemitismus wahrgenommen hatte, dann höchstens in den Tagen nach Ostern. Ansonsten spielte ich das ganze Jahr mit Nicht-Juden wie mit Juden, darunter Jurek und die Gutsek-Brüder. Aber um Ostern herum gab es immer Schlägereien, weil uns dann die Christen beschuldigten, wir hätten Jesus Christus ermordet. Andererseits gab es auch sonst gelegentlich Schlägereien: wegen eines Fouls beim Fussball, einer ge-

hässigen Bemerkung ... Wenn der Krieg nicht gekommen wäre, hätten wir uns vermutlich in den nächsten Jahren irgendwann um die Mädchen geprügelt. Am nächsten Tag war alles vorbei und vergessen. Man trug die Platzwunden und Blutergüsse mit Stolz und vergass das Ganze. Die einzigen Schwierigkeiten, die ich mitbekam – Nathan erzählte manchmal davon –, gab es, wenn die Nicht-Juden ein Fussballspiel verloren. Die Streitereien wurden allerdings immer von Auswärtigen vom Zaun gebrochen. Bis zu diesem September hatte es in Będzin nie ein Pogrom gegeben.

Würde es so bleiben? Und wenn nicht, konnten wir Juden einfach weiterziehen, wie wir es immer getan hatten, und eine neue Zuflucht finden? Wo würden wir schliesslich einen neuen Garten Eden finden?

An die nächsten Tage erinnere ich mich nur noch wie durch einen Nebelschleier. Im übrigen Polen, so erfuhr ich später, wurde die Armee noch weiter zurückgedrängt, sodass wir isoliert und ohne Verteidigung waren. Am 6. September nahm Lists 14. Armee Krakau ein, die polnische Regierung verliess Warschau. Die polnische Armee war erschöpft, hoffnungslos in der Unterzahl und fast überall besiegt. Sie wurde auf eine Linie entlang den Flüssen Weichsel, Narew und San zurückbeordert. Einen Tag später musste sie sich sogar bis zum Fluss Bug zurückziehen.

Inzwischen galt unsere erste Sorge den Lebensmitteln. Es gab wohl irgendwie die Möglichkeit, Lebensmittel einzukaufen, aber die Ausgangssperre war nach wie vor in Kraft, und ab einer bestimmten Uhrzeit bewegten sich nur Deutsche auf den Strassen. Von neunzehn Uhr bis acht Uhr am nächsten Morgen mussten wir im Haus bleiben. In Będzin hatte es keine Kämpfe gegeben, es gab keine Ruinen und keine Mauerreste wie in so vielen anderen europäischen Städten in diesen Monaten. Aber überall waren Soldaten, die meisten in den graugrünen Wehrmachtsuniformen. Einige trugen Ketten um den Hals, das Zeichen der Militärpolizei. An Samstag nach dem Einmarsch – immer noch sprach niemand davon, zur Synagoge zu gehen –

veränderten sich die Uniformen. Jetzt sah man häufiger die blaugrünen Jacken der Zivilpolizei, und bald kamen auch Männer in hellbraunen Jacken mit rot-schwarz-weißen Armbinden mit dem Hakenkreuz dazu: Parteibürokraten der Nazis, die ins Rathaus und andere offizielle Gebäude einzogen und ihre Aktenschränke, Schreibmaschinen und Papiere mitbrachten. Eine der vielen Eigenheiten, die ich in den folgenden Jahren über die Nazis erfahren sollte, war ihre Detailversessenheit. Alles wurde mit dreifachem Durchschlag geschrieben, weitergeleitet und abgeheftet. Sie waren stolz auf ihre Leistungen. Aber was mich am meisten alarmierte, war die Tatsache, dass auch die Stadtpolizei von Będzin wieder zu sehen war. Entweder waren viele Volksdeutsche unter den Beamten, oder sie machten mit, um zu überleben.

Fast unmittelbar nach den ersten Tagen begannen auch die Razzien. Männer wurden von den Soldaten «ingesammelt», vor allem die orthodoxen Juden mit ihrer schwarzen Kleidung, den Schläfenlocken und langen Bärten. Sie wurden auf Plätzen und an Strassenecken zusammengetrieben und aus der Stadt gebracht, hinaus zu den Fabriken, die bei den Luftangriffen der vergangenen Woche zerbombt worden waren. Dort bekamen sie den Befehl, Blindgänger zu suchen, die noch einmal eingesetzt werden konnten. Die Männer waren für diese gefährliche Arbeit nicht ausgebildet und hatten auch keine Schutzausrüstung. Im Grunde waren sie nur menschliche Minensuchgeräte – sie waren ja entbehrlich. Wenn ein Blindgänger hochging und ein paar Juden in Stücke zerrissen oder schwer verletzt wurden, kein Problem.

Sehr genau erinnere ich mich an Freitag, den 8. September. An diesem Tag kamen die Einsatztruppen, wie man sie nannte. Wir kannten den Namen nicht und hatten auch keine Vorstellung, mit welchem Auftrag sie kamen. Die meisten sahen aus wie Polizisten in einer Art Kampfanzug. Andere trugen Wehrmachtsuniformen, allerdings mit schwarzen Schulterklappen und Blitzen an den Kragenspiegeln. Auf dem Ärmel trugen sie einen Adler. Sie kamen mit der üblichen bunten Mischung aus Motorrädern, Lastwagen und Geländewagen. Es handelte sich um Exekutionskommandos, vom Oberkom-

mando der Nazis dazu ausgesucht, mein Volk systematisch anzugreifen. Heute weiss ich, dass die Einheit, mit der wir es zu tun bekamen, von SS-Obergruppenführer Udo von Woysch befehligt wurde, einem schlesischen Adligen, der schon seit Jahren Mitglied der NSDAP war. Seine Einsatzgruppe umfasste etwa zweitausend Männer in einer besonderen Zusammensetzung, die typisch für diese Einheiten war. Sie waren alle Mitglieder des Sicherheitsdienstes, bestehend aus verschiedenen Polizeiabteilungen wie Gestapo, Kripo und Ordo. Unter dem Oberbefehl von Heinrich Himmler, dem Reichsführer der SS, verbreiteten sie Angst und Schrecken in der Gegend um Kattowitz. Ihr Einsatz war der Beginn dessen, was die Welt später als den Holocaust kennenlernen sollte.

An diesem Nachmittag blieb ich im Haus, weil man sonst nirgendwo in Sicherheit war. Von Zeit zu Zeit hörten wir Schüsse in den Strassen der Stadt. Und dann, am Spätnachmittag, kam der Brandgeruch. Er unterschied sich von dem der brennenden Fabriken in der Woche zuvor. Ich wollte herausfinden, was da los war, aber meine Eltern liessen mich natürlich nicht gehen. Die Tage, an denen ich in vollkommener Sicherheit einen Ball durch die Strassen kicken konnte, waren vorbei. Meine Mutter hielt ihre Kinder bei sich. Als es dämmerte, schlich ich mich trotzdem aus der Wohnung und kletterte auf das Dach eines Schuppens, der sich an eine hohe Mauer lehnte. Der Himmel glühte rot, der schwarze Rauch stieg in den lilafarbenen Abend. Die grosse Synagoge brannte, das Symbol meines Volkes stand in Flammen. Die Balken krachten schon und brachen in sich zusammen. Und das am Sabbat, dem Tag des Herrn.

Ich weiss nicht, wie lange ich dort blieb, auf Zehenspitzen stehend und wie gebannt von dem Anblick. Keine Feuerwehr eilte herbei, das Feuer breitete sich auf die Häuser rund um die Synagoge aus, lauter jüdische Geschäfte, jüdische Wohnhäuser. Erst als Hendla nach mir rief, riss ich mich los. Die Pivniks waren an diesem Wochenende alle zu Hause und drängten sich zusammen, während die Welt um sie herum in Stücke brach.

Am Montagmorgen fassten wir Mut hinauszugehen. Wir hatten wohl auch nicht mehr viel zu essen im Haus, also musste es sein. Der Anblick, der sich uns bot, war unvorstellbar. Das ganze Wochenende über hatten die Einsatztruppen ihren Auftrag ausgeführt, und die Ergebnisse waren überall zu sehen. Leichen lagen in den Strassen, verkrampft im Todeskampf, ihr Blut als bräunliches Rinnsal am Strassenrand. Ich hatte noch nie einen Toten gesehen, und dies waren ja Menschen, die ich kannte: Nachbarn und Freunde unserer Familie, die noch vor ein paar Tagen ihrer Arbeit nachgegangen waren, ohne sich – glaube ich jedenfalls – irgendwelche Sorgen zu machen. Die meisten waren ältere Juden, die man leicht an ihrer frommen traditionellen Kleidung und ihren Hüten erkennen konnte – leichte Opfer für die Gewehrkolben und -kugeln der Einsatztruppen. Es wäre ein tröstlicher Gedanke, wenn man sich einbilden könnte, dass diese Männer einen schnellen Tod starben, aber so ist es wohl nicht gewesen. Man hat sie gequält, gedemütigt und geschlagen, zu Boden getreten und erschossen, als sie schon auf dem Boden lagen. Die Verletzungen in ihren blauschwarzen Gesichtern legten deutlich Zeugnis davon ab. Und es waren nicht nur Alte und Orthodoxe, die dort lagen. Es waren auch jüngere Leute beiderlei Geschlechts, sogar Kinder in meinem Alter, die an diesem Wochenende willkürlich von den Nazis erschossen worden waren. Wir hatten die Schüsse ja gehört.

Der schlimmste Anblick jedoch waren die Juden, die auf dem Hauptplatz von den Bäumen hingen. Männer in schwarzen Mänteln, die aussahen wie entsetzliche Parodien von Weihnachtsschmuck. Ich erinnere mich noch an den Anblick der baumelnden Hände und Füße, die Körper dem Wetter ausgesetzt. Ich habe sie nicht gezählt, und niemand von uns schaute zu genau hin. Wir wollten die Einsatztruppen ja nicht reizen. Gott weiss, wie viele Menschen an jenem Wochenende in Będzin starben. Und es waren nicht nur Juden.

Zum Teil fanden wohl einfach willkürliche Erschiessungen statt. Jemand suchte zwischen den Häusern Deckung, jemand schaute nach seiner Familie. Nach Freunden. Andere Morde waren offenbar geplant. In Będzin wie in je-

2 Eine Welt wird auf den Kopf gestellt

der anderen polnischen Stadt lebten Intellektuelle, es gab nationalistische Gruppierungen, rechte und linke. Lauter Menschen, die vor dem September 1939 eine klare Meinung dazu gehabt hatten, in welche Richtung sich die polnische Politik bewegen sollte. Wir wissen heute, warum man es auf diese Leute abgesehen hatte. Sie waren potenzielle Unruhestifter, und irgendjemand in der Stadt muss mit dem Finger auf sie gezeigt haben, sonst hätten die Einsatztruppen ja nicht gewusst, an welche Türen sie klopfen mussten. Die Leute wurden aus ihren Häusern gezerrt, in langen Reihen an den Stadtrand geführt und erschossen. So lauteten jedenfalls die Gerüchte, und nach dem, was ich am Montag in den Strassen rund um die Modrzejowska sah, zweifelte ich nicht daran.

Innerhalb von sieben Tagen war die Welt, die wir kannten, verstanden und liebten, verschwunden. Ich sah die Verwirrung in den Augen meines Vaters. Wenn es in der Vergangenheit Schwierigkeiten gegeben hatte, war er immer in die Synagoge gegangen, zum Rabbi, um mit den anderen Ältesten zu sprechen und Gott um seine Führung zu bitten. Jetzt war die Synagoge nur noch eine schwelende Ruine, und viele der Ältesten lagen tot in den Strassen.

Die Historiker streiten sich bis heute darüber, wie viele Menschen an diesem Wochenende starben. Abgesehen von denen, die in ihren Häusern verbrannten, schätzt man die Zahl auf etwa hundert Männer, Frauen und Kinder, davon vielleicht achtzig Juden. Mir schienen es damals viel mehr zu sein. Aber war nicht jeder einzelne Mensch schon einer zu viel?

Die Pivniks hielten stoisch zusammen. Viel schlimmer konnte es ja wohl nicht mehr kommen, dachten wir.

3 Besatzung

Unsere Schule war geschlossen, die Synagoge bis auf die Grundmauern heruntergebrannt. Mein Vater war kein kleiner Geschäftsmann mehr, der stolz auf seine Fähigkeiten als Schneider und seinen Status in der Gemeinde sein konnte. Er war arbeitslos wie alle anderen und gab ein potenzielles Ziel für die uniformierten Schurken ab, die durch unsere Strassen zogen.

Wir alle mussten uns an eine neue Lebensweise anpassen, irgendwie damit zurechtkommen. Wir konnten ja nicht wissen, dass unser altes Leben auf immer verloren war. Gerüchte aus dem Osten erreichten uns, und die Geschichtsbücher bestätigen es heute: Am 17. September marschierte die Rote Armee in Polen ein. Wir hatten nur achtzehn Bataillone am Fluss Bug stehen, unsere gesamten Streitkräfte befanden sich im Westen und versuchten verzweifelt, die Wehrmacht aufzuhalten. Polen war wie eine Nuss zwischen den Kiefern eines Nussknackers eingeklemmt. Am nächsten Tag wurden der Präsident und der Oberbefehlshaber unserer Streitkräfte in Haft genommen. Beide forderten die Truppen zur Fortsetzung des Kampfes auf.

Die 23. Leichte Artillerie war längst verschwunden; wir sahen sie nie wieder. Wir Juden wussten, wie man sich bei kleinen Scharmützeln wegen eines Fussballspiels oder um Ostern herum wehrte, aber diese Situation war ganz anders. Wir waren Zivilisten, und so schwer es uns immer gefallen war, uns daran zu halten, hatte unser Rabbi uns doch stets gelehrt, die andere Wange hinzuhalten. Adolf Hitler und Josef Stalin jedoch hatten die Lehren des Rabbis ausser Kraft gesetzt. Sie hatten Millionen von Menschen zum Tode verurteilt.

Offiziell – auch wenn wir den Namen nie benutzten – wurde Będzin zu Bendsburg im deutschen Gau Oberschlesien. Unsere christlichen Nachbarn

in der Stadt standen vor einer schwierigen Entscheidung. Diejenigen mit deutschen Vorfahren konnten ihre Anerkennung als Volksdeutsche beantragen. Das bedeutete, sie waren mindestens schon mal zur Hälfte arisch. Alle anderen wurden vertrieben und bekamen den Befehl, ihr Hab und Gut auf dem Rücken oder auf Karren und Wagen mitzunehmen und sich in dem Gebiet anzusiedeln, das die Deutschen als Generalgouvernement bezeichneten. Hans Frank, Hitlers Anwalt, wurde zum Verantwortlichen für dieses Gebiet ernannt. Er erklärte im Radio, Polen würde wie eine Kolonie behandelt und die Polen würden zu Sklaven des Grossdeutschen Reiches. Zu dieser Zeit besaßen die Menschen in Będzin immerhin noch Radios. Sein Hauptquartier befand sich in Krakau, aber seine Fangarme erreichten uns alle. Juden konnten natürlich keine deutschen Staatsbürger werden, sondern unterlagen jetzt den Nürnberger Rassegesetzen, die schon seit vier Jahren auf die deutschen Juden angewandt wurden.

Juden durften keine freien Berufe mehr ausüben. Rapaport und andere jüdische Lehrer verloren ihre Stellen. Wir konnten nicht in die Armee eintreten, selbst wenn wir es gewollt hätten – allerdings stand unsere Armee irgendwo am Bug ohnehin kurz vor dem Zusammenbruch, und niemand kam ja auf die Idee, sich der Wehrmacht anzuschliessen. Universitäten konnte man vergessen. Kluge Jungen in meiner Schule bekamen keine Ausbildung mehr – genau wie ich. Von diesem September an und noch lange Zeit litt Polen unter dem Verlust einer ganzen Generation von Intellektuellen.

Zusammen mit zahllosen weiteren Kleingewerbetreibenden wurde mein Vater zum Lohnsklaven – und die Löhne waren erbärmlich. Deutsche Zivilisten kauften die jüdischen Geschäfte zu lächerlichen Preisen. Sie brachten ihre eigenen arischen Angestellten mit, und wenn sie überhaupt jüdische Angestellte weiter beschäftigten, dann mit einem niedrigeren Status als zuvor. Es gab keine Gratifikationen mehr und die Löhne waren sehr niedrig. Ich erinnere mich, dass ich wohl im Oktober in der Werkstatt meines Vaters stand und allmählich begriff, was vor sich ging. Uniformierte Beamte waren in unseren Hof marschiert, wo Nathan und ich ein bisschen Fussball spielten.

Sie hatten meinem Vater die Scheren, das Garn, die Nähmaschine und die Stoffballen abgenommen. Und natürlich gab es keine Aufträge mehr. Die meisten polnischen Beamten waren fort, und obwohl ich nie genau darüber nachgedacht habe, muss es wohl so gewesen sein, dass auch einige von Onkel Moyshes Armeekunden im nahe gelegenen Szopienice tot waren.

Es dauerte noch ein halbes Jahr, bis Alfred Rossner nach Będzin kam. Bis dahin ging es uns einigermaßen gut. Rossner sah seltsam aus; ihm fehlten einige Zähne, und er hatte einen Hüftschaden. Was wir nicht wussten, war, dass er Bluter war und Glück gehabt hatte, überhaupt noch am Leben zu sein. Er wurde zum sogenannten Treuhänder ernannt und betrieb zwei Kleiderfabriken im Auftrag der SS. Einer seiner leitenden Angestellten war Arje Ferleizer, ein Jude, der einmal Rossners Chef gewesen war und 1938 aus Deutschland geflohen war, um der Verfolgung zu entgehen. Ironie des Schicksals, dass sie sich in Będzin wieder trafen.

Hendla und mein Vater arbeiteten für Rossner, genau wie fast zehntausend Juden, die er bis 1943 beschäftigte. Damals wussten wir gar nicht zu schätzen, was für ein gefährliches Spiel Rossner in unserem Interesse spielte. Anders als der berühmtere Oskar Schindler war Rossner kein unabhängiger Geschäftsmann, sondern Angestellter der SS, und entsprechend beschränkt waren seine Möglichkeiten, Juden zu helfen. Immerhin wurden mein Vater und Hendla als Facharbeiter eingestellt und als «kriegswichtig» eingestuft. Sie bekamen Sonderausweise, spezielle blaue Kennkarten, die sie zumindest theoretisch vor der Willkür der SS schützten. Wir wussten damals nichts davon, aber dank dieser Pässe konnten wir zumindest für kurze Zeit als Familie zusammenbleiben. Alfred Rossner, der Nazibeamte schmierte, hohe SS-Leute mit ganz besonderen Uniformen versorgte und ihre Frauen in die neueste Mode der Vierzigerjahre kleidete, hielt mit all seinem Tun auch die Pivniks am Leben.

Für mich war es nicht so leicht, Arbeit zu finden. Vater war Schneidermeister, und Hendla mit ihren achtzehn Jahren war eine geschickte Näherin,

aber ich war letztlich ein kleiner Junge ohne Ausbildung. Das bisschen Nähen, was ich hinbekam, war nichts im Vergleich zu Rossners Leuten. Aber dann hatte ich doch Glück. Ich hatte Pferde immer schon gern gehabt, und ein Tier, das ich immer wieder streichelte und tätschelte, gehörte einem jüdischen Lieferanten namens Dombek. Jetzt pflegte und fütterte ich also dieses Pferd und half Dombek beim Möbeltransport, machte Botengänge für ihn, half beim Heben und Schleppen. Ich weiss nicht mehr, wie viel ich dafür bekam – wahrscheinlich nur ein Taschengeld aber es war mein erster Lohn, und ich war stolz, etwas zum Haushaltseinkommen beizutragen.

Das alles änderte sich allerdings Anfang der Vierzigerjahre. Inzwischen hatte ich Arbeit in einer Möbelfabrik gefunden, die einem Mann namens Killov gehörte und von Herrn Häuber verwaltet wurde. Beide Männer gehörten zu den freundlicheren Deutschen, aber nicht annähernd so wie Rossner. In der Fabrik wurden Möbel und hölzerne Transportkisten hergestellt, und die Arbeiter waren nach Juden und Nicht-Juden aufgeteilt. Ich war mit der Fertigung schwerer Kisten aus Buchenholz beschäftigt. Sie wurden für den Transport der 500-Kilo-Bomben benutzt, die die Dornier- und Heinkel-Flugzeuge über Europas Städten abwarfen. Ende 1940 hatten wir keine Ahnung, was im Rest der Welt vor sich ging. Inzwischen hatte man uns die Radios abgenommen, und so weit es uns betraf, war Post ein Ding der Vergangenheit. Mein Vater bat mich zu erwähnen, dass ich noch einen älteren Bruder hatte, der ebenfalls Arbeit suchte. Da Dombek jetzt niemanden mehr hatte, der ihm mit den Pferden half, arbeitete Nathan für ihn.

Wenn das überhaupt möglich war, dann liebte Nathan Dombeks Pferde noch mehr als ich. Er kümmerte sich um zwei der Tiere, bis irgendwann ein Wagen an der Steigung zum Bahnhof wegrutschte und ihm über den Fuss fuhr. Ausserdem hob er sich wenig später einen Bruch, und damit war es ihm nicht mehr möglich, für Dombek zu arbeiten.

Meine Zeit in der Fabrik war surreal. Es fühlte sich an, als wären wir alle Teile einer Maschine. Wir Juden bekamen natürlich weniger Lohn als die

Nicht-Juden, und mit ihrer typischen teutonischen Besessenheit zogen die Deutschen uns auch noch Steuern und Sozialabgaben von unserem Wochenlohn ab. Diese Abzüge stiegen noch, als «Beiträge» zur sogenannten Winterhilfe eingezogen wurden, eine Sondersteuer, mit der warme Kleidung für die Truppen an der bitterkalten Ostfront finanziert wurde.

Ein wichtiger Faktor meiner Arbeit in der Killov-Fabrik war das Essen – eine Konstante, die immer wichtiger wurde, während sich alles andere um uns herum auflöste. Mittags gab es Suppe oder Eintopf und vor allem eine Dreiviertelstunde Pause. Da ich noch jung war, möglicherweise sogar der jüngste Arbeiter dort, war ich Herrn Häuber aufgefallen, und er entwickelte ein väterliches Interesse an mir. Er liess mich Besorgungen erledigen, und am Anfang, bevor die Bestimmungen aus Berlin strenger wurden, durfte ich sogar seine kleine Tochter morgens zur Schule bringen. Nathan ging es ähnlich. Die Tochter ging auf die Fürstenbergschule für Nicht-Juden, die auch nach dem Einmarsch der Deutschen noch in Betrieb war. Wenn ich zu Herrn Häuber nach Hause kam – manchmal fuhr ich ihn in der Mittagspause mit seiner zweispännigen Kutsche dorthin –, schenkte mir Frau Häuber etwas Essen für meine Familie. Ich würde jetzt gern behaupten, dass es sich um Marmelade, einen Laib Brot, Wurst, Tee, Zucker oder Butter handelte ... aber all das hatte es nur im Garten Eden gegeben, und der gehörte der Vergangenheit an. Trotzdem waren auch Gemüse und Kartoffeln in unserer Situation sehr willkommen. Chana war erst sieben, und Wolf und Josek sogar noch kleiner. Selbst Majer war erst elf Jahre alt, und in einer Stadt, in der Arbeit rar war, konnte er noch nichts dazuverdienen.

Die Fabrik hatte allerdings auch ihre Schattenseiten. Killov und Häuber waren freundlich, aber ihre Untergebenen waren es leider nicht. Der Beamte, der uns jeden Tag hinein- und wieder hinausliess, war ein überzeugter Nazi und verachtete uns zutiefst. Er war ein Widerling mit nur einem Arm, der immer einen antisemitischen Spruch auf den Lippen hatte. Und oft genug zog er uns auch am Ohr, wenn er in der entsprechenden Stimmung war. Nie-

mand beklagte sich, niemand unternahm etwas dagegen, nicht zuletzt, weil die meisten Polen die Anerkennung als Volksdeutsche beantragt hatten. Das war vielleicht am schwersten zu ertragen: Freunde und Nachbarn starrten uns mit kaum verhohlenem Hass an und waren froh, wenn sie nicht mit uns in derselben Werkstatt arbeiten mussten. Als Himmlers üble Rassenpolitik durch Waffen, Hunde und volles Kriegsrecht verschärft wurde, wechselten entsetzlich viele Leute blitzschnell die Seiten.

Ausserhalb der Fabrik wurde das Leben täglich schwerer. Läden und Firmen eröffneten in den Wochen nach dem Einmarsch bald wieder, aber jetzt wurden sie natürlich von Deutschen oder zumindest von polnischen Volksdeutschen geleitet, und Juden durften sie gar nicht mehr betreten. Wir waren also auf bestimmte Stadtviertel beschränkt und konnten nur noch in wenigen Läden einkaufen. Dort bildeten sich die unvermeidlichen Schlangen, wie sie zum Symbol des Kriegsalltags in ganz Europa werden sollten. Vor allem Frauen und Kinder standen stundenlang im strömenden Regen oder scharfen Wind, um wenigstens ein bisschen Brot zu ergattern. Gerade deshalb war die Killov-Suppe so lebenswichtig: So bekamen Nathan und ich wenigstens einmal am Tag eine anständige Mahlzeit. Ich wusste, unsere Eltern mussten auf so etwas verzichten, damit wenigstens die Kleinen genug zu essen hatten.

Das Schlangestehen war nicht nur eine Unannehmlichkeit, die aus der kriegsbedingten Lebensmittelrationierung resultierte. Zu dieser Zeit trugen wir noch keine gelben Armbinden, dieses Stigma kam erst später. Und nicht orthodoxe Juden sahen im Prinzip nicht anders aus als alle anderen. Jetzt aber rannten die polnischen Kinder – darunter auch einige ehemalige Freunde von mir – an den Schlangen vorbei, riefen: «Jude! Jude!», und zeigten mit dem Finger auf uns. Dafür bekamen sie Extraportionen Butter und Marmelade, wie die Silberlinge für den Verräter im christlichen Neuen Testament. Die Polizei, die inzwischen komplett in deutscher Hand war, holte die Juden aus der Schlange, schlug sie und liess sie oft blutend im Schnee liegen.

Zu Beginn der Besatzungszeit gab es so eine Art Scherz in Będzin: Entweder arbeitete man für Killov oder für Rossner oder man war Mitglied des Judenrats. Etwas anderes gab es nicht. Wie alle anderen Institutionen des NS-Staates waren die Judenräte Marionettenorganisationen. Ihre Hauptaufgabe bestand darin, die Ordnung in der jüdischen Gemeinde zu sichern, Unruhestifter zu melden und dafür zu sorgen, dass wir alle identifiziert und registriert wurden. Mein Vater war kein Mitglied des Judenrats, aber einige seiner Freunde arbeiteten dort mit, und das Büro befand sich gleich neben unserem Haus in der Modrzejowska-Strasse, nur ein Stückchen näher beim Marktplatz. An der Tür gab es eine Anschlagtafel mit wichtigen Mitteilungen in jiddischer Sprache, durchweg Übersetzungen von Nazibefehlen, damit jeder Bescheid wusste. Es waren zwar Deutsche, die meinem Vater die Nähmaschine Wegnahmen, aber der Judenrat hatte ihnen gesagt, wo sie suchen mussten. Die jüdische Gemeinde in Będzin wurde systematisch geplündert, und die führenden Köpfe dieser Gemeinde machten dabei mit.

Ratsvorsitzender in Ostschlesien war Meniok Meryn, der als Vermittler zwischen dem deutschen Gauleiter und Molczacki fungierte, dem Vorsitzenden des Judenrats in Będzin. Einige Leute hielten Meryn für einen Glücksritter und Kollaborateur, andere glaubten, er würde die Verfolgungen durch die Nazis zumindest hemmen. Molczacki, so lauteten die Gerüchte, durchforstete die Papierkörbe seiner Angestellten, um etwas gegen sie in der Hand zu haben. Ich war noch ein Kind, wie konnte ich wissen, was davon stimmte?

Richtig schlimm wurde es dann im Februar 1940. In diesem Monat kämpften die Russen im frostigen Norden gegen die Finnen, mit Skiern und weissen Tarnanzügen. Natürlich wussten wir nichts davon. Będzin war einer der wenigen Orte in Polen, wo die Nazis noch kein echtes Ghetto eingerichtet hatten, uns ging es also vergleichsweise gut. Trotzdem herrschte eine Art Belagerungszustand in der Stadt. Niemand durfte ohne Erlaubnis der SS die Stadt verlassen oder betreten, und für uns galten noch strengere Bestimmun

gen. Ich ging zu Fuss zur Fabrik und wieder nach Hause. Von Zeit zu Zeit ging ich zusammen mit Nathan und meiner Grossmutter zu den Abraumhalden am Stadtrand, um nach Kohlen zu suchen. Überall waren Polizisten und Wachleute, man hatte den Eindruck, sie suchten nur nach einem Vorwand, um auf uns zu schiessen.

In diesem Februar befahlen die Nazis dem Judenrat, er solle mehr als 15 Kilogramm Gold und 60 Kilogramm Silber abliefern, für die die jüdische Gemeinde zu sorgen hätte. Angeblich als Busse für irgendein Verbrechen, das wir begangen hatten. Auf Nachfrage hätten sie zweifellos wieder behauptet, wir hätten Christus ermordet oder das Blut christlicher Kinder für irgendein Ritual benutzt. Aber das war, bevor sie gar keinen Grund mehr brauchten, um uns zu bestrafen. Die Ratsmitglieder liefen durch die Stadt, klopfen an Türen und vernagelte Fenster, drangen in unsere Wohnungen ein – obwohl doch unsere Privatsphäre das Einzige war, was uns noch geblieben war. Ich weiss nicht, ob es ihnen gelang, die geforderte Menge aufzubringen und wie viel noch unter Bodendielen und auf Dachböden versteckt wurde. Schliesslich würde irgendwann der Tag kommen, an dem die Deutschen wieder gingen.

Skiausrüstungen mussten abgegeben werden, wenn man welche hatte (die Pivniks hatten so etwas nicht), vermutlich für den Krieg gegen die Finnen. Unsere Radios waren schon grösstenteils konfisziert; wer noch eins hatte, verlor es jetzt. Dann verboten sie uns das Betreten bestimmter Strassen und öffentlicher Plätze, sodass ein Ghetto ohne Namen entstand. Nathan wurde zum Opfer dieser Bestimmungen. Er wurde in einer Gegend aufgegriffen, die er nicht betreten durfte, weil er versucht hatte, dort illegal Brot zu besorgen. Und so landete er im städtischen Gefängnis. Ich erinnere mich nicht an die Formalitäten, ob er vor einem Gericht oder vor einem SS-Offizier erscheinen musste. Ich erinnere mich nur an die unerträgliche Anspannung zu Hause, als er weg war. Und an die Hilflosigkeit meines Vaters, der nichts dagegen tun konnte. Nathan blieb sechs Wochen im Gefängnis.

Und doch ging das Leben irgendwie weiter. In der Fabrik war es erträglich, tatsächlich freute ich mich, jeden Tag zur Arbeit gehen zu können. Und

Und gelegentlich konnte ich auch noch ein bisschen Fussball spielen, selbst wenn die Zahl der Mitspieler dahinschwand. Ausserdem hatte ich noch meine Tauben, die unbeeindruckt in Herrn Rojeckis Dachboden gurrten. Für sie, so dachte ich immer, gab es keinen Krieg, keine Ohrfeigen, keine engen Grenzen des Erlaubten und Unerlaubten. Hätte ich realistischer gedacht, dann wäre mir sicher eingefallen, dass es nicht mehr viel Futter für sie gab.

Nahrung war insgesamt unser Hauptproblem. Nathan und ich waren im Wachstum, Majer ebenfalls. Wir lebten zu zehnt in dem kleinen Haus Nummer 77, und nur vier von uns verdienten ein wenig Geld. Meine Grossmutter war zu alt, meine Mutter hatte alle Hände voll mit den kleineren Kindern zu tun. Josek war ja erst drei Jahre alt. Es gab eine Art Schwarzmarkt, es gab Leute, die «jemanden kannten», und gelegentlich sah man, wie in dunklen Ecken Geld und Lebensmittelpakete verstohlen den Besitzer wechselten. Einige polnische Freunde hatten wir auch noch.

Damals wussten wir nichts davon, aber die Befehle aus dem Reich, die in Berlin entwickelt wurden, würden Polen in den kommenden Monaten am härtesten treffen. Wenn ein Pole einem Juden half und ihm beispielsweise während der *Aktionen* – der Deportationen in die Lager – Obdach gewährte, dann wurde dieser Pole mitsamt seiner Familie zum Tode verurteilt. So weit war es 1940 noch nicht, aber die Christen gingen ein Risiko ein. Sie steckten uns Essen zu, wann immer sie konnten, und manchmal brachte das die älteren Mitglieder unserer Familie in unangenehme Situationen. Eines Tages kam ich mit einem Lebensmittelpaket unter der Jacke nach Hause. Es war ein Geschenk der Mutter meines Freundes Dudek und enthielt Würste aus Schweinefleisch. Für mich war das kein grosses Problem, ich hatte in den Jahren vor dem Krieg schon oft bei Dudek Schweinefleisch gegessen. Aber für meinen Vater war so etwas undenkbar. Nach allem, was den Juden in Będzin bereits widerfahren war – der Brand der Synagoge, die Schliessung der Schulen, die Erhängungen, Verbrennungen und Erschiessungen, der Verrat des Judenrats –, musste es doch noch ein paar Prinzipien geben, und mein

3 Besatzung

Vater konnte und wollte nicht von den Lehren abweichen, die zu seinem Leben gehörten. Seine erste Reaktion war, die Wurst wegzuwerfen. Ich erinnere mich nicht, dass meine Eltern darüber gestritten hätten, nicht einmal an eine Diskussion zwischen ihnen. Vielleicht sah mein Vater meiner Mutter nur in die Augen, und was er dort sah, genügte ihm. Sie war eine gute Jüdin, aber ihre Kinder hatten Hunger, und für eine Mutter hatte dieser Gedanke absolute Priorität. Am Ende verliess er das Haus, während wir die Wurst assen, und so hielten wir es von da an, ohne darüber zu sprechen. Wir assen in seiner Gegenwart kein Schweinefleisch, und wir sagten ihm auch nicht, wenn wir es hinter seinem Rücken verzehrten. Diesen Preis mussten wir zahlen, nachdem wir nun einmal in die Hände von Wahnsinnigen geraten waren.

Auf die eine oder andere Weise traf die Besatzung meinen Vater am härtesten. Er war ein stolzer Mann, hielt auf Tradition und war es gewohnt, respektiert zu werden. Jetzt war das alles verloren gegangen. Und es wurde noch schlimmer. Eines Tages kam er nach Hause, zitternd und blutverschmiert. Er war ausgegangen, um Brot zu kaufen, und ein paar Stunden unterwegs gewesen. Zunächst machten wir uns keine Sorgen, wir wussten ja, dass man überall Schlange stehen musste. Man wartete eben, so lange es nötig war. Diesmal jedoch brachte ihn ein Nachbar nach Hause. Er war in der Schlange denunziert worden; einer der gefürchteten Zeigefinger hatte sich auf ihn gerichtet, die von nun an mein Leben bestimmen sollten. Daraufhin hatten ihn mehrere Polizisten herausgezogen. Er war sehr erschüttert – die Verletzungen in seiner Seele müssen grösser gewesen sein als das, was wir sehen konnten. Von diesem Tag an ging er nur noch in Rossners Fabrik; Hendla, Nathan und ich übernahmen das Schlangestehen. Und meine Mutter wurde zum Fels in der Brandung und hielt uns alle zusammen. Bei jedem Blick ins Gesicht meines Vaters konnte ich sehen, dass seine Kampfkraft – ja, seine Lebenskraft –, ihn verlassen hatte.

Die jüngere Generation war entschlossener zurückzuschlagen. Wir Jüngeren waren kräftiger und dümmer, würde ich sagen. So entstand in Będzin

im Frühjahr 1940 eine Art Widerstandsgruppe aus Mitgliedern der Jugendorganisationen. Vor dem Einmarsch war ich für diese Organisationen noch zu jung gewesen, und jetzt konnte ich mich ihnen nicht anschliessen, weil sie ja illegal waren. *Poale Zion, Habonim Dror, Gordonia, Hashomer Hatzair, Hanoar Hatzioni, Hashomer Hadati* – ich erinnere mich noch an die Namen, so wie viele junge Deutsche sich vielleicht an die antifaschistischen Edelweisspiraten erinnern. Hendla hatte viel mit *Gordonia* zu tun, obwohl ihre Träume, nach Palästina auszuwandern, in weite Ferne gerückt waren. Einer meiner Cousins, Hirsh Wandasman, war noch stärker engagiert; Leute wie ihn behielten die Nazis ganz besonders im Auge.

Das geschah durch Informanten, und an zwei von ihnen erinnere ich mich aus gutem Grund ganz besonders. Einer war ein Gastwirt namens Kornfeld. Er war um die dreissig, denke ich, und bevor der Zwischenfall in der Warteschlange meinen Vater dazu verurteilte, sich nur noch zwischen unserem Haus und der Rossner-Fabrik zu bewegen, besuchte Nathan gelegentlich am Samstagabend diese Gaststätte. Er trank allerdings immer nur Limonade. Kornfelds Schwager war etwas jünger als er und arbeitete als Schuster. Sein Name war Machtlinger.

Eines Abends kam ich von der Arbeit nach Hause und sah Machtlinger vor mir, wie er die Modrzejowska hinunterging, gemeinsam mit einem deutschen Polizisten, einem üblen Kerl namens Mitschker, mit dem ich schon einmal aneinandergeraten war. Die beiden benahmen sich, würde man heute wohl sagen, verdächtig und achteten sehr darauf, dass sie nicht beobachtet wurden, wie sie sich durch eine Seitentür in das Haus des Pferdehändlers Piekowski schlichen. Piekowski war einer der reichsten Männer der Stadt. Er war vom Judenrat wegen der Goldsammlung angesprochen worden, hatte sich aber rundweg geweigert. Ein anderer Pferdehändler, Wechselmann, hatte so viel gegeben, wie er konnte.

Mich interessierte natürlich, was Machtlinger und Mitschker in der Erdgeschosswohnung von Piekowskis grossem Haus machten. Piekowski selbst bewohnte mit seiner Familie den ersten und zweiten Stock; im Erdgeschoss

wohnten die hübschen blonden Töchter in einer eigenen Wohnung. Ich wartete ein oder zwei Minuten – von den Eltern keine Spur. Dann duckte ich mich zwischen ein paar Büsche und schlich ums Haus, wo ich auf Zehenspitzen durch eine Lücke im Vorhang eines Fensters, das zum Garten hinausging, hineinspähen konnte.

Ich war vierzehn, und was ich sah, war zwar nicht absolut neu für mich, aber erstaunt war ich doch. Auf dem Tisch standen ein paar Bierflaschen, die Lampen brannten. Die jüngere Tochter war etwa achtzehn, also nicht sehr viel älter als ich, aber doch schon in jeder Hinsicht eine Frau. Sie lag splitternackt in lasziver Pose auf dem Sofa. Die ältere rekelte sich auf dem Bett. Sie war ein paar Jahre älter und hatte eine üppigere Figur. Ich stand wie gebannt da. Natürlich hatte ich die Mädchen schon oft gesehen, aber nie ohne Kleider! Mitschker und Machtinger hatten es furchtbar eilig. Sie kämpften beide mit ihren Hemden, traten sich die Stiefel von den Füßen und zerzten an ihren Hosen.

Ich vermute, dass mir die Zunge aus dem Hals heraushing, auch wenn das hier keine Peepshow war. Die Mädchen hatten keinen Spass an dem, was hier passierte, so viel war mir klar. Sie machten einfach mit, ihre Gesichter waren wie versteinert. Vermutlich wurden sie erpresst, bezahlten mit ihren Körpern für ein leichteres Leben und dafür, dass die Behörden ein Auge zudrückten. Ich bekam Angst und lief weg.

Was wäre wenn? Wenn kein Krieg gewesen wäre, wenn Polen nicht besetzt gewesen wäre, wenn ich nichts von dem Verrat gewusst hätte, den Mitschker und Machtinger begingen – vermutlich wäre ich zu Dudek und den anderen gerannt und hätte es genossen, endlich mal im Mittelpunkt ihrer Aufmerksamkeit zu stehen. Wenn ich ihnen alles erzählt hätte, wären sie mit offenen Mündern und weit aufgerissenen Augen um mich herumgestanden, und irgendwann hätten wir sehr viel gekichert. Aber diese Geschichte konnte ich nicht erzählen, die Folgen wären zu schrecklich gewesen. Ein SS-Mann, der mit einer Jüdin schlief, wurde standrechtlich erschossen. Und diese Schurken kannten ja keine Ehre.

Mitschker bekam einige Zeit später kalte Füße – die Details kenne ich nicht – und liess seine beiden Informanten fallen wie heisse Kartoffeln. Machtinger und Kornfeld waren unter den ersten, die deportiert wurden. Piekowski, seine Frau und seine Töchter folgten einige Zeit später.

Ich begriff damals gar nicht wirklich, was passierte. Ich lebte in einer Welt, in der Polizisten Sex mit Mädchen hatten, die sie eigentlich beschützen sollten, und in der der Judenrat, unsere eigenen Leute, auf eine Chance wartete, sich Fleisskärtchen der Nazis zu verdienen und auf eine andere Art mit der SS ins Bett zu steigen.

Es muss wohl im April 1941 gewesen sein, als die Flüchtlinge in unsere Stadt strömten. Andere, so berichtete man uns, zogen ins nahe Sosnowiec (Sosnowitz). Sie waren keine Flüchtlinge in dem Sinne wie die Obdachlosen, die im Herbst 1939 vor der Wehrmacht davongelaufen waren, aber auch ihre Häuser waren verloren. Sie kamen mit Karren und Wagen, Schlitten und Kinderwägelchen und hatten so viel von ihrer Habe dabei, wie sie tragen konnten. Die meisten kamen aus Oświęcim (Auschwitz), das gerade vierzig Kilometer von uns entfernt lag. Ich war nie dort gewesen, aber im Grunde genommen war es eine kleine Ausgabe von Będzin mit einer zur Hälfte jüdischen Bevölkerung. Das Foto, das damals jemand von den Neuankömmlingen aufnahm, bestätigt meine Erinnerung: Damals trugen wir bereits alle gelbe Armbinden mit einem schwarzen Davidstern. Die Leute waren aus ihren Häusern vertrieben worden, weil die Deutschen in der Artilleriekaserne nahe der Stadt ein neues Lager bauten und es keinen Platz mehr für sie gab. Wir wussten damals nicht, wie viele von ihnen bald wieder dorthin zurückgehen würden.

Es muss etwa um diese Zeit gewesen sein und hatte vielleicht mit dem Zustrom von Menschen zu tun, dass auf der Anschlagtafel vor dem Büro des Judenrats zu lesen war, alle Juden müssten sich fotografieren lassen. Zu allen Zeiten haben die Menschen Angst vor dieser Art der Registrierung und Klassifizierung gehabt. Die Menschen in den Kolonien des 19. Jahrhunderts

fürchteten sich vor der Kamera, weil sie glaubten, sie würde ihnen die Seele rauben. Auch ausführliche Listen, oft ein Vorläufer steigender Steuern und Abgaben, wurden mit Schrecken betrachtet. Als Wilhelm der Eroberer im Jahr 1086 abfragte, wie viele Pflüge und wie viele Stück Vieh die Menschen besaßen, hielten sie das für einen Vorläufer des Jüngsten Gerichts – daher der Name «Domesday Book». Die Optimisten unter uns dachten, wir würden vielleicht nach Palästina deportiert und Hendla würde doch noch ihren Willen bekommen. Die Pessimisten sagten jedes denkbare Höllenloch voraus, vielleicht irgendwo in Fernost. Heute weiss ich, dass es einen Plan gab, alle Juden nach Madagaskar zu deportieren – das war eine der «Endlösungen», die die Nazis für uns erdacht hatten.

Der Plan war im Jahr zuvor entwickelt worden, und tatsächlich hatte das Oberkommando der Nazis auch über Palästina nachgedacht, die Idee dann aber wieder verworfen. Madagaskar gehörte zu Frankreich, aber Frankreich war ja inzwischen ebenfalls von der Wehrmacht überrannt worden, mit Ausnahme des südfranzösischen Vichy-Gebiets, dessen Verwaltung mit den Deutschen kollaborierte. Das Geld dafür, uns alle auf diese Insel vor der Küste Afrikas zu schicken, sollte aus konfisziertem jüdischem Besitz kommen. Aber selbst die 587.000 Quadratkilometer grosse Insel, weltweit die viertgrösste Insel überhaupt, war nicht gross genug für alle europäischen Juden, so wenig die Nazis auch an unser Wohlbefinden dachten. Ausserdem spielten die Briten nicht mit, und Grossbritannien herrschte nun einmal – das mussten selbst die Nazis zugeben – über die Weltmeere. Trotzdem stellten wir uns brav alle an und liessen uns fotografieren. Das Foto meiner Grossmutter existiert noch, es ist eins von zwei Bildern, die ich von ihr besitze. Sie wurde zu dieser Zeit allmählich blind.

Wir machten irgendwie weiter, so gut wir konnten, aber die Ankunft der Juden aus Oswięcim liess die Vorräte noch knapper werden und der Schwarzmarkt blühte wie wild. Mein Vater, eigentlich ein gebrochener Mann, besass immerhin die Energie, ab und zu Stoffreste aus Rossners Uniformfabrik zu schmuggeln. Wenn ihm das gelang, sass er zu Hause im

Schneidersitz auf dem Boden, Nadel und Faden in der Hand, und nähte Kleider für Nicht-Juden, die ihn mit Mehl oder Wurst bezahlten.

Gefährlich war unser Leben allemal. Männer und Frauen in der Fabrik verloren bei der ungeschützten Arbeit ihre Finger; für jüdische Arbeiter gab es keine Sicherheitsvorkehrungen. Aber eines Tages wurde es richtig schlimm. Zu unseren nächsten Nachbarn gehörten die Schwartzbergs, die drei Türen weiter wohnten. Im Frühjahr 1941 wurden Herr Schwartzberg und sein Sohn von der Nazi-Polizei verhaftet. Ich habe es nicht selbst gesehen, aber in unserer Strasse wurde tagelang darüber geredet. Ihr Verbrechen? Herr Schwartzberg hatte eine Kuh von einem nicht jüdischen Bauern gekauft, schwarzgeschlachtet und das Fleisch verkauft. Eine Riesendummheit, dachten wohl auch die Nazis. Offenbar hatte Schwartzberg genug Geld, um das Tier erst einmal zu kaufen. Und das, obwohl er doch seine gesamten Ersparnisse dem Judenrat hätte geben sollen. Ausserdem unterlief er mit dieser Aktion die Lebensmittelrationierung, die für uns gerade das Lebensnotwendige vorsah. Und dann trotzte er auch noch der Autorität der SS. Nach ein paar Tagen hörten wir, dass beide Schwartzbergs erschossen worden waren.

Dann kamen die Wechselmanns dran, eine andere Familie, die wir gut kannten. Einer aus der Familie hatte einen Sack Mehl von einem Nicht-Juden gekauft, und sie hatten alle von dem Brot gegessen, das daraus gebacken worden war. Die Wechselmanns wurden erhängt; ich sah ihre Leichen von den Bäumen am Hauptfriedhof baumeln. Wie seinerzeit beim Einmarsch ging es um Abschreckung. Hört auf mit dem Schwarzmarkt, sonst seid ihr als Nächste dran! Die gefrorenen grauen Leichen mit den verrenkten Hälsen waren eine deutliche Warnung.

In den ersten achtzehn Monaten der Nazibesatzung sah ich, wie meine Eltern von der ständigen Anstrengung zermürbt wurden. Sie versuchten ja, irgendwie die Familie am Leben zu erhalten. In den Strassen und in Killovs Fabrik war es dasselbe: Junge Männer wurden alt und grau vor Angst, Mangelernährung und Erschöpfung. Ich arbeitete mit meinen vierzehn Jahren

3 Besatzung

Zwölf-Stunden-Schichten und hatte Mühe, irgendwo einen Kanten Brot zu finden. Dass wir als Familie immer noch zusammen waren, reichte mir nicht. Wie konnten wir hoffen, dass sich die offizielle Politik irgendwann änderte, dass irgendwann alle Deutschen so sein würden wie Rossner und Killov? Und überhaupt, was hatten wir ihnen eigentlich getan? Die Schwartzbergs und Wechselmanns hatten gegen Gesetze verstossen, aber eben gegen unvernünftige, ungerechte Gesetze. Und wir anderen? Wir waren Juden, das genügte ihnen.

4

Ein Tag wird zur Nacht

Die Veränderungen in Będzin in der Zeit vor der Errichtung des Ghettos zu beschreiben, ist nicht leicht. Ich weiss nur, dass es ständig bergab ging. Ein Fortschritt in die falsche Richtung.

Am 22. Juni 1941 begannen die Deutschen ihre Operation Barbarossa, den Überfall auf die Sowjetunion. Wir erfuhren natürlich nur aus zweiter Hand davon, Tage später, aber die Russen waren offenbar auch vollkommen unvorbereitet. Die Statistiken, in die man heute Einblick hat, lesen sich grauenhaft: Bis zum Mittag des ersten Tages hatte die deutsche Luftwaffe fast zwölfhundert sowjetische Flugzeuge ausgeschaltet, und die Heeresgruppe Nord unter dem Befehl des Reichsfeldmarschalls Wilhelm Leeb war vierzig Kilometer in russisches Gebiet vorgedrungen. Die Heeresgruppe Süd, die man ohne unser Wissen im Gebiet östlich von Będzin zusammengezogen hatte, kam weniger gut voran, aber auch sie machte Fortschritte.

Für uns markierte das den Beginn der Deportationen. Vor allem junge Männer wurden abgeholt, zusammengetrieben und in die Lager gebracht. Die einzige Rettung war die Anerkennung als kriegswichtiger Arbeiter. Mein Vater und Hendla hatten insofern Glück, weil sie in Rossners Fabrik Wehrmachtsuniformen herstellten. Und ich hatte Glück, weil ich bei Killow und Häuber als Facharbeiter geführt wurde. Das Problem war Nathan.

Mein grosser Bruder wurde demnächst achtzehn und war damit in dem Alter, in dem Deportationen besonders wahrscheinlich waren. Und zu dieser Zeit arbeitete er noch bei Dombek, also ausserhalb des eigentlichen Fabrikkomplexes. Er war also in einer schwierigeren Lage als wir anderen. Wir mussten also versuchen, ihn in die Fabrik zu holen, sodass er mit mir arbeitete. Und mit List und Tücke bekamen wir das auch hin. Nathan Pivnik wurde Fabrikarbeiter.

Allerdings war unser Timing nicht gut. Der Judenrat, der jetzt noch ängstlicher darauf bedacht war, die Befehle der Nazis zu befolgen, verfasste Listen für die Deportationen und heftete sie an die gefürchtete Anschlagtafel vor dem Büro in der alten Fürstenberg-Schule. Etwa um diese Zeit, im April 1942, wurde Nathan verhaftet. Es war ein schreckliches Erlebnis für ihn, einen siebzehnjährigen Jungen, der eigentlich noch das ganze Leben vor sich hatte. Mein Vater durfte ihn immerhin besuchen und ihm etwa zu essen mitbringen, so wenig wir hatten.

Die Deportationen, die unserem Leben so furchtbare Verletzungen zufügten, waren Teil der andauernden und sich ständig verändernden Politik des Dritten Reichs, was den Umgang mit den Juden betraf. Wir hatten keine Ahnung, welche neuen Beschlüsse bei den ständigen Geheimtreffen zwischen Hitler und Himmler in Berchtesgaden und Berlin gefasst wurden. Zu dieser Zeit war die angestrebte Lösung rein territorial. Madagaskar funktionierte nicht, aber es gab noch andere Optionen. Der Euphemismus «Umsiedlung nach Osten» kam in ganz Europa zur Sprache. Aber wir befanden uns bereits im Osten, für uns war der natürliche Bestimmungsort ein Lager.

Im Mai oder Juni 1942 fiel uns eine weitere Veränderung auf. Jetzt standen nicht mehr die jungen, aktiven Männer auf den Listen des Judenrats, sondern Alte, Behinderte, Menschen, die alle Hilfe der Gesellschaft brauchten. Aber die Gesellschaft half ihnen eben nicht. Alte Damen mit den traditionellen schwarzen Perücken, alte Männer ohne Zähne und Leute mit Holzarm oder –bein. Menschen im Rollstuhl, Blinde. Sie waren entbehrlich, sie wurden in der schönen neuen Welt, die Hitler und Himmler sich ausgedacht hatten, nicht mehr gebraucht.

Und wir bemerkten eine grössere Zahl von Güterzügen, die über die Weiche nahe der Modrzejowska-Strasse ratterten und rumpelten. Hölzerne Güterwagen mit winzigen Fenstern, wie man sie jeden Tag sah, wenn man an einer Bahnstrecke wohnte. Wagen, in denen Rinder, Schweine, Schafe oder Geflügel in den Schlachthof transportiert wurden. Aber irgendetwas war anders. Die Schiebetüren waren mit Vorhängeschlössern gesichert, die Luftlö-

cher mit Stacheldraht versperrt. Auf den Dächern sassen SS-Männer mit Gewehren, ausserdem gab es einen Wachwagen. Mit meinen fünfzehn Jahren wusste ich nicht, was ich davon halten sollte. Ich dachte, sie würden vielleicht russische Kriegsgefangene in Gefangenenlager weiter westlich bringen. Dann sah ich die Gesichter der Menschen in den Wagen: blasse, ausgezehnte Männer aller Altersgruppen mit langen, zotteligen Bärten und verängstigten Augen, die aus den Schatten starrten. Heute weiss ich, dass es Juden waren, Menschen aus meinem Volk, die für eine «Sonderbehandlung» ausgesucht waren, wie die Deutschen das nannten. Sie fuhren in die Lager in *Belzec*, Treblinka und Sobibor.

Im Sommer 1942 wurde immer mehr von dem Lager in Oswięcim geredet, das die Deutschen Auschwitz nannten. Es lag nicht weit von uns entfernt, und jeder kannte irgendjemanden, der irgendjemanden kannte. Es gab Gerüchte über ein kleines weisses Haus, in das die Juden geschickt wurden, um sie zu töten. Aber das musste doch Unsinn sein. Wir lebten in den Vierzigerjahren des 20. Jahrhunderts, solche Dinge waren in den düsteren Zeiten passiert, bei Verrückten wie Dschingis Khan und Timur I Leng. Menschen, die solche Gerüchte verbreiteten, mussten ganz einfach Spinner sein.

12. August 1942. Es war ein heisser Tag, der Himmel über Będzin war strahlend blau. Es war der Tag der *Aktion*, der Tag, mit dem der Judenrat seit Monaten drohte. Jeder Jude in Będzin und den umliegenden Dörfern musste sich in einem der beiden Fussballstadien der Stadt melden, mitsamt seinen Papieren. Juden mussten immer ihre Papiere bei sich tragen, aber jetzt, im Krieg, war eine besondere Dringlichkeit entstanden. Jeder männliche Jude hatte den zusätzlichen Namen «Israel» bekommen, jede jüdische Frau den Namen «Sara». Die Pivniks gingen ins Hakoah, das Stadion am Stadtrand. Ich war schon oft dort gewesen, hatte von der Tribüne unsere Mannschaften angefeuert und gehofft, einen meiner Helden zu sehen, beispielsweise Nunberg, den besten Torwart in Polen. Aber der Tag der *Aktion* verlief ganz anders.

Wir waren wohl zwanzigtausend Menschen, die auf dem Fussballplatz zusammengepfercht waren. Die meisten sassen in Familien zusammen, sie

murmelten vor sich hin, ängstlich und voller böser Vorahnungen. Mütter versuchten schreiende Babys zu beruhigen, die in der Hitze immer gereizter wurden. Kleine Kinder, die natürlich herumlaufen wollten, wurden ermahnt, sie sollten sich hinsetzen und sich benehmen. Ich sah, dass meine Mutter Josek nah bei sich hielt. SS-Männer gingen herum, bewaffnet und sehr wachsam, hier und da zerrten Hunde an der Leine und bellten den nächsten Juden an.

Kurz vor Mittag gab es eine Ankündigung der SS über die Stadionlautsprecher. Das Gemurmel der Menschen verstummte. Man sagte uns, es würde eine Selektion stattfinden – das erste Mal, dass ich dieses Wort hörte. Wir sollten in drei Gruppen aufgeteilt werden: Wichtige Arbeiter gehörten zur Gruppe A, sie würden in Będzin bleiben. Gruppe B kam in ein Arbeitslager, Gruppe C würde – es klang fürchterlich – nach Osten umgesiedelt.

Wenn wir je an Vorzeichen geglaubt hatten – und die meisten Juden neigten dazu –, dann standen mir bei dem, was jetzt passierte, die Nackenhaare zu Berge. Direkt über uns blitzte und donnerte es. Minuten später verwandelte sich der Tag in tiefe Nacht, der Himmel wurde pechschwarz. Der Regen prasselte auf uns hinunter. Die Kinder versteckten sich unter den Mänteln ihrer Eltern, um Schutz zu suchen. Der Boden, auf dem wir sassen, saugte sich mit Wasser voll, wir waren bald bis auf die Haut durchnässt. Niemand war darauf vorbereitet, nicht einmal die SS-Männer, die genauso nass wurden wie wir, während sie Befehle brüllten, uns in Reihen drängten und mit ihren Gewehrläufen vorwärtsstießen. Die Kinder schrien vor Angst; auch unsere kleinen Brüder Wolf und Josek waren den Tränen nahe.

In der Menge brachen Schlägereien aus. Es gab keine ordentlichen Reihen, dafür war gar kein Platz. Diejenigen am Rand des Fußballplatzes suchten nach Wegen hinaus und krochen unter dem Zaun hindurch, verborgen hinter Regenschleiern und den vielen Menschen. Unter den Helfern entdeckte ich Freunde von Hendla und Nathan aus der *Gordonia*. Aus der zionistischen Gruppe, die zusammen Hebräisch gelernt und sich nach einem

Kibbutz in Palästina geseht hatte, war eine Partisanengruppe geworden, eine Untergrundorganisation, die bereit war, der Nazibürokratie Widerstand zu leisten. Sie hoben den Drahtzaun an und halfen Leuten, darunter durchzukriechen. Als ich mich umdrehte, sah ich auch meinen Bruder Majer bei ihnen. Er krabbelte durch das Unkraut, seine Jacke, Hände und Gesicht mit Schlamm verschmiert, der plötzlich überall war. Damals begriff ich nicht, warum Majer flüchtete, aber ein paar Stunden später wurde es mir klar. Und draussen, jenseits des Zauns, waren Schüsse zu hören.

Immer noch grollte der Donner, und die entsetzten Gesichter der Menschen wurden von Blitzen erleuchtet. Trotzdem konnte man das Geräusch der Schüsse vom Donner unterscheiden, und jedes Mal, wenn man es hörte, zuckten wir zusammen. Was, wenn sie auf Majer schossen? Ich traute meinem kleinen Bruder eine Menge zu, er war unheimlich stark und schnell für seine zwölf Jahre, aber einer Kugel kann man nicht davonlaufen. Durch die Regenschleier sahen wir immer wieder Gewehrkolben und Knüppel der SS auf nasse, verzweifelte Menschen einschlagen, die sich ausserhalb des Zauns befanden. Die *Aktion* war so etwas wie das Jüngste Gericht, und danach würde keiner von uns mehr derselbe sein.

Es regnete die ganze Nacht, und wir warteten zusammengekauert im Freien. Ich glaube nicht, dass jemand dort schlafen konnte. Wir froren, uns war kalt bis auf die Knochen, wir waren erschöpft und hungrig. Seit dem Frühstück am Tag zuvor hatten wir nichts mehr gegessen, die Kinder klagten, fragten, wann sie endlich nach Hause konnten und was mit uns geschehen würde.

In dieser Situation waren wir unendlich dankbar für Alfred Rossners blaue Ausweise, die meinem Vater und Hendla attestierten, dass sie kriegswichtige Arbeit verrichteten. Jetzt verstand ich auch, warum Majer weggelaufen war. Meine Eltern hatten ihn losgeschickt, so riskant das auch war. Nathan und ich besaßen ebenfalls blaue Dokumente von Herrn Killov, sodass wir alle mit den Arbeitern der Gruppe A in Będzin bleiben würden. Die Ausweise, die wir während unserer langen, schrecklichen Wartezeit im Stadion bekamen, schlossen für jeden Arbeiter eine zusätzliche Person ein. Das bedeutete,

meine Mutter und die Kleinen konnten ebenfalls bleiben und waren in Sicherheit. So nervenaufreibend die Situation für meine Eltern auch war, nachdem Majer geflohen war, ging die Zahl auf. Fast. Das einzige Problem war meine Grossmutter Ruchla-Lea. Wir waren zehn Personen, uns fehlte eine Karte. Als ich sie zum letzten Mal sah, stand sie mit anderen durchnässten Gestalten auf dem schlammigen Fussballplatz in Reihen erschöpfter Juden, deren Leben nur von einem Stück Papier abhing. Sie war zweiundachtzig Jahre alt und alles andere als gesund, gebrechlich und fast blind. Mein Leben lang hatte ich sie gekannt und geliebt: ihr freundliches Zwinkern, ihre knochigen Hände, ihre Gutenachtgeschichten. Sie war ein Teil meines Lebens, und jetzt wurde sie uns entrissen. Es gab plötzliche, tränenreiche Abschiede mit lauter leeren Phrasen. Wir sagten, wir würden uns bald wiedersehen, und meine Eltern drängten sie, gut auf sich aufzupassen. Dann wurde die gebrechliche alte Dame weggeführt zu einer Gruppe anderer alter Menschen aus der Stadt, die vor Schock und Angst zitterten. Ich habe sie nie wiedergesehen.

Als wir – benommen und zitternd – das Stadion verliessen, passierte etwas Seltsames. Ein Nachbar von uns, ein polnischer Christ, nahm meinen Vater am Arm und bot ihm an, den kleinen Josek mitzunehmen, ihn als sein eigenes Kind grosszuziehen. Schreckliche Entscheidungen wie diese brauchen Tage, Wochen, vielleicht Monate. Mein Vater hatte gerade seine Mutter verloren, und jetzt sollte er auch noch sein jüngstes Kind hergeben. In diesen hektischen Augenblicken tat er, was ihm sein Bauchgefühl riet, und sagte Nein. Er wollte den Rest der Familie zusammenhalten.

Der Judenrat veröffentlichte bald die nächste Liste. Nathans Name stand darauf. Vergeblich wies mein Vater darauf hin, dass Nathan kriegswichtige Arbeit tat, aber mein Bruder war noch nicht lange bei Killov beschäftigt und galt daher als entbehrlich. Der stets so hilfsbereite Herr Häuber war gerade nicht da; er befand sich auf einer Dienstreise. Also gab es nur noch eine Möglichkeit: Wir mussten Nathan verstecken.

Heute kommt es mir seltsam vor, dass ein Jugendlicher wie Nathan sich in einer Stadt wie Będzin verstecken konnte – einer Stadt, in der jeder jeden kannte und ein allgegenwärtiges Netz von Spionen ihr Unwesen trieb und alles dem Judenrat oder direkt den Deutschen meldete. Mir wurde nie gesagt, wo er sich aufhielt, und im Rückblick denke ich, meine Eltern wollten es auch so. Je weniger ich wusste, desto weniger konnte ich verraten, wenn jemand fragte. Ich erinnere mich, dass mehrere Mitglieder des Judenrates an unsere Tür klopfen, solange wir die Nummer 77 noch unser Zuhause nennen konnten, und erfolglos in Schränken und Nebengebäude nach Nathan suchten. Es waren Polizisten in Uniform, mit Stiefeln und – so würden wir heute wohl sagen – voller Überzeugung. Aber sie waren doch auch Juden! Keiner von uns konnte verstehen, warum sie uns jagten, warum sie nach einem Juden suchten, der als «kriminell» galt, nur weil er sich nicht von seiner Familie trennen wollte. Wie ich später erfuhr hatte sich Nathan die meiste Zeit in Killovs Fabrik versteckt oder schlief auf dem Heuboden über Dombeks Pferdestall.

Dann kam der Tag, an dem unsere Welt endgültig zerbrach. Seit mein Vater von der Polizei zusammengeschlagen worden war – und vielleicht auch schon früher – war meine Mutter zum Anker für uns alle geworden. Sie sorgte dafür, dass wir etwas zu essen bekamen und Kleider hatten. Und obwohl sie nicht mehr so viel lachte wie früher, erhielt sie uns Kindern doch die Fröhlichkeit. Eines Tages – der Schmerz hat die Erinnerung an den genauen Tag ausgelöscht – kam die Judenrat-Polizei mit einer Lösung für den «Fall Nathan» daher. Sie würden meine Mutter mitnehmen und sie praktisch als Geisel festhalten, bis er sich stellte.

Das hiess aber auch, dass sich niemand mehr um die Kleinen kümmern konnte. Majer war kurz nach der Selektion im Stadion zu uns zurückgekehrt, aber Josek war erst fünf, und wir Übrigen arbeiteten lange Schichten in den Fabriken von Rossner und Killov. Angesichts dieser Situation schrieb mein Vater also doch einen Brief an Nathan. Ich habe diesen Brief nie zu Gesicht bekommen, weiss also nicht, ob mein Vater seinem ältesten Sohn schrieb, er

4 Ein Tag wird zur Nacht

solle nach Hause kommen, oder ob er ihm nur die Situation schilderte und es dann seinem Gewissen überliess, eine Entscheidung zu treffen. Wie auch immer: Nathan stellte sich. Er versuchte noch einmal, mit Herrn Häuber zu sprechen, aber der war immer noch nicht zurück. In seiner Verzweiflung bat er Häubers Koch, für ihn zu bürgen. Aber jeder in unserer Umgebung wusste um die neue Intensität der Verfolgungen, die sich immer mehr Richtung Völkermord entwickelten, obwohl niemand daran glauben wollte. Der Koch weigerte sich, Nathan zu empfangen. Hendla ging mit unserem Bruder zur Polizei und kam allein zurück.

Wenig später kam meine Mutter zurück. Es muss ihr – und meinem Vater – das Herz gebrochen haben, zu wissen, dass sie nur um den Preis ihres Sohnes ihre Freiheit zurückbekommen hatte. Es gab danach noch furchtbar viele Abschiede, und die Jahre haben einiges aus meiner Erinnerung gelöscht, sodass ich nicht mehr genau weiss, wann und in welcher Reihenfolge alles passiert ist. Aber ich weiss ganz sicher, dass ich der Einzige war, der Nathan noch einmal wiedersah und ihn weinend in den Armen hielt. Abgesehen von dem einen Tag, den er Hafturlaub bekam, um uns beim Umzug auf den Kamionka zu helfen.

Östlich von Będzin befand sich ein Hügel namens Kamionka der seit dem 19. Jahrhundert als Steinbruch genutzt wurde. Ich kannte den Platz gut, er war ein Kinderparadies mit Gassen durch eine Hüttenstadt und kleinen, halb verfallenen Häusern, die in die Kalksteinhöhlen hineingebaut waren. Nach Aufgabe des Steinbruchs hatten sich illegale Siedler dort niedergelassen, wie in ganz Polen an den Rändern der Industriegebiete. So war dort eine Art Stadt entstanden. Mit der Zeit waren die Holzschuppen durch Ziegelhäuser ersetzt worden, aber auch die wirkten ziemlich heruntergekommen. Letztlich war es ein Elendsviertel auf der falschen Seite der Bahngleise. Sieben Monate nach der *Aktion* im Stadion wurde der Kamionka unser Zuhause.

Im Grunde genommen war es ein ganz einfacher Tausch. Arme Nicht-Juden zogen in die Nummer 77, und wir endeten alle im Ghetto von Będzin.

In heutigen Geschichtsbüchern findet man Diskussionen über die Frage, was die Hintergründe der Judenpolitik des Dritten Reichs waren. Einige sprechen von klaren Plänen und sehen das Ghetto als Durchgangsstation auf dem Weg zum Vernichtungslager, wo der längst geplante Völkermord der Nazis seinen Abschluss fand. Andere kommen zu einer eher funktionalistischen Erklärung und sagen, die Nazis hatten nicht wirklich durchdacht, was sie mit all den Millionen Juden tun sollten, die sie in Polen vorfanden. Und in Russland ging es ja weiter. Tatsächlich wurde die Bildung von Ghettos, was das Tempo und die Wahl des Zeitpunkts anging, nur sporadisch und fast zufällig vorangetrieben. Und die Ghettos waren ja auch sehr unterschiedlich. Das Warschauer Ghetto hatte dicke Mauern, das in Łódź war mit Stacheldraht abgesperrt, und auf dem Kamionka gab es nur Markierungen im Boden. Als wollte man uns sagen, *mehr vom polnischen Boden gehört euch nicht, Juden, macht das Beste draus.*

Warum sie uns überhaupt umsiedelten? Immerhin hatten wir bereits neunzehn Monate in der Nummer 77 unter der Naziherrschaft gelebt und waren irgendwie zurechtgekommen. Damals verstanden wir es nicht, und wer die Anordnungen des Judenrats hinterfragte, lief Gefahr, sofort deportiert zu werden. Also fragte man besser nicht. Die Erklärung, die wir zu hören bekamen – wenn wir überhaupt eine zu hören bekamen –, lautete, die Ghettos sollten die Ausbreitung von Krankheiten verhindern, vor allem Typhus, der zu dieser Zeit auch als «Judenfieber» bezeichnet wurde. Nach einer anderen Theorie waren die Ghettos lediglich etwas bessere Gefängnisse, in denen man uns festhielt, während sich das Reich mit seiner Hauptsorge befasste: dem Krieg gegen die Sowjetunion an der Ostfront.

Wir hatten Gerüchte aus Łódź nördlich von uns gehört, dass man das Ghetto dort schon im April 1940 geschlossen hatte. Ebenso wie in Będzin fungierte der Judenrat als Verwaltung und tanzte absolut nach der Pfeife der deutschen Herren.

Als der Umzugstag kam, nahmen die Pivniks mit, was sie tragen konnten. Nathan hatte bei Dombek Pferd und Wagen ausgeliehen, sodass wir alles auf-

laden konnten, bevor wir uns auf dem Weg zum Kamionka machten. Danach musste Nathan wieder Abschied nehmen. Wieder ein Exodus. Er erinnerte mich an die Tausenden, die ich unmittelbar nach dem Einmarsch gesehen hatte und dann wieder, als die Juden aus Oświęcim kamen. Jetzt gehörten wir zu ihnen: Heimatlose Menschen, die ziellos durchs Land zogen. Ich würde nie wieder in unserem kleinen Hof an der Modrzejowksa leben.

Die Fotobibliothek von Yad Vashem in Jerusalem enthält auch Fotos vom Kamionka, auf denen verfallene Schuppen zu sehen sind. Man sieht auch Mütter, die Wäsche auf die Leine hängen, als könnten sie so einen Anflug von Normalität erhalten. In den Gassen standen Möbel, die im Regen verrottet oder in der Sonne austrockneten: Überreste eines alten Lebens, das nicht in die Pläne der Nazis passte. Wir hausten zu acht in einem einzigen Zimmer, aber immerhin in einem Ziegelhaus.

Die deutsche Polizei bewachte die Grenze des Kamionka Tag und Nacht. Polnische Hilfskräfte unterstützten sie ebenso wie die Feuerwehr. Ich dachte daran, dass diese Männer Uniformen trugen, die mein Onkel Moyshe in Szopienice genäht hatte. All das erinnerte immer wieder an die Katastrophe und das Chaos der letzten drei Jahre. Und jeden Tag kam auch die Polizei des Judenrats ins Ghetto. Diese Männer trugen weisse Hauben über ihren Mützen und waren nur mit Gummiknüppeln bewaffnet, aber die gelben Sterne auf ihren Uniformen hatten keinerlei Bedeutung. Sie waren Polizisten, genauso korrupt und gemein wie alle anderen. Leuten wie ihnen ging ich schon seit Jahren erfolgreich aus dem Weg. Ich empfand nichts als Verachtung für sie.

Auf dem Kamionka wurde das Essen ernsthaft knapp. Ich weiss nicht, ob die Zahlen für Będzin jemals untersucht wurden, aber in Warschau lag die tägliche Kalorienmenge für Juden bei 300, und das zu einer Zeit, als für Polen 634 Kalorien vorgesehen waren und für Deutsche 2310. Soweit ich weiss, gab es im Ghetto nur einen einzigen Laden, in dem man Brot, Gemüse und ganz selten ein paar Stücke Fleisch kaufen konnte. Die Schlangen, an die wir uns längst gewöhnt hatten, waren auch hier an der Tagesordnung. Meine

Mutter und die Kleinen warteten geduldig, bis sie ihre Lebensmittelkarten abgeben durften, was auch immer es dafür gab.

Und natürlich beherrschten weiterhin Gerüchte die Szene. Angeblich war der Vormarsch der Deutschen vor der russischen Stadt Stalingrad aufgehalten worden. Ob ich auch von den Verlusten in Afrika gehört habe, weiss ich nicht mehr. Dort brachte die britische 8. Armee den Deutschen unter Feldmarschall Erwin Rommel bei El Alamein eine Niederlage bei. Aber selbst, wenn ich davon gehört habe, war ich wohl nicht in der Lage, zwei und zwei zusammenzuzählen. Wenn der Krieg für die Deutschen nicht gut lief, dann waren das zunächst einmal auch für uns schlechte Nachrichten. Selbstverständlich sehnten wir unsere Befreiung herbei, und gerade mein Vater wünschte sich sehr, nach Hause zu kommen und seine Werkstatt in der Nummer 77 wiederzueröffnen. Aber niemand sah, dass es erst noch schlimmer werden musste, bevor es besser wurde.

Der einzige Bezug zur Wirklichkeit, das einzige Gefühl von Kontinuität, das wir auf dem Kamionka hatten, kam von der Arbeit. Vor der Errichtung des Ghettos machten wir uns selbst auf den Weg in die Fabriken, wenn wir auch nur noch bestimmte Strassen benutzen durften. Jetzt marschierten wir in Kolonnen unter Bewachung dorthin: ein wanderndes Volk, Tag für Tag. Bis zu Killov war es aber weniger als ein Kilometer, und das Einstampeln und das relativ gute Essen hielten uns irgendwie bei Verstand.

Es wurde kalt, es schneite, und wir hatten immer noch nichts von meiner Grossmutter und Nathan gehört. Die Erde drehte sich weiter, wir hörten Gerüchte und Gegengerüchte der grauenhaftesten Art. Man versuchte, sich nichts anmerken zu lassen, nicht aufzufallen, einfach weiterzuarbeiten. Der Frühling 1943 ging in den Sommer über. Eine spürbare Spannung lag in der Luft. Die Deportationen gingen weiter. Die ersten waren noch von leeren Versprechungen des Judenrats begleitet gewesen: Ratsmitglieder würden die Gruppen begleiten, Ärzte wären ebenfalls dabei. Das Ziel der Reise? Arbeitslager natürlich, kriegswichtige Arbeiten im Dienst des Reichs. Es würde nicht lange dauern, so die offizielle Linie, bis Genosse Stalin kapitulierte.

Und dann wäre Friede. Schliesslich war eine slawische Armee doch kein echter Gegner für die Vertreter der Herrenrasse.

Aber es waren keine Ärzte bei den deportierten Gruppen, und die Mitglieder des Judenrats blieben in Będzin. Trotzdem lief alles relativ zivilisiert ab. Die Deportierten nahmen Koffer und Lebensmittelpakete für die Reise mit. Manchmal müssten wohl Viehwaggons für den Transport benutzt werden, aber nicht immer, und das wurde als vorübergehende, bedauerliche Unannehmlichkeit entschuldigt. Schliesslich war Krieg.

Einer der Deportierten war ein polnischer Freund namens Vladek. Er kam einmal im Monat aus dem Arbeitslager nach Hause, sprach aber kaum über das, was dort vorging. Bevor der Wahnsinn begann, hatte er ebenfalls Tauben gehalten, und wir hatten ziemlich viel Zeit miteinander verbracht. Er kaufte Nathans Fahrrad für 100 Kilo Kartoffeln – normales Geld war auf dem Kamionka praktisch wertlos.

Während unserer Zeit im Ghetto hörten wir irgendwann von Nathan. Ein alter polnischer Freund der Familie berichtete uns, er würde im Lager von Blechhammer bei Slawice arbeiten, einer Chemiefabrik. Und es ginge ihm gut. Mutter schickte ihm etwas Getreide und Unterwäsche. Ob er sie jemals erhielt, erfuhren wir nicht, denn er durfte uns nicht schreiben.

Was uns allerdings auffiel, selbst dem kleinen Josek, der inzwischen sechs Jahre alt war, war die steigende Zahl der Besucher im Ghetto. Die Besucher waren SS-Leute in grauen Uniformen mit dem Blitz auf dem Kragenspiegel und dem grinsenden Totenkopf auf den Mützen. Sie kamen mit ihrer deutschen Spezialpolizei, der Gestapo, und die Ghettopolizei lief mit ihren böartigen Hunden hinter ihnen her und versuchte, möglichst wichtig auszu-sehen. Das Gebell und das Stiefelknallen hallten über den Kamionka, dröhnten in unseren Ohren und erschütterten die Verschlüge, die wir unsere Häuser nannten. Ich erinnere mich an die Schläge und den Krach, wenn sie Türen eintraten und Befehle brüllten. Jetzt stellten sie die Frage «Ist ein Jude hier?» nicht mehr, die wir in der Zeit vor dem Ghetto immer gehört hatten. Auf dem Kamionka wohnten ausschliesslich Juden, die Frage war also überflüssig.

Jetzt suchten sie nach einzelnen Juden: nach jungen und arbeitsfähigen, oder aber den überzähligen Verwandten der jungen und arbeitsfähigen. Es war Zeit zu gehen. Und wenn jemand sich weigerte – was ab und zu vorkam –, dann gab es eine Kugel in den Kopf. Das waren die Geräusche des Ghettos: Hundegebell, Stiefelknallen, zerbrechende Möbel. Kurze, scharfe Schreie, die vom Knall einer Pistole oder eines Gewehrs unterbrochen wurden. Und dann Stille.

Wie lange würde es wohl dauern, fragten wir uns, bis sie zu den Pivniks kamen? Im langen, heissen Sommer 1943 war ich fast siebzehn Jahre alt, also im idealen Alter für die Deportation. Was für Möglichkeiten hatten wir noch? Wir konnten weglaufen – ein erschöpfter, emotional ausgelaugter Mann, drei kleine Kinder und die Mutter, dazu Hendla und ich. Wie weit würden wir wohl kommen in der Nacht, welche Chancen hatten wir gegen die Hunde und die Waffen der Ghettowachen?

Die Alternative bestand darin, uns zu verstecken. Und genau das versuchten wir. Unser Häuschen hatte nur ein Zimmer, aber ein spitzes Dach, und darunter gab es eine Art Dachboden, der gerade Platz genug bot für uns, wenn die grausamen Stiefel vor unserer Tür stehen blieben. Ich war inzwischen ein erfahrener Schreiner, und mein Vater und ich bauten eine Trennwand aus Holzresten, hinter der wir Lebensmittel und Wasser bunkerten. Auch einen Nachttopf und einen Eimer gab es dort.

Derlei passierte überall im Ghetto; es war Teil des stillen jüdischen Widerstands, dessen Geschichte noch lange nicht erzählt ist. Warum haben sie nicht gekämpft?, fragen Holocaustleugner heute. Wenn es so schrecklich war, warum haben die Juden nichts dagegen unternommen? Die Antwort lautet: Wir haben uns gewehrt, und es begann auf dem Kamionka bei den Juden von Będzin. Spärliche von Informationen, Holzstücke und Nägel aus der Fabrik, Lebensmittel in einem kleinen, engen Raum, selbst im heissen Hochsommer. Es war nicht der Stoff, aus dem die Heldengeschichten gemacht werden, von denen grosse Schuljungen wie ich damals noch träumten. Aber es war eine Form des Widerstands. Gerüchte vom Ghettoaufstand in

Warschau hatten uns bereits im April erreicht. Sie erfüllten uns mit Stolz. Und sie gaben uns Hoffnung.

Am 19. April hatten Partisanen in Warschau angefangen zurückzuschlagen. Die Deportationen dort, so erfuhren wir später, liefen in einem viel grösseren Stil ab als bei uns in Będzin. Im Oktober 1940 hatte man fast eine halbe Million Juden hinter mehr als zwei Meter dicken Mauern zusammengepfercht. Zwei Jahre später waren nur noch siebzigtausend von ihnen übrig. Die jüdischen Partisanen besaßen gestohlene Waffen, metzelten SS-Leute ab, wo sie sie finden konnten, und entkamen ihren Verfolgern durch die Kanalisation, wo Cholera, Typhus und Ratten ihre ständigen Begleiter waren. Fast einen Monat später – und es war vielleicht ganz gut, dass wir davon nichts wussten – prahlte der SS-Kommandant damit, dass seit Beginn des Aufstands vierzehntausend Juden getötet und weitere vierzigtausend nach Treblinka gebracht worden waren.

Für uns kam das Ende an einem heissen, trockenen Samstag im Juli. Auf den Feldern jenseits des Kamionka war die Ernte in vollem Gange. Männer in kurzärmeligen Hemden und Westen schwangen ihre Sensen und Sicheln, bewacht von den glänzenden Waffen der SS. Die Getreidegarben, die sie aufstellten, standen wie schweigende Wächter auf den Feldern, genauso wie ich mich aus dem Garten Eden und den Sommern meiner Kindheit erinnerte. Ich hatte wie üblich den ganzen Tag in der Fabrik gearbeitet und konnte mich kaum noch an die Sabbat-Rituale aus Friedenszeiten erinnern. Wir assen zu Abend und gingen ins Bett. Ich erinnere mich nicht, dass irgendetwas anders gewesen wäre als sonst. Bis dann der frühe Morgen kam.

Ich fuhr aus dem Schlaf hoch. Stiefelknallen. Hunde. Deutsches Gebrüll. Sie kamen näher, in unsere Gasse, blieben vor unserer Tür stehen. Vater hatte noch Zeit, schnell nachzusehen. Es waren Deutsche, viel mehr als sonst. Er scheuchte uns auf den Dachboden, Mutter und Hendla beruhigten die Kinder, die inzwischen daran gewöhnt waren, ihre Fragen nur im Flüsterton zu stellen. Wir hörten Schüsse und Schreie, während Vater und ich die Trennwand an ihren Platz zogen und uns dahinterkauerten, fast ohne zu atmen.

Wenn ich meine Beine verdrehte und mich seitwärts lehnte, konnte ich durch ein Guckloch aus einem lockeren Ziegelstein auf die Gasse und den Hauptplatz des Ghettos schauen. Irgendetwas ging da vor sich, das war keine übliche Razzia im Vorfeld von Deportationen. Es war eine echte Schiesserei. Die Ghattobewohner schlugen zurück. Polizisten rannten in alle Richtungen, feuerten wahllos um sich, sodass das Mündungsfeuer ihrer Waffen die baufälligen kleinen Häuser anleuchtete, zwischen denen sie hindurchrannten. Die SS-Männer, deren Abzeichen im Licht aufblitzten, waren besser organisiert und hatten die Lage im Griff. Ich sah sogar Mitglieder der Hitlerjugend mit ihren lächerlichen Shorts und Schals, die mit ihren kleinen Fahrtenmessern herumfuchtelten und grausame Naziparolen riefen. Es waren Jungen, höchstens so alt wie ich. Und sie wollten uns töten.

Vielleicht hatte Hendla etwas gewusst und es uns verschwiegen. Vielleicht wusste sie es aber auch nicht. Die Anführer des Widerstandes, weiss ich heute, waren Baruch Giftek und Frumka Plotnicka; die Freiheitskämpfer gehörten allesamt zur *Gordonia* und den anderen zionistischen Gruppen. Ich habe keine Ahnung, wie sie an die Waffen kamen. Aber wir waren eben nicht in Warschau. Wir hatten keine Kanalisation, in der man sich verstecken konnte, und vielleicht waren wir auch nicht ganz so verzweifelt wie die Menschen dort. Bei den Kämpfen in den nächsten Tagen wurden mehr als vierhundert Partisanen getötet, viele von ihnen als schlichte Zivilisten, die einen Querschläger abbekamen. Die deutschen Verluste? Ein Mann.

In dieser schrecklichen Nacht jedenfalls kauerten wir in unserem selbst gebauten Versteck, und im Morgenrauen beobachteten wir durch das Guckloch, wie unsere Nachbarn weggebracht wurden. Sie trugen ihre wenigen Habseligkeiten mit sich und bekamen immer wieder Stiefeltritte zu spüren. Was wir da beobachteten, war die «Liquidation» des Ghettos, ein widerwärtiger Euphemismus, der nichts anderes meint, als dass Tausende sterben mussten. In einem seiner düstersten Momente sagte mein Vater: «Was den anderen da passiert, das passiert uns auch.» Dann beteten wir, wie wir jeden Tag auf dem Kamionka beteten – genau wie früher zu Hause.

4 Ein Tag wird zur Nacht

Der Sonntag war der 1. August, an dem die Christen ihr Erntefest feierten. Jenseits des Kamionka, jenseits von Polen ging der Krieg weiter. Wir sassen hinter unserer Trennwand, schwitzten und machten uns Sorgen, füllten den Nachttopf und den Eimer. Die Hitze und der Gestank waren unerträglich, aber wir wagten nicht, uns zu bewegen. Gelegentliche Schüsse während des ganzen Tages sagten uns, dass die Nazis nicht einfach verschwunden waren. Sie taten das, was sie am besten konnten. Sie jagten Juden.

Am Montagabend hatten wir kein Wasser mehr, und unsere Essensvorräte gingen auch zur Neige. Wie auch immer die Pläne meines Vaters ausgesehen hatten, auf eine mehrtägige Belagerung war er nicht eingestellt gewesen. Hinausschleichen und Wasser holen, bedeutete den sicheren Tod. Die Hunde würden uns wittern, die herumschleichenden SS-Leute achteten auf jedes Geräusch. Der Dienstag kam und war genauso heiss und unerträglich wie der Montag. Wir sassen da, schweissverkrustet, die Münder staubtrocken, halb verdurstet. Ich weiss nicht mehr, wer den Vorschlag machte, aber ich erinnere mich, dass meine Mutter etwas von dem letzten Zucker in eine Tasse gab. Die Tasse wurde herumgegeben, wir tranken dankbar daraus. Die Flüssigkeit war warm, aber süss, und es war immerhin eine Flüssigkeit. Es war Urin.

In einem Monat sollte ich siebzehn Jahre alt werden. Und jetzt hockte ich in einem glühend heissen, halbdunklen Verschlag auf dem Dachboden, trank Pisse und hörte meine Geschwister schluchzen, während draussen die Deutschen auf unsere Leute schossen.

Es war das Ende des Ghettos. War jetzt alles zu Ende?

5

Abstieg in die Hölle

Unsere kleine Widerstandsaktion endete schliesslich am Mittwoch, dem 6. August. Die Liquidation des Będziner Ghettos hatte vier Tage gedauert. Am Ende hielten wir die Hitze nicht mehr aus, kletterten aus unserem Versteck und ergaben uns ins Unvermeidliche.

Ich erinnere mich nur noch bruchstückhaft, es kommt mir vor wie Fetzen aus einem Traum. Es muss wohl am Vormittag gewesen sein, dass wir uns mit steifen, schmerzenden Gliedern und trockenen, aufgesprungenen Lippen einer Kolonne anschlossen, die sich den Hügel hinunter vom Ghetto zum Bahnhof bewegte. Der Weg war keine zwei Kilometer lang, aber uns kam er unendlich vor. Man hatte uns auf dem Hauptplatz des Ghettos zusammengedrückt, vielleicht tausend Menschen. Ich dachte kurz daran, dass selbst diese kleine Gruppe von Juden noch in der Überzahl gegen die SS-Leute war, die uns bewachten. Aber es waren alte Leute unter uns, Babys und kleine Kinder. Mein Bruder Majer war inzwischen vierzehn, Chana noch ein Jahr jünger. Wolf war erst acht und der kleine Josek sechs. Wir waren geschwächt vom Hunger und unbewaffnet. In so einer Lage kämpft man nicht gegen erwachsene Männer mit Maschinenpistolen, Gewehren und scharfen Hunden.

Während unseres schleppenden Marsches den Hügel hinunter wurden wir von nicht jüdischen Stadtbewohnern verhöhnt, sie machten sich über uns lustig und lachten laut. Ein paar weinten auch und hielten sich die Hände vors Gesicht. So schizophren war die Haltung der Polen zu ihrer «Judenfrage» Diese Leute waren einmal unsere Nachbarn gewesen, die Männer hatten bei meinem Vater Anzüge bestellt, die Frauen hatten sich mit meiner Mutter über die Kinder unterhalten. Es waren Ladenbesitzer, bei denen wir eingekauft hatten, Jungen, mit denen ich Fussball gespielt hatte. Jetzt bedienten

sie sich an den Möbeln, die wir zurücklassen mussten, und an unseren spärlichen Habseligkeiten wie lauernde Hyänen, die sich um ein Beutetier streiten und mit den besten Bissen davonrennen. Auch unter den Männern von der Ortspolizei und der Feuerwehr, die uns wie Vieh durch die Strassen trieben, erkannte ich einige. Die SS-Männer kannte ich nicht; sie stiessen uns mit ihren Gewehrmündungen und -kolben vorwärts. Die Kinder hielten sich an Müttern und Vätern fest und fürchteten sich vor den knurrenden, schnappenden Hunden.

Wie sehr hatte ich die Züge geliebt, die schnaufend und keuchend in unseren neuen Jugendstilbahnhof hinein- und wieder hinausfuhren. Jetzt war hier fast nichts mehr von einem Bahnhof zu erkennen. Es waren keine Zivilisten dort, niemand, der seiner alltäglichen Arbeit nachging. Nur noch mehr SS-Männer und Polizisten und Hunde und alles, was sonst noch zum NS-Staat gehörte. Das Ganze war vollkommen sinnlos. Niemand sagte uns, wohin wir gingen, wir hörten nur ihr Gebrüll: «Lausbub! Scheissjude! Arschlöcher!» Scheissjude. Jahrhunderte unbegründeten Hasses zusammengefasst in einer einzigen dahingeknurten, fantasielosen Beleidigung. Wenn jemand umkippte oder schlurfte, kamen die Schlagstöcke zum Einsatz und krachten auf Köpfe und Schultern.

Züge waren keine da, und so standen wir einfach nur schweigend auf dem Bahnsteig. Wer sprach, wurde aus der Menge gezerrt und geschlagen. Entsetzte Mütter hielten ihre Babys fest an sich gedrückt und flüsterten ihnen beruhigende Worte ins Ohr. Sie hielten sie an ihrer Brust – eine andere Sicherheit konnten sie ihnen nicht bieten.

Die etwa vierzig Minuten auf dem Bahnsteig vergingen so langsam wie Jahre. Dann hörten wir die schrille Pfeife und sahen den Rauch einer Lokomotive in der Ferne. Eine schwarze Maschine mit fünf Wagen. Auf den Dächern sassen bis an die Zähne bewaffnete SS-Leute. Sie trugen ihre Stahlhelme mit dem typischen tief heruntergezogenen Rand und den daran befestigten Motorradbrillen. Ich konnte nicht verstehen, wie sie sich auf dem fahrenden Zug hielten, aber vielleicht waren sie irgendwie angegurtet.

Wenn es Ärger geben würde, dann jetzt. In unserer Gruppe waren nicht viele Männer. Mein Vater war Anfang fünfzig, was mir damals furchtbar alt

vorkam. Ich war sechzehn. Was konnten wir schon tun? Sollten wir auf die SS-Männer losgehen? Auf die Schienen springen und weglaufen? Jeder von uns hatte Familie – Frauen, Mütter, Kinder. Natürlich hätten wir in dem Chaos, das während des Einsteigens entstand, etwas versuchen können. Aber letztlich geschah gar nichts. Wie Schafe warteten wir, während die SS-Leute überprüften, ob die Wagen leer waren. Dann brüllte jemand «Einsteigen!» Und wir gehorchten. Es dauerte nicht lange. Wir hatten nicht viel bei uns gehabt, als wir auf den Kamionka gezogen waren, und jetzt besaßen wir noch weniger. Einige Leute trugen einen Koffer oder ein Bündel. Das Gepäck wurde mit in den Zug geworfen. Wenn es eine Verspätung gab, dann wegen der Alten, die kaum in die Wagen kamen, oder wegen der Kinder, die es allein nicht schafften. Wir wurden in die Waggons geschoben, einige liessen sich auf die hölzernen Sitze fallen, andere standen dicht gedrängt an den Wänden und Fenstern. Tritte und Schläge – das war unser Abschied von Będzin. Wir wussten damals nicht, dass die meisten von uns ihren Geburtsort nie wiedersehen würden. Wenige Tage später sollte die SS selbstgefällig und zufrieden erklären, wieder sei eine polnische Stadt «judenrein». Gute Arbeit.

Sie verschlossen die Türen, und der Zug fuhr ratternd und klappernd aus dem Bahnhof von Będzin. Ich erinnere mich, dass meine Mutter wohl zum hundertsten Mal an diesem Morgen überprüfte, ob wir noch alle da waren. Und ich erinnere mich auch daran, was danach passierte. Ein Rabbi im nächsten Waggon nahm sein Gebetbuch aus der Tasche, und mein Vater sowie einige andere orthodoxe jüdische Männer taten es ihm gleich. Dann fingen sie an, König Davids Psalmen zu rezitieren.

Ich war nie besonders religiös. Als abgehärteter Sechzehnjähriger, dessen Bar-Mizwa heimlich in der Küche gefeiert worden war, teilte ich die Überzeugungen meines Vaters nicht. Ich betete jeden Tag mit ihm, weil das von mir erwartet wurde. Jetzt sah ich die betenden Männer an, deren Gesichter grau und verängstigt unter den Hüten hervorlugten. Ihre Augen strahlten trotz allem Optimismus aus; offenbar fanden sie Trost in den Worten, die sie da sprachen. Sie *wussten*, dass Gott uns helfen würde. Hatte er das nicht immer versprochen? Er würde einen Weg finden, uns ein Zeichen geben.

Aber das tat er nicht.

Wir fuhren an den Fabriken und Bergwerken des polnischen Industriegebiets vorbei, wie schon so oft. Die silbernen Birken leuchteten wie poliertes Metall in der Mittagssonne, ihre Blätter wisperten, und das Pfeifen und Rattern des Zuges bildete ein modernes, maschinengetriebenes Hintergrundgeräusch zu den tiefen, traurig hallenden Psalmen in den Waggonen.

Wir waren wohl etwa eine Stunde gefahren, als der Zug abbremste und auf ein Nebengleis fuhr. Als ich nach vorn kroch und über die Schultern der Leute vor mir schaute, sah ich Reihen von Betonpfosten, die nach innen gebogen und mit Stacheldraht verbunden waren. Dahinter standen lange Reihen von niedrigen, einstöckigen Hütten. Das musste ein Lager sein, sagten wir uns, eines der Arbeitslager, in die die jüdischen Einwohner von Będzin schon seit Monaten deportiert wurden. Die Bremsen kreischten, dann wurden die Waggontüren geöffnet. «Raus! Raus!» Ich hatte gar nicht gewusst, wie kehlig und herzlos die deutsche Sprache klang, bis ich sie auf diesem Bahnsteig hörte. Wir rafften unsere spärliche Habe zusammen und stolperten blinzeln auf den Beton.

Eine Mauer aus Lärm nahm uns in Empfang: eine Stimme, die durch den Lautsprecher Befehle brüllte; Wachen in den Uniformen der Waffen-SS, die uns mit ihren Gewehren stiessen und schlugen; grosse Hunde an Ketten, die mit gestäubtem Nackenfell knurrten und bellten und die Zähne fletschten. Schwer zu sagen, wer gefährlicher aussah, die Hunde oder ihre Herren. Die anderen Männer jedoch faszinierten mich. SS-Leute und ihre Uniformen kannte ich schon, aber diese Männer trugen Gefängnisbekleidung mit senkrechten blauen Streifen auf schmutzig weissem Grund. Es sah ein bisschen aus wie Schlafanzüge. Auch diese Männer brüllten uns an. Sie befahlen uns, unser Gepäck auf der Rampe liegen zu lassen. Wir würden es später wiederbekommen, sagten sie uns und wiesen uns an, uns in Reihen aufzustellen.

Wir waren ganz benommen vor Schock. Was für ein Lager war das hier? Mein Vater stand mit offenem Mund da, runzelte die Stirn und versuchte, sich einen Reim auf das zu machen, was er sah.

Hendla klammerte sich an seine rechte Hand, Chana an die linke. Die Jungen drängten sich um meine Mutter, wie sie es schon während der Fahrt getan hatten. Nur ich stand allein da.

Auf meiner einen Seite versuchte einer unserer alten Nachbarn auf dem Kamionka Antworten zu finden und etwas Ordnung in das Chaos zu bringen. Er sprach mit einem der Männer in den gestreiften Hosen, der eine grobe schwarze Jacke über dem Hemd und eine unförmige Arbeitermütze auf dem Kopf trug. Ohne Vorwarnung schlug der nun mit einem dicken Knüppel auf den Fragesteller ein und brüllte ihn an, er solle das Maul halten und gehorchen. Und als müsste er das Recht des Stärkeren noch betonen, schlug er weiter auf ihn ein und beschimpfte ihn dabei als einen dreckigen Scheissjuden. Der Mann aus Kamionka stellte keine Fragen mehr. Er lag auf dem Bahnsteig, blutend und keuchend vor Schock.

Ich spürte, wie jemand an meiner Schulter rüttelte, und dann brüllte ein anderer Mann im gestreiften Anzug, wir sollten gefälligst das Gepäck liegen lassen und uns in Reihen aufstellen. Als er mich sah, flüsterte er mir etwas zu, was ich nicht verstand: «Sag ihnen, du bist achtzehn.» Und schon lief er weiter durch die Menge und brüllte seine Befehle.

Was war das hier für ein Ort, an dem Männer mit dem Knüppel bewusstlos geschlagen wurden, nur weil sie eine höfliche Frage gestellt hatten? An dem Verrückte im Schlafanzug einem heimlich zuflüsterten, man solle ein falsches Alter angeben?

Wir stellten uns so gut es ging in Reihen auf. In Będzin hatten wir uns in den letzten drei Jahren daran gewöhnt, in Reihen zu stehen, wenn wir Brot kaufen wollten, aber hier war es anders. Wir waren keine Soldaten, wir kannten keinen Drill. Aber die SS-Leute waren geradezu besessen davon: Reglementierung, sofortiger Gehorsam, vollkommene Unterwerfung. Der strenge Militarismus des alten Preussen bekam hier einen bösartigen, widerwärtigen Zweck und passte sich dem kranken Denken des Dritten Reichs an. Wir standen zusammengedrängt etwa zehn Meter von dem Zug entfernt, dessen Lokomotive immer noch keuchte und Rauch ausstieß. Wer noch herumstolperte, weil er zu schockiert und benommen war, um sich schnell genug zu

bewegen, wurde mit Stöcken oder Gewehrkolben geschlagen oder von den knurrenden Hunden gebissen. Ihre elfenbeinfarbigten Zähne drangen tief in Stoff und Fleisch ein.

Ein SS-Mann ging den Bahnsteig entlang und rief immer wieder, Familien sollten zusammenbleiben. Andere blieben in Abständen neben der Reihe stehen, zogen einzelne Personen heraus und fragten nach dem Alter und wie viele Kinder sie hatten. Dann wurden sie weggebracht.

Irgendwann hatten sich zwei Gruppen gebildet, immer noch in Reihen, aber doch anders. Ich wusste es damals nicht, aber ich hatte meine zweite Selektion erlebt, die lässige Entscheidung, wer weiterleben durfte und wer sterben musste – ganz im Einklang mit den wahnsinnigen Anweisungen aus Berlin. Die erste Selektion war im Stadion von Będzin durchgeführt worden, aber diesmal fühlte es sich insgesamt bösartiger und endgültiger an. In meiner Reihe gab es viele Familien: Alte mit grauen, entsetzten Gesichtern, Kinder mit tränennassen Wangen, Eltern in Panik, die in der Sommersonne zitterten. In der anderen Reihe standen lauter Männer, ganz junge und bis in die Fünfziger. Einige von ihnen schauten besorgt zu uns herüber.

Auf dem Bahnsteig standen die SS-Männer zusammen und plauderten, als hätten sie von der groben Art, in der man uns behandelte, gar nichts mitbekommen. Hinter ihnen warteten grau lackierte Lastwagen und ein Sanitätswagen mit laufenden Motoren; die Abgase waberten über den Boden. Weitere Befehle wurden gebrüllt. Die Reihe der Männer setzte sich in Bewegung, ging an der SS vorbei. Ich hörte, wie meine Mutter mir auf Jiddisch ins Ohr flüsterte: «Szlamek, sieh zu, dass du dich in Sicherheit bringst.» Und sie schob mich in die Reihe der Männer. Ich hatte meiner Mutter immer gehorcht, sie hatte mich zur Welt gebracht und uns in den letzten drei Jahren zusammengehalten. Jetzt starrte ich sie an und wusste nicht, was ich sagen sollte. Bis später? Bis morgen? Ich komme pünktlich zum Abendessen? Oder: Bis zum Sabbat? Ich sah sie an, sah meine ganze Familie an, zum letzten Mal. Meinen Vater, dessen Welt schon längst nicht mehr existierte und dessen Gott ihn vergessen hatte. Meine Mutter, die mein Anker war und mir alles vergeben hätte. Meine Schwester Hendla, die immer von Palästina

geträumt hatte. Majer, Chana, Wolf, Josek. Meine Familie. Mein Blut. Benommen, ohne recht zu begreifen, was geschah, schloss ich mich der Reihe der Männer an.

Als wir an den SS-Leuten vorbeigingen, fiel mir einer der Offiziere auf. Ich bin der Sohn eines Schneiders, eine schöne, handgenähte Uniform erkenne ich auf Anhieb. Er sah elegant aus, ein gut aussehender Mann mit dunklen Haaren und einer kleinen Lücke zwischen den Schneidezähnen, wenn er lächelte. Seine Stiefel glänzten in der Sommersonne wie Spiegel, und in der rechten Hand hielt er ein Paar Handschuhe aus grauem Rehleder. Ich erinnere mich so genau, weil er jeden von uns genau ansah und mit seinen Handschuhen mal nach rechts, mal nach links deutete. Er sprach kein Wort, die kleine Bewegung war Befehl genug. Die SS-Männer neben ihm zogen Männer aus der Reihe. Links, links, rechts, links. Die zur Linken wurden zurückgeschickt und in einem engen Bogen in die Reihe der Frauen, Kinder, Familien und Alten geführt.

Ich bin nicht besonders gross, damals mit sechzehn hatte ich wohl die Einsfüfundsechzig erreicht und sah vermutlich recht kräftig aus. Ich hatte mich vier Tage lang auf einem stinkenden Dachboden versteckt, ohne Seife und Kamm und ohne viel zu essen oder zu trinken. Aber ich trug immer noch meinen Fabrik-Overall und feste Stiefel. Jetzt fiel mir der gestreifte Verrückte auf dem Bahnsteig wieder ein. «Sag ihnen, du bist achtzehn.» Allmählich begriff ich. Ich hoffte, der Offizier würde seine Handschuhe nach links fallen lassen und mich zu meiner Familie schicken, damit ich sie alle noch einmal umarmen konnte. Aber er zeigte nach rechts. Er fragte mich nicht nach meinem Alter, nach meiner Arbeitserfahrung oder meiner Herkunft. Und ich wusste immer noch nicht, dass es sich um eine weitere Selektion handelte und dass dieser Offizier deshalb nicht mit mir sprach, weil er ein Arier war, ein Angehöriger der Herrenrasse. Und ich war ein Jude, ein Untermensch. Nur darum ging es.

Wir wurden zur Seite gedrängt und mussten zusehen, wie die Familien dieselbe Prozedur über sich ergehen liessen. Ich versuchte, meine Familie zu entdecken, aber ich stand am Ende unserer Reihe und sah sie nicht mehr. Während die Menschen an dem SS-Offizier vorbeigingen, fielen die Hand-

schuhe wieder nach links und rechts, und ein paar Leute wurden noch aussortiert. Einige von ihnen waren junge Frauen, und ich fragte mich, ob Hendla unter ihnen war, ob man sie ihrer Familie entriss, so wie es mir kurz zuvor ergangen war. Aber ich sah sie auch nicht. Ein oder zwei Männer wurden ebenfalls aussortiert, ohne dass ich verstehen konnte, warum. Die Menschen gingen in langer Reihe zu den wartenden Lastwagen.

Die gestreiften Häftlinge halfen ihnen, auf die Ladeflächen zu steigen, reichten Babys und Kleinkinder zu den Müttern und Vätern hoch, halfen den Alten und Behinderten. Immer noch konnte ich die Pivniks nirgendwo entdecken und dachte, ich würde sie später Wiedersehen. Die Autos fuhren an und verschwanden in einer langen Kolonne in den Nachmittag. Am Ende fuhr der Sanitätswagen.

Nach der anfänglichen Panik und dem Chaos bei der Ankunft auf dem Bahnsteig wurde es jetzt sehr ruhig. Die Hölle verwandelte sich in ein Fegefeuer. Das Gemurmel der Familien war ebenso verstummt wie das Dröhnen der Motoren. Dann jedoch lebte die Hölle wieder auf. Weitere Befehle. «Schnell! Schnell!» Und schon wurden wir losgeschickt, hinter den Lastwagen, unser Schlurfen wurde zum Marschieren und zum Laufschrift, je mehr die SS-Leute und die gestreiften Männer uns antrieben. Wer nicht mithalten konnte, wurde niedergeschlagen oder getreten.

Keuchend und schnaufend standen wir wenig später an diesem heissen Augusttag vor einem traurigen Kasernengebäude. Hinter der Eingangstür befand sich ein grosser, kahler Raum, der als Lagerhalle genutzt wurde. Man befahl uns, alles auszuziehen und unsere Kleidung ordentlich zusammengefaltet liegen zu lassen. Die gestreiften Männer gaben jedem ein Stück Schnur, um unsere Stiefel oder Schuhe zusammenzubinden. Wer sich nicht schnell genug bewegte oder mit den Knöpfen nicht zurechtkam, wurde mit dem Knüppel auf Schultern und Kopf geschlagen, während die Gestreiften durch unsere Reihen gingen und uns in deutscher Sprache Befehle zubrüllten. Für mich war klar, dass es sich nicht um Angehörige der SS handelte, sondern um irgendwelche Hilfskräfte, die man ausgewählt hatte und die, obwohl sie weder Arier noch Volksdeutsche waren, die Regeln der SS befolgten. Viele

von ihnen schienen durchaus Gefallen an ihrer Arbeit zu finden. Sie genossen es, uns zu demütigen und zu ängstigen.

Sie brüllten, wir sollten Gold und Dollars abgeben, und schimpften uns «Scheissjuden». Sie wussten, dass wir noch Geld bei uns hatten, sagten sie, und wir müssten alles abgeben. Uralter Blödsinn, den die Nazipropaganda immer wieder aufkochte. Angeblich waren die Juden wie besessen hinter dem Geld her. Sie waren reich und horteten Gold. Jetzt schüttelten die Helfer der SS unsere Hosen- und Jackentaschen aus und öffneten unsere Fäuste, um zu sehen, ob sie noch etwas finden konnten. Münzen und Banknoten steckten sie ein, ebenso Zigaretten und Ringe. Gebetbücher warfen sie auf den Boden.

Als wir alle splitternackt waren und trotz der Hitze des Tages zitternd dastanden, gaben sie jedem von uns ein kleines Stück Kernseife und brachten uns in den nächsten Raum. Er war genauso gross und leer wie der erste, aber er roch feucht, und der Boden war nass und glitschig. Duschköpfe ragten aus eisernen Leitungen in der Decke, und wir hörten den Befehl: «Gründlich waschen!» Dann wurde die Tür zugeschlagen und abgeschlossen. Wir hatten alle schon die Geschichten über die Duschen in den Lagern gehört und auch die Gerüchte, woraus die SS ihre Seife machte. Einen langen, scheusslichen Moment glaubte ich daran. Aber dann kam tatsächlich Wasser aus den Duschen, eiskaltes Wasser, das mir den Atem raubte und dann allmählich wärmer wurde. Nach dem Gestank und den heissen Tagen während der Liquidation des Ghettos war es wie ein Stück Himmel mitten in der Hölle.

Kaum war das Wasser etwas wärmer geworden, da wurde es auch schon mit einem lauten Krachen in der Leitung wieder abgestellt. Dann ging eine Tür am anderen Ende des Raums auf, und wir wurden hinausgetrieben, immer noch nackt und klatschnass. Die Helfer dort hatten mechanische Schermaschinen, wie ich sie im Garten Eden beim Schafescheren gesehen hatte, und machten sich an die Arbeit. Ich höre das Kreischen der Geräte heute noch, und ich erinnere mich, wie weh es tat. Sie liessen uns auf harten Holzstühlen Platz nehmen und fuhren mit den Schermaschinen über unsere Köp-

fe, als würden sie einen Rasen mähen. Die groben Zähne der Maschinen rissen die Haare aus und hinterliessen tiefe, schmerzhaft Schnittwunden.

Ich glaube nicht, dass ich schon Haare auf der Brust hatte, diese Prozedur blieb mir also erspart. Aber sie fuhren mir mit der Maschine unter die Achseln und um die Hoden. Wer aufschrie, bekam einen Schlag mit dem Knüppel. Als wir fertig waren, sah ich mich um und betrachtete die anderen Männer. Sie hatten uns unsere Identität genommen. Kahl wie Neugeborene mit Schnitt- und Schürfwunden überall, sahen wir irgendwie alle gleich aus: Szlamek Pivnik, der Schuljunge, der zum Möbelschreiner geworden war, hatte sich in einen anonymen «Untermenschen» verwandelt. Keine Kleider, kein Privatbesitz, keine Haare. Und keine Hoffnung.

Wieder ging eine Tür auf. Wenn ich nicht so verängstigt und demoralisiert gewesen wäre, hätte mich die kalte Effizienz beeindruckt. Entmenschlichung in weniger als zwei Stunden. Im nächsten Raum gab es Tapeziertische, hinter denen Helfer standen. Aber bevor wir sie erreichten, mussten wir noch eine letzte Entwürdigung über uns ergehen lassen. Ein Helfer packte mich am Kinn, drückte mir die Kiefer auseinander und schaute in meinen Mund. Es ging nicht um eine provisorische zahnärztliche Untersuchung, der Mann suchte nach Wertsachen. Dann wurde ich nach vorn gedrückt und meine Beine gespreizt. Nie zuvor hatte ich einen solchen Schmerz erlebt wie in dem Moment, als der Helfer mir eine Art Stock in den After schob. Ich krümmte mich vor Schmerzen. Aber auch dort gab es keine Wertsachen. Schockiert und blutend stand ich in einer Schlange, bis ich an der Reihe war, zu dem Tapeziertisch zu gehen.

So etwas hatte ich schon erlebt. Ich kannte die Besessenheit der SS für Papiere. So war es auch schon im Fussballstadion von Hakoah gewesen, an dem Tag, an dem der Himmel sich verdunkelte, sodass ich wusste, was geschehen würde. Der Helfer fragte mich nach meinem Namen. Ich sagte ihm, dass ich Szlamek Pivnik hiess. Dann fragte er mich nach meinem Geburtsdatum. Ich dachte wieder an den geflüsterten Satz des Helfers an der Rampe: «Sag ihnen, du bist achtzehn.» Aber dann sagte ich doch die Wahrheit: 1. September 1926. Er fragte mich noch nach meinem Geburtsort, und ich sagte Będzin.

Während ich die Fragen noch beantwortete, spürte ich plötzlich einen scharfen Schmerz am linken Unterarm. Ein Helfer hatte auf meine noch feuchte Haut mit Tinte eine Nummer geschrieben und kratzte jetzt mit einer grossen Nadel darüber, die an einem Stück Holz befestigt war. Instinktiv zog ich den Arm weg, aber er packte mein Handgelenk, knallte meinen Arm auf den Tisch und befahl mir, stillzuhalten. Er knurrte mit einem deutschen Akzent, den ich noch nie zuvor gehört hatte, er müsse mir die Nummer eintätowieren. Aber Tätowierungen sind für Juden undenkbar. Kurz fragte ich mich, ob wohl auch mein Vater in einem anderen Raum die gleiche unwürdige Prozedur über sich ergehen lassen musste. Aber ich hielt still. Lieber ertrug ich diesen Schmerz, als dass ich die Strafe riskiert hätte, wenn ich jetzt Schwierigkeiten machte.

Der Helfer sah mir ins Gesicht und las darin all den Schmerz, die Angst und den Verlust. Er fragte mich, mit wem ich gekommen sei – mit meinen Eltern? Der Akzent klang immer noch fremd, aber seine Stimme war sanft. Es war die einzige sanfte Stimme ausser der meiner Mutter, die ich an diesem Tag gehört hatte. Ich öffnete den Mund, um ihm zu antworten, aber es kam kein Ton heraus.

Er nickte und sagte, ich sollte mir darüber jetzt keine Gedanken machen. Dann beendete er die Tätowierung und sagte: «Wahrscheinlich sind sie eh schon im Himmel.»

Dann waren sie fertig mit mir, und ich stolperte durch eine weitere Tür, benommen von dem Schock darüber, was ich gerade gehört hatte. Ich sah mir die Zahlen auf meinem Arm an, die noch blutig glitzerten. 135913. Ich war ein Tier, dem man eine unauslöschliche Nummer eingestempelt hatte, wie ein Schaf auf dem Weg zum Schlachter.

Wenn ich hätte lesen können, was der Helfer auf sein liniertes Formular geschrieben hatte, wäre ich von der Effizienz der Nazi-Bürokratie weniger beeindruckt gewesen. Meine Personendaten waren richtig, aber von Będzin stand da nichts. Den offiziellen Aufzeichnungen zufolge komme ich «aus dem Ghetto von Sosnowiec». Man könnte wohl sagen, darin bestand die letzte Entwürdigung.

Im nächsten Raum gab es Kleider. Die Ausgabe diente wohl dazu, die Anonymität der Lagerinsassen zu vervollkommen. Ein Helfer gab mir ein

Kleiderbündel und befahl mir, die Sachen anzuziehen. Alles war gestreift: Hemd, Jacke, Hose, Mütze. Unterwäsche gab es nicht, und das Paar Holzschuhe war mehrere Nummern zu gross. Tatsächlich passte mir nichts wirklich, und der Stoff war rau und grob und roch entsetzlich. Abgelegte Sachen der übelsten Sorte. Ich wusste es damals nicht, aber es waren die Kleider eines Toten. Einen Gürtel gab es nicht. Wir hätten ihn ja benutzen können, um uns aufzuhängen, also musste ich meine Hose mit den Händen festhalten.

Als unsere Aufnahme ins Lager endete, war es stockdunkel. Wir waren zweihundert Männer, die sich jetzt in Fünferreihen aufstellten, um aufs eigentliche Lagergelände zu marschieren. Jetzt waren auch die SS-Leute wieder da und führten uns gemeinsam mit den Helfern durch einen von Stacheldraht gesäumten Korridor und an niedrigen Holzbaracken vorbei. Nach vielleicht dreihundert Metern kamen wir an ein Tor, das von SS-Leuten bewacht wurde. Es wurde aufgezogen, und wir gingen hindurch. Unsere Holzschuhe klapperten in der Dunkelheit auf dem groben, steinigen Weg. Vorbei an weiteren Gebäuden, umzingelt von Stacheldraht und elektrisch geladenen Zäunen. Wir gingen schneller, aus dem Marsch wurde Laufschrift, und das Gebrüll und die Schläge mit den Knüppeln der Helfer begleiteten uns. Noch zweihundert Meter, dann kamen wir an ein weiteres Tor, das ebenfalls geöffnet wurde. Wir eilten an einer langen Reihe von Hütten vorbei, die aussahen wie Ställe. Vor einer dieser Hütten endete unser Weg. Eine 10 war ordentlich auf die Tür gemalt. Bald würden wir erfahren, dass wir uns im Block Ila befanden, dem Quarantäneblock.

Ein Helfer stand vor uns auf der Schwelle. Er trug eine gelbe Armbinde mit den schwarz aufgedruckten Buchstaben KAPO darauf und rief uns zur Ordnung. Es war nicht gerade die freundlichste Begrüssung. Er nannte uns beschissenen jüdischen Abschaum und erklärte uns, Reden sei verboten. Wir sollten uns auf die Stockbetten verteilen, immer fünf auf einer Pritsche, das würde uns warm halten. Morgen früh würden wir etwas zu essen und Bettzeug bekommen. Bis dahin sollten wir uns ruhig verhalten. Er machte eine dramatische Pause, um seinen nächsten Worten die nötige Wirkung zu ver-

leihen. «Wenn ihr irgendwelche Schwierigkeiten macht, seid ihr so gut wie tot.»

Das genügte. Niemand sagte ein Wort, als wir die dunkle Baracke Nummer zehn betraten. Ich quetschte mich zu vier anderen, alles Fremde. Nie zuvor hatte ich irgendwo anders geschlafen als bei meiner Familie. Auch während unserer Ferienaufenthalte im Garten Eden waren wir immer alle zusammen gewesen. Niemand zog sich aus oder legte auch nur die Holzschuhe ab. Mein Arm, mein Schritt und mein Kopf schmerzten nach der groben Behandlung. Mein Magen knurrte und schmerzte – ich hatte seit drei Tagen nichts mehr gegessen, und zu trinken hatte ich nur meinen eigenen gezuckerten Urin bekommen. Die Stockbetten waren staubig und wackelig, bei der kleinsten Bewegung quietschte und ächzte das Holz auf dem unebenen festgestampften Erdboden. Ich hätte mich am liebsten in den Schlaf geweint, aber selbst dazu hatte ich zu viel Angst. Stattdessen lag ich in der Dunkelheit, lauschte auf das Atmen und Schnarchen der anderen und zitterte unkontrolliert.

Allerdings hätte mich nichts auf das vorbereiten können, was in dieser langen, schrecklichen Nacht passierte. Ich spürte eine rhythmische Bewegung von hinten, und als ich mich umdrehte, sah ich ein lüsternes Gesicht im Halbdunkel. Es war ein Mann in den Vierzigern, den ich vom Kamionka kannte. Seinen Namen wusste ich nicht, und ich hatte auch nie mit ihm gesprochen. Aber jetzt nahm er diese bizarre Nacht zum Anlass, mich zu belästigen. Unglaublich, dass jemand nach allem, was wir durchgemacht hatten, an so etwas denken konnte. Aber das sah er offenbar anders, und so spürte ich plötzlich, dass es an meinem Hintern nass wurde. Ich wagte nicht zu schreien, aus Angst vor den Knüppeln der Kapos oder einer Kugel der SS.

Ich schloss einfach die Augen, und die ganze Nacht gingen mir die Worte des Tätowierers nicht aus dem Kopf: «Deine Familie ... sie sind wahrscheinlich schon im Himmel.»

6

Auf Messers Schneide

Diese Nacht war die längste Nacht meines Lebens. Ich glaube, ich schlief überhaupt nicht. Schlaf war ein Luxus im Lager. Wir träumten auch nicht, nur freie Menschen träumen. Ich lag da, lauschte dem Stöhnen, Schluchzen und Beten. Vielleicht hörte ich irgendwann auch das *Kaddisch*, das jüdische Totengebet. Keine Ahnung, ich war zu beschäftigt damit zu beten, dass ich die Aufmerksamkeit des Mannes nicht mehr erreichte, der mich missbraucht hatte. Aber er lag jetzt selbst da wie tot. In der Baracke roch es furchterlich. Es war zwar mitten im August, aber hier stank es nach Schimmel ebenso sehr wie nach Körpern, die zu lange im Ghetto eingesperrt gewesen waren. Die älteren Männer flüsterten Worte vor sich hin, die ich nicht verstand. Ich hatte niemanden, mit dem ich reden konnte, und Fragen wagte ich nicht zu stellen, weil ich nicht sicher war, ob ich die Antworten ertragen konnte.

Am frühen Morgen ging die Tür von Block zehn mit einem Krachen auf, und warmes Sonnenlicht drang in unsere Dunkelheit und liess den Staub in der Luft tanzen. Ein Helfer sperrte die Sonne einen Moment aus. Ich konnte sehen, dass er eine Mütze trug und eine Jacke über die gestreifte Uniform gezogen hatte. Die Befehle wurden auf Deutsch gebrüllt, und seinen Akzent, so erfuhr ich später, hatte er aus Hamburg. Er befahl uns, aus den verdammten Betten zu klettern, und nannte uns faule Hunde. Wir sollten aufstehen und uns bewegen.

Ich fiel fast von der oberen Pritsche, und das Nächste, was ich spürte, war ein Faustschlag gegen meine Schläfe. Ich fuhr zurück, konnte nicht mehr klar sehen. Dann bekam ich einen Stiefeltritt in den Hintern, der Helfer erklärte mir, ich sollte mich gefälligst bewegen. Er ging zur Tür zurück. Vermutlich hatte er auch noch ein paar andere geschlagen, aber damals dachte

ich, er hätte mich gezielt ausgesucht. Er schnauzte uns an, wir sollten uns aufstellen. Wir stolperten nach draussen, froh, endlich wieder frei atmen zu können. Wir waren wohl vierzig oder fünfzig Männer, die in einer unordentlichen Reihe vor unserer und der nächsten Baracke standen. Später lernte ich, jeglichen Blickkontakt zu vermeiden, auf den Boden zu blicken und einfach zu tun, was man mir sagte. Aber dies war mein erster Tag im Lager, und ich stand noch viel zu sehr unter Schock, um nicht auf das zu reagieren, was um mich herum geschah.

Der Helfer mit der lockeren Faust und den Stiefeln lief unsere Reihe ab und zählte uns durch. Dann rief er die Zahl einem anderen Mann zu, der eine Akte in der Hand hielt. Die deutsche Besessenheit für Zahlen und Aufzeichnungen zeigte sich wieder. Wir hatten sie schon in Będzin erlebt, vor dem Ghetto und während der Ghettozeit, aber hier wurde sie auf die Spitze getrieben. Das Lager war ein Paradies für Bürokraten.

Es war geradezu unheimlich still. Im Rückblick kam es mir so vor, als hätte der ganze Tag zuvor nur aus Lärm bestanden – die gebrüllten Befehle der SS, die bellenden Hunde, selbst die Psalmen in dem ratternden Zug und das Stöhnen in der Baracke. Jetzt jedoch konnte man eine Stecknadel fallen hören.

«Du dreckiger, verdammter jüdischer Bastard!» Da war der schwere Hamburger Akzent wieder. Ich hörte die Stiefel auf dem Boden knirschen und sah, wie er auf einen Mann zuing, der ganz in meiner Nähe in der Reihe stand. Dieser Mann war nicht viel älter als ich, sah aber unter den braunen Schnittwunden an seinem Kopf entsetzlich blass aus. Der Kapo hob seinen Knüppel und schlug auf den Schädel des Häftlings ein; das Geräusch war widerwärtig. Der Mann sank in die Knie, stöhnte unzusammenhängende Worte und fuchtelte mit den Armen, um den Schmerz zu lindern.

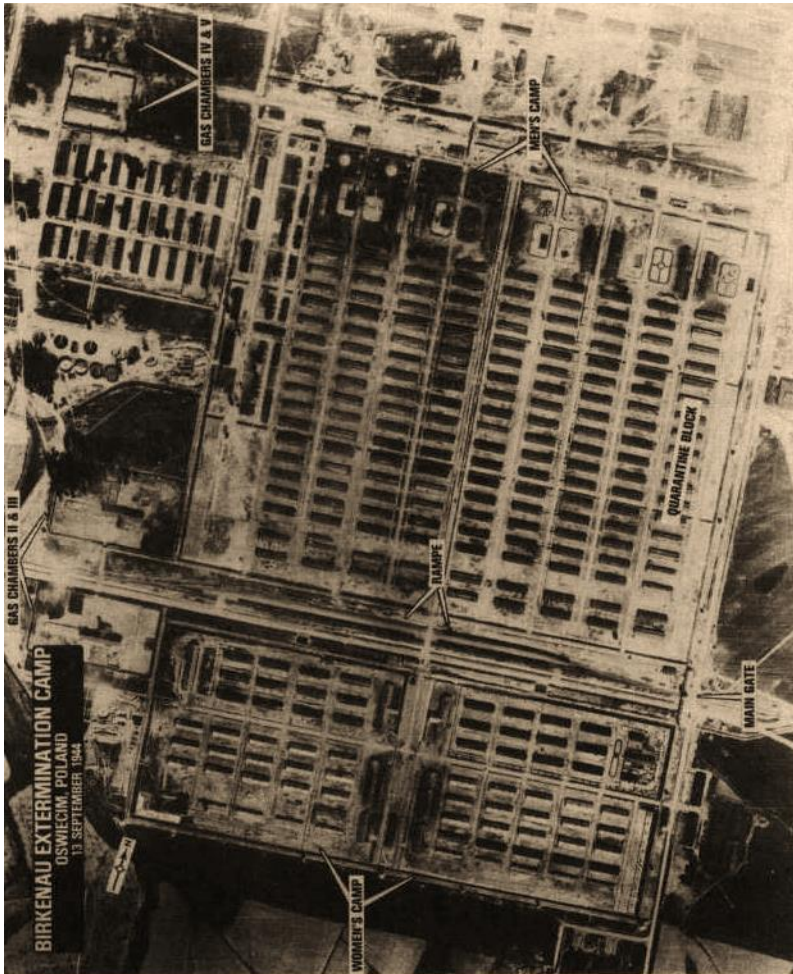
«Du dreckiger, ekelhafter Bastard! Du hast dich vollgeschissen!» Das Gesicht des Kapos sagte wirklich alles. Er konnte nicht glauben, was er da sah – und roch. Noch einmal schlug er zu, wenn möglich noch härter als vorher. Und noch einmal. Jedes Mal, wenn der Knüppel traf, hörte man Knochen

brechen, und ein Blutschwall spritzte durch die Luft. Ich konnte gar nicht mehr hinsehen – aber wegsehen konnte ich auch nicht. Der Häftling fiel aufs Gesicht, und ich hoffte, nun wäre es zu Ende. Aber es war nicht zu Ende. Der Kapo hielt kurz inne, nahm ein paar Schritte Anlauf und trat dann nach dem Kopf des Mannes, den er gerade niedergeschlagen hatte. Wieder dieses Krachen, als würde Holz brechen. Blutige Zähne auf dem Erdboden und eine Pfütze aus flüssigem Stuhl.

Dann sah ich den Kapo an. Sein Gesicht zeigte keine Emotionen, kein Vergnügen, auch keinen Stolz. Und ganz bestimmt kein Bedauern. Ein SS-Mann kam in unsere Richtung, und ich war mir sicher, er würde eingreifen, dem Mann den Knüppel abnehmen, ihn wegschicken und den Verletzten zur Krankenstation bringen lassen. Aber er warf nur einen kurzen Blick zu uns hinüber und ging weiter.

Immer noch beschimpfte der Kapo sein Opfer als verdammtes Dreckschwein, immer noch trat er nach dem Kopf des Mannes, nach seinem Hals, seinem Körper. Ihm war es egal, wohin seine Stiefel trafen, und inzwischen spielte es für den Häftling wohl auch keine Rolle mehr. Sein Kopf war nur noch eine blutige Masse, er schien nicht mehr zu atmen.

Der Kapo stand jetzt vor uns, die Hände in die Hüften gestemmt, der Knüppel mit Blut und Hirnmasse verschmiert. Und er erklärte uns, wie unsere Zukunft aussehen würde. In diesem Block, sagte er, mussten wir uns sauber halten. Und natürlich beschimpfte er uns als Judenschweine. Dann hielt er inne, betrachtete mit hartem Blick unsere Reihen, als wollte er unsere Gesichter auswendig lernen oder als suchte er nach Anzeichen von Kampflust und Ungehorsam. «Hört mir zu», sagte er, vermutlich die drei unnötigsten Worte, die ich je vernommen habe, denn natürlich hörten wir ihm alle ganz genau zu. Er sagte, sein Name sei Rudi, und er sei der Blockälteste. Wir mussten seinen Befehlen gehorchen, erklärte er uns sofort, sonst würde es uns genauso ergehen wie dem Häftling gerade. Und dann fragte er der Ordnung halber, ob wir das verstanden hätten.



Luftaufnahme von Auschwitz-Birkenau, 13. September 1944. Meine Familie und ich kamen nach Birkenau, bevor die Bahngleise durch das Haupttor hinein verlängert wurden. Ich wurde sofort von meiner Familie getrennt und nach dem Rasieren und Tätowieren in Block zehn gesteckt, der im Quarantänebereich lag.

Ja, es gab hier eine Menge zu verstehen. Eine Menge zu lernen. Wer das nicht schaffte, starb. Wir befanden uns in Auschwitz-Birkenau, dem tödlichsten Vernichtungslager, das sich die Nazis ausgedacht hatten. Hier sangen keine Vögel. Das Lager hatte sich, so erfuhr ich in den nächsten Wochen, aus dem kleinen Konzentrationslager Auschwitz I entwickelt, das in einer polnischen Kaserne errichtet worden war. Als die Entscheidungen aus Berlin in der sogenannten Judenfrage immer noch wahnsinniger wurden, veränderte sich sein Status. Es wurde zu einem Todeslager, und die Methoden, die man bei der Vernichtung der Menschen anwendete, erforderten ein grösseres Gelände für diejenigen, die man festhielt wie uns, für die Gaskammern und Krematorien. Wenn man heute etwas über den Holocaust liest, ist von den Erfindern dieser Tötungsmaschinerie die Rede: Adolf Hitler; Heinrich Himmler, Reichsführer SS mit seinem wilden Rassenhass; Reinhard Heydrich, die «blonde Bestie», sein Stellvertreter; Rudolf Höss, der Lagerkommandant in Auschwitz-Birkenau. Keinen dieser Männer habe ich je getroffen, nicht einmal Höss, soweit ich mich erinnere. Für mich waren die Schöpfer des Holocaust Männer wie Rudi und all die anderen Blockältesten und Kapos. Sie waren eine ganz besondere Brut.

Auschwitz wurde von der SS betrieben, genauer gesagt von der SS-Division Totenkopf, die dieses Lager bei Kriegsbeginn zugeteilt bekommen hatte. Sie trafen die übergeordneten Entscheidungen und hatten letztlich auch die Macht, aber der Alltag wurde von den Lagerältesten, den Blockältesten wie Rudi, dem Stubendienst und den Kapos geregelt. Letztere waren so etwas wie Vorarbeiter oder Aufseher in den einzelnen Baracken. Ausserdem gab es Lagerschreiber und Blockschreiber, die für die schriftlichen Aufzeichnungen zuständig waren. Viele von ihnen waren bereits seit der Errichtung des Lagers vor drei Jahren im Dienst. Einige Hundert waren aus anderen Konzentrationslagern gekommen, um als Ordner zu arbeiten. Die meisten waren Berufsverbrecher, richtig schwere Jungs, die das Dritte Reich wirksam einsetzen konnte. Sie trugen grüne Dreiecke an ihrer Häftlingskleidung. Rudi war einer von ihnen. Diese Männer arbeiteten Hand in Hand mit der SS.

Männer mit schwarzen Dreiecken wurden «Asos», also Asoziale genannt. Ich empfand es als Ironie, dass dieser Begriff eigentlich viel besser auf die Berufsverbrecher passte, so übel, wie sie uns behandelten. Die Asozialen waren eine grosse Gruppe, bestehend aus Alkoholikern, degenerierten Typen und Langzeitarbeitslosen. Alles Leute, die ordentliche Deutsche nicht auf ihren Strassen sehen wollten.

Das rote Dreieck deutete auf politische Häftlinge hin. In den offiziellen Listen wurden sie *Schutzhäftlinge* genannt. Die meisten waren polnische Nicht-Juden, die in Partisanengruppen gegen das Dritte Reich gekämpft hatten oder bei einer der *Aktionen* inhaftiert worden waren. Auch ein paar Deutsche waren unter ihnen, Leute aus Oppositionsgruppen gegen die Nazis.

Die unterste Schicht der Ordner bildeten die Kapos mit ihren deutlich erkennbaren Armbinden. Viele von ihnen waren Juden, die meisten aus Deutschland oder Westeuropa, und sie wurden aus den Langzeithäftlingen rekrutiert. Eins hatten sie jedenfalls alle gemeinsam: ihre Bosheit. Sie erzo-gen uns mit Schlägen und noch mehr Schlägen, wenn wir uns zu langsam bewegten oder sonst etwas falsch machten. Die meisten waren Geschöpfe der SS, die sorgsam darauf achteten, ihre Nützlichkeit für das Regime unter Beweis zu stellen. In Auschwitz wie auch in allen anderen Konzentrationslagern war die natürliche Ordnung auf den Kopf gestellt. In der unnatürlichen, verrückten Welt des Völkermords hatten die Schurken das Sagen. Die Irren leiteten die Anstalt.

Von all dem wusste ich nichts, als ich an diesem Morgen mit ansah, wie ein Mann totgeschlagen wurde, nur weil er Durchfall hatte. Es war der 7. August 1943. Fünf Jahre zuvor hatte ich mit meiner Familie im Fluss beim Garten Eden geplansch. Aber jetzt konnte ich nicht an meine Familie denken. Und doch dachte ich an nichts anderes.

«Bitte, Herr ...» Ein Häftling hatte sich gemeldet, um eine Frage zu stellen. Weiter kam er nicht, Rudi schlug ihm mit dem Knüppel mitten ins Gesicht. Der Blockälteste sagte ihm, er solle gefälligst den Mund halten, und

beschimpfte ihn als Abschaum. Wir würden jetzt zum Scheisshaus gehen und uns entleeren und waschen. Wir sollten dort gefälligst nicht herumlungern und uns zum Teufel noch mal sauberhalten. Und jetzt sollten wir ihm folgen.

Rudi war stark. Er trug Stiefel von guter Qualität mit Nieten und einen Gürtel, mit dem er seine Hosen oben halten konnte. Er bekam besseres Essen als die meisten anderen, während ich seit vier Tagen keinen Bissen zu mir genommen hatte. Wir taten unser Bestes, schlurften in unseren schlecht sitzenden Holzschuhen hinter ihm her und hielten unsere Hosen fest. Das grobe Holz zerschnitt mir die Füße, meine Socken hatte ich ja am Tag zuvor verloren. Aber ich wollte nicht langsamer gehen, um das Scheuern zu lindern. Rudi brüllte uns an, wir sollten uns gefälligst bewegen, rannte neben uns her und schwang seinen Knüppel. Er schlug willkürlich zu und wechselte immer wieder die Seite, sodass die meisten von uns seinen Knüppel und seine Laune zu spüren bekamen. Das Krachen von Holz auf Knochen war nicht nur zu hören, wir fühlten es regelrecht, und wer stürzte, wurde so lange getreten, bis er entweder aufstand oder sich nicht mehr rührte.

Die Lagerlatrine war ein echtes Kunstwerk, ein lang gestrecktes Holzgebäude, ganz ähnlich wie Block zehn, den wir gerade verlassen hatten. Durch kleine Fenster im Dach kam etwas Licht herein, und zwischen den Balken, die das Dach trugen, waren lange Zementplatten mit Löchern angebracht. So etwas hatte ich noch nie gesehen. Selbst auf dem Kamionka hatten wir unsere eigene Toilette gehabt, die nur von den Pivniks benutzt wurde. Hier gab es absolut keine Privatsphäre. Auf Rudis Kommando hin liessen wir alle die Hosen runter und drängten uns zu den Löchern. Sie waren mit Kot verschmiert, und der Gestank war widerlich. Alles fiel einfach in einen Graben unter der Zementplatte, und es gab auch kein Toilettenpapier oder sonst etwas, womit man sich säubern konnte. Da ich seit Tagen nichts gegessen hatte, kam allerdings auch nichts heraus, sodass ich einfach die Hosen wieder hochzog und wartete.

Dann brachte Rudi uns in die Waschbaracke nebenan. Auch diese Baracke war ziemlich dunkel. Es gab Tröge mit schmutzigem kaltem Wasser, neben dem die warme Dusche am Tag zuvor mir wie ein Stück vom Himmel

vorkam. Rudi brüllte, wir sollten uns waschen, sonst würde er die Scheisse aus uns herausprügeln. Und wieder hielt er es für notwendig, uns zu fragen, ob wir ihn verstanden hatten.

Dann brüllte er, wir sollten wieder rausgehen und zum Block zehn zurückkehren. Das Tempo war erschöpfend, aber das war ja auch die Absicht. Das schreckliche Gerenne, die bösartigen Schläge, die willkürliche Gewalt, all das sollte unseren Willen brechen. Bald begriff ich, dass der Quarantäneblock keinem anderen Zweck diente als einer Art Initiation, einem Test unserer körperlichen und seelischen Belastbarkeit. Sie wollten einfach sehen, aus welchem Holz wir geschnitzt waren.

Die Ironie bestand darin, dass wir Menschen aus Fleisch und Blut waren, dass sich aber gerade dafür niemand interessierte. Der Letzte in der Reihe bekam noch ein paar Schläge und Tritte vom Blockältesten; dann ging es im Laufschrift zurück. Wir liefen denselben Weg, aber als wir zu unserer Baracke zurückkamen, standen dort zwei Kapos mit gelben Armbinden neben einem Stapel Kartoffelsäcken und einem Haufen schmutzigem Stroh. Ausserdem hatten sie einen langen Tapeziertisch aufgestellt, auf dem sich Brot und ein Eimer mit einer schwarzen, dampfenden Flüssigkeit befanden.

Der Blockälteste Rudi hatte nach wie vor die Verantwortung. Er befahl uns, die Säcke zu nehmen und mit Stroh zu stopfen. Das war unser Bettzeug. Wir standen in einer Reihe und beobachteten, was der Mann vor uns tat, um alles zu vermeiden, was zu einer Ohrfeige von Rudi oder den Kapos führen konnte. Ich bekam meinen Sack, der grob war und nach Stall roch. Dann nahm ich ein paar Arme voll Stroh und kniete mich hin, um den Sack zu füllen, bevor ich in der Baracke verschwand und ihn dort ablegte. Kurz dachte ich an den Mann, der mich in der Nacht zuvor belästigt hatte, aber er war nirgendwo zu sehen. Dann ging ich wieder hinaus ins Sonnenlicht, immer begleitet von Rudis geschnauzten Befehlen. Wieder standen wir Schlange, so gerade wir konnten, und starrten das Essen an. Wir marschierten an dem Tisch entlang, und einer der Kapos reichte mir eine abgeschlagene Emailleschüssel, eine Scheibe hartes, schimmeliges Brot, die etwa vier

Zentimeter dick war, eine etwa einen halben Zentimeter dicke Scheibe Salami und ein Stück Margarine. Ich wusste nicht, dass der Rest unserer Rationen ebenso wie Milch und Zucker längst von den Kapos, die in der Küche arbeiteten, an die Seite geschafft worden war. Mit dem, was uns blieb, hätte nicht einmal ein Hund überlebt.

Einer der Kapos befahl uns, unsere Schüsseln zu hüten wie unseren Augapfel. Wenn wir sie verloren, war es aus, eine neue gab es nicht. Der Eimer mit schwarzer Flüssigkeit wurde weitergereicht, ein Kapo gab mir eine Kelle voll in meine Schüssel. Sie nannten es Kaffee, aber es war ein Ersatzgebräu aus Gerste, das bitter und verbrannt schmeckte. Die SS-Leute hätten es wohl kaum angerührt. Rudi befahl uns, drinnen zu essen. Bevor ich den Kaffee trank, hatte ich gar nicht bemerkt, wie aufgesprungen und trocken meine Lippen waren. Meine Zunge war geschwollen und voller Furchen, weil ich so lange nichts mehr getrunken hatte, aber der Kaffee half ein wenig, und ich konnte sogar kauen. Gott weiss, was für ein Brot das war und was für eine Wurst, aber in diesem Moment war beides lebensrettend, und ich hatte es in Sekundenschnelle verzehrt. Ich war ein Junge von sechzehn Jahren, ich war noch im Wachstum und würde wohl kaum noch weiterwachsen, wenn es bei diesen mageren Rationen blieb.

Ich fragte mich noch, wann wir wohl wieder etwas bekommen würden, als wir auch schon wieder nach draussen beordert wurden und uns in Fünferreihen aufstellen mussten. Ich schaute flüchtig über die Reihen. Fast alle Männer waren älter und grösser als ich, und ich dankte dem Gott, an den ich irgendwie noch glaubte, dass meine Mutter mich in die Reihe der Männer geschoben und dass mich niemand herausgewinkt hatte.

Vor uns stand ein Kapo, der uns fragte, ob Schneider unter uns seien. Niemand rührte sich. Dann fragte er, ob jemand von uns nähen könne. Er rechnete offenbar nicht mit grösserer Erfahrung auf diesem Gebiet. Hundert Gedanken gingen mir durch den Kopf. Mein Vater war Schneider, ebenso wie mein Onkel. Ich konnte mit Nadel und Faden umgehen und den Umgang mit

einer mechanischen Nähmaschine wohl auch schnell lernen. Aber wir waren hier in Auschwitz-Birkenau, das hatte ich mittlerweile begriffen. Hier brachten sie Leute um, einfach so. Ein paar Hände gingen vorsichtig hoch. Meine nicht.

Der Kapo warf den Freiwilligen gelbe Stoffstücke zu und schnauzte sie an, sie sollten sie auf alle Jacken nähen. Die Stoffstücke waren in Form eines sechszackigen Davidsterns geschnitten und in der Farbe, die die Nicht-Juden uns seit dem 16. Jahrhundert immer wieder hatten tragen lassen. Auschwitz war die Hölle auf Erden, aber man hielt sich an die Geschichte und setzte den alten Hass nahtlos fort.

Der Blockälteste erklärte uns, wenn die Abzeichen aufgenäht wären, müssten wir unsere Nummer darunterschreiben, und zwar ordentlich und deutlich, sodass man sie leicht lesen konnte. Und dann kam die unvermeidliche Frage: «Verstanden?»

Ja, wir hatten verstanden. In Auschwitz gab es keine Namen, keinen Hauch von Menschlichkeit. Ich war nur noch ein Jude mit einer Nummer. Und wenn mir das das Gefühl hätte geben sollen, etwas Besonderes zu sein, so funktionierte es nicht.

Dann waren wir wieder in unserer Baracke, die Kapos waren gegangen, und unser Blockältester suchte sich wieder irgendwo anders jemanden, den er töt schlagen konnte. In der Dunkelheit sprachen wir miteinander, schnell hatten wir den alten Häftlingstrick heraus, aus dem Mundwinkel zu flüstern. Unter den kahlen, zerschnittenen Köpfen erkannte ich einige Männer aus Będzin und vom Kamionka. Sie waren keine echten Freunde, so etwas gab es in Auschwitz nicht, aber wenigstens keine ganz Fremden. Vielleicht, dachte ich, als ich jetzt mit etwas im Magen auf meinem Strohsack sass, würde es ja nicht ganz so schlimm. Mein Bettnachbar aus der vergangenen Nacht war immer noch nirgends zu sehen – ich sah ihn nie wieder. Wochenlang, monatelang zuckte ich zusammen, wenn jemand meiner Rückseite zu nahe kam, aber irgendwann gelang es mir, den Vorfall zu vergessen.

Ich weiss nicht mehr, wie lange es dauerte, bis die Sterne auf alle fünfzig Jacken genäht waren und wir alle mit dokumentenechter Tinte unsere Num-

mer unter den Stern geschrieben hatten. Danach jedenfalls gingen wir wieder nach draussen und mussten uns wie üblich in Fünferreihen aufstellen.

Da sah ich ihn zum ersten Mal: den Mann, der mich bis heute in meinen Alpträumen verfolgt. Er war etwas mehr als mittelgross und kräftig gebaut. Seine Haare waren nach dem Geschmack der Arier militärisch kurz geschnitten. Er war wohl Mitte dreissig und trug eine weiche Kappe, von der SS *Schiffchen* genannt, mit Adler und Totenkopf darauf. Auf dem rechten Kragenspiegel seiner graugrünen Waffen-SS-Uniform war ebenfalls ein Totenkopf zu sehen, das Symbol des Todes, falls man es auf der Mütze nicht gesehen hatte. Auf dem linken Kragenspiegel hatte er einen einzelnen Stern. Damals wusste ich das noch nicht, aber es war das Abzeichen eines Unterscharführers. Das entsprach einem Unteroffizier in der Wehrmacht, aber dieser Mann gehörte zur SS, und sie hatten ihre eigenen Dienstgrade, Regeln und Überzeugungen. Sein Name war Karel Kurpanik.

Es dauerte eine Weile, bis ich die Struktur der SS-Mannschaften in Auschwitz-Birkenau durchschaute, und erst heute, nachdem ich viel darüber gelesen habe, ist mir klar, was für Männer das waren. Sie waren widerwärtige Sadisten, das ist klar – aber die Sache war komplizierter. Die meisten waren zu alt für den Einsatz an der Front, und die jüngeren waren oft wegen einer Verwundung aus den Kampfverbänden ausgemustert worden. Viele von ihnen waren Volksdeutsche und befanden sich in einem seltsamen Zwiespalt. Selbst wenn sie sich freiwillig gemeldet hätten, wären sie von der Wehrmacht nicht aufgenommen worden, weil sie keine Arier waren. Bei der SS nahm man sie trotz aller Rassenideologie bereitwillig auf, was schon eine besondere Ironie darstellte. Und so landeten diese Männer als Wachen in den ständig wachsenden Konzentrations- und Arbeitslagern.

Kurpanik war einer von ihnen. Er war ein Schlesier aus Bytom nahe Katowitz, und er war so antisemitisch und antipolnisch eingestellt, wie es nur möglich war. Er hatte sich der Waffen-SS angeschlossen, deren Glaubensbekenntnis lautete, jeder Mann müsse kämpfen um des Kampfes willen; er

müsse gehorsam sein, ohne zu fragen; er müsse seine Gefühle verhärten und alle rassistisch Minderwertigen und diejenigen, die nicht zur SS gehörten, verachten. Und vor allem: Er dürfe nichts für unmöglich halten.

Kurpanik war für Auschwitz geradezu geboren. Er gehörte zum Wachregiment. Als ich ins Lager kam, war er als Rapportführer für den Quarantäneblock zuständig. Dort herrschten besondere Foltermethoden, aber Kurpanik hatte sein Handwerk bei der Aufsicht über eine der ersten Gaskammern gelernt. Wenn man das aushielt, kam man bald zu der Überzeugung, dass ein Menschenleben nichts wert war.

Wir standen in unseren Fünferreihen, und Kurpanik schlich herum, beobachtete die Arbeit der Kapos und plauderte gelegentlich mit dem Blockältesten Rudi. Wir standen auf einem langen, schmalen Platz, die Erde staubig im August und zerschrammt von Holzschuhen und Stiefeln. Im Herbst würde daraus ein Sumpf werden. Einer der Kapos deutete auf das Ende des Platzes, vielleicht vierhundert Meter entfernt, wo die Betonpfähle sich über den Zaun bogen und der mörderische Stacheldraht in der Sonne glänzte. Auf einer Seite befand sich ein offener Bereich mit einer Strasse und dahinter war ein kräftigerer äusserer Zaun. Dort waren auch die Wachposten und Türme zu sehen, wo Männer mit Helmen neben ihren Maschinengewehren sassen. In den ersten paar Stunden in Birkenau gönnte ich mir den Luxus, durch die Zäune zu blicken, über den elektrisch geladenen Zaun, der die Hölle umzingelte, und hinaus aufs Land. In diesem weiteren Aussenbereich hatte man sämtliche Bäume gefällt, die flüchtigen Häftlingen hätten Schutz bieten können. Hier und da stand noch ein einstöckiges Lagergebäude. Wenn das die Freiheit war, dachte ich, wie gelangte man dorthin? Und wie lange würde es dauern, bis die Maschinengewehrposten einen entdeckten? Vielleicht ein paar Sekunden.

Der Kapo zeigte auf zwei riesige Steinhäufen, die in der Morgensonne weiss glänzten. Er sagte uns, wir sollten den gesamten Platz einebnen, indem wir die Löcher mit Steinen füllten, damit er nicht stürzte und sich den Hals brach. Wieder eine Selektion, wieder wurde mit dem Finger gezeigt. «Du,

du, du ...» Ich weiss nicht, wie viele er aussuchte. Die Ausgewählten traten vor und bekamen den Befehl, sich eine Schubkarre oder eine Schaufel zu nehmen. Dann befahl er ihnen, die Werkzeuge mitzunehmen und die Schubkarren zu füllen.

Sie trotteten los und zuckten zusammen, als er sie anbrüllte, sie sollten nicht gehen, sondern laufen. Und er verlieh seinen Worten mit Fäusten und Stiefeln Nachdruck, schlug Männern auf den Kopf und trat nach ihren Beinen. Wenn es nicht so schrecklich gewesen wäre, hätte es fast witzig ausgesehen: Männer mit rasierten Köpfen und gestreiften Pyjamas, die in schlecht sitzenden Holzschuhen herumstolperten und versuchten, ihre Hosen oben zu halten, während sie Schaufeln trugen oder Schubkarren schoben. Es war einfach nur grotesk.

Wir anderen liefen hinterher. Der Kapo zeigte uns, wie wir aus unseren Jacken improvisierte Schürzen machten. Darin sollten wir die Steine dorthin tragen, wo sie gebraucht wurden. Wieder fand alles im Laufschrift statt, wieder jagten die Kapos uns und schlugen auf alle ein, die strauchelten. Bei den Steinhaufen warteten wir in einer Reihe, während die Schubkarren beladen wurden. Dann warfen die Männer mit den Schaufeln die Steine in unsere Schürzen. Wir rannten mit der schweren Last zurück, auch wenn uns fast der Rücken brach und die Beine nachgaben, verzweifelt darauf bedacht, unsere Last nicht fallen zu lassen, damit wir nicht wieder geschlagen wurden. Und all das mit Holzschuhen, die nicht richtig passten, und Hosen, die nicht oben blieben.

Während ich so hin und her rannte, wurde mir klar, dass ich der Jüngste und Fitteste war. Die älteren Männer stolperten, liessen Steine fallen, liessen ihre Hosen fallen, bis die Hunde ihnen in die Knöchel bissen. Das Ganze war ohnehin vollkommen sinnlos. Wir hätten viel schneller gearbeitet, wenn man uns in Ruhe gelassen hätte. Die Arbeit war nicht gerade anspruchsvoll, und sie hatten genug Leute, um sie in ein paar Tagen gut zu erledigen. Aber irgendwann begriff ich, dass es darum gar nicht ging. Es ging nicht darum, Schlaglöcher zu füllen und den Platz einzuebnen, es ging nur darum, die ari-

sche Überlegenheit zu demonstrieren und die Sklaven zu demütigen, die sie zur Verfügung hatten. Es war ihnen egal, ob wir überlebten oder starben, das bewiesen sie uns den ganzen Vormittag immer und immer wieder. Knüppel, Stiefel, Fäuste – die wahnsinnige, willkürliche Brutalität war nur eine weitere Form der Selektion.

Einige Männer, die geschlagen wurden, standen nicht wieder auf. Damit war der Job erledigt, soweit es die Kapos und Kurpanik betraf. Mir fiel auf, dass der Mann aus Bytom sich mächtig amüsierte. Wer seinen Schlagstock ins Gesicht bekam, würde sich nie wieder davon erholen. Um die Verletzungen der Männer kümmerte sich auch niemand. Wenn ein Häftling verblutete, na und? Wenn seine Schnittwunden sich entzündeten oder brandig wurden, wen sollte das kümmern? Solche Probleme löste man hier ganz schnell.

Ich weiss nicht, wie viele Stunden wir in der Sommersonne schufteten und schwitzten. Wir rannten hin und her, rutschten und stolperten unter dem Gewicht der Steine. Mein Rücken und meine Arme taten weh. Meine Lungen fühlten sich an wie kaputte Blasebälge, und ich schnaufte und keuchte am Zaun entlang. Dann ertönte eine Pfeife, und wir bekamen den Befehl aufzuhören. Seit dem mickrigen Frühstück vor Stunden hatten wir nichts mehr gegessen, und jetzt gab es auch nichts. Die Männer liessen sich auf den Boden fallen, und wir tranken dankbar das Wasser, das man uns gab.

Während dieser halbstündigen Pause dachten sie sich eine neue Demütigung aus: Singen. Die Kapos gingen durch unsere Reihen und suchten Einzelne aus, denen sie befahlen, ein Lied aus ihrer Vergangenheit zu singen. Gemurmel reichte nicht, es musste richtig laut und deutlich sein, aus voller Kehle. Ich weiss nicht mehr, was ich sang, vermutlich ein Lied, das ich in der angenehmen, herzlichen Atmosphäre der Rapaport-Schule gelernt hatte. Wie sehr unterschieden sich doch die blaugrünen Schuluniformen von dem Streifenanzug, den ich jetzt trug. Und die gebohnerten Böden waren Welten von den harten, zerklüfteten Schlaglöchern des Quarantäneblocks in Auschwitz-Birkenau entfernt. Einige der älteren Männer hatten Schwierigkeiten

mit dem Singen. Die traditionellen Juden hatten nur die Psalmen in der Synagoge und die Sabbat-Lieder gesungen. Ich sah den schwelenden Hass in ihren Augen, als die Kapos sie verhöhnten und auslachten und ab und zu auch mit dem Knüppel zuschlugen, wenn sie nicht zu hören bekamen, was sie wollten.

Als es zurück an die Arbeit ging, hatte ich Glück. Ein Kapo liess mich mit einem der Männer mit den Schaufeln tauschen, sodass ich nicht mehr herumstolpern musste. Es war immer noch Schwerstarbeit, die Schaufel in den Steinhaufen zu treiben, die Schubkarren zu füllen und den Männern Steine in die Schürzen zu werfen. Man drehte und wendete sich, versuchte eine andere Position zu finden, den Winkel zu verändern, irgendetwas, um den Schmerz im Rücken zu lindern. Vermutlich kam es mir jetzt zugute, dass ich in Killovs Fabrik für den alten Dombek gearbeitet hatte. So konnte ich mehr heben und tragen als die meisten anderen. Vermutlich waren einige von denen, die jetzt Steine fallen liessen und stürzten, Steuerberater oder Bankangestellte gewesen. Sie waren mit dieser Arbeit vollkommen überfordert.

Zeit. Man weiss nicht, wie sehr man sie vermisst, bis sie einem genommen wird. In der Schule lebten wir nach der Uhr. Zu Hause gab es die Rituale der Mahlzeiten, selbst noch auf dem Kamionka. In der Fabrik stempelten wir ein und aus. Aber in Auschwitz gab es keine Uhren. Wir arbeiteten einfach, bis man uns befahl aufzuhören. Oder bis wir umfielen.

Ich kann also nur raten, vermutlich war es ungefähr sechs Uhr abends. Ein Zwölfstundentag mit dreissig Minuten Pause und wenig Wasser und ohne Essen. Willkommen in Auschwitz. Ich wusste noch nichts von den schmiedeeisernen Worten über dem Haupttor von Auschwitz I, dem Motto voller bitterer Ironie, das sie aus dem Lager in Dachau mitgebracht hatten: *Arbeit macht frei*. Wenn es so wäre, dann hätte ich mich an diesem Abend sehr frei fühlen müssen, als wir unsere Werkzeuge zurückbrachten und uns in Fünfer-

reihen vor der Baracke Nummer zehn aufstellten. Ein weiteres Ritual, das es so nur in diesen Lagern gab: der abendliche Zählappell.

Ich erinnere mich, wie ich da stand, mit kaltem Schweiss und Kalkstaub verklebt, während die SS-Leute uns zählten. Natürlich handelte es sich nur um eine Formalität, die in wenigen Minuten erledigt sein konnte. Aber das war nicht der Punkt. Der Punkt war, dass alle, auch die Toten, erfasst werden mussten. Und wenn das Zählen eine Stunde dauerte, oder zwei, oder die ganze Nacht, dann war es eben so. Mit der Zeit gewöhnten wir uns daran. So wie wir uns auch an die Leichen erinnerten, die hinter uns auf dem Boden lagen, als müssten auch die Toten am Appell teilnehmen. Männer, die noch Stunden zuvor Steine geschleppt hatten, die mit den Schaufeln an dem Steinhaufen gearbeitet hatten, lagen jetzt bleich und blutverschmiert auf dem immer noch unebenen Platz, mit eingeschlagenem Schädel, die Körper zu Brei zertreten. Wir hatten es mitansehen müssen, ohne etwas dagegen tun zu können. Nicht einmal eine Pause durften wir machen. Ein Mann stirbt direkt vor deinen Füßen? Dann geh um ihn herum. Ein Nachbar vom Kamionka bricht erschöpft zusammen? Ignoriere ihn, denn er stirbt sowieso, und wenn du ihm hilfst, dann stirbst du auch. Das war das Gesetz von Auschwitz-Birkenau. Unausgesprochen und universal. Das Gesetz des Dschungels.

Unterscharführer Kurpanik spielte bei alledem eine wichtige Rolle. Natürlich verstanden das selbst wir Juden. Er war dem Lagerkommandanten in Bezug auf die Zahlen im Quarantäneblock verantwortlich. In jeder anderen Hinsicht war er selbst das Gesetz. Und so wiederholte sich jeden Morgen das gleiche Ritual: Wenn jemand die Unverschämtheit besessen hatte, in der Nacht zu sterben, in Todesangst und Verzweiflung dahinzugehen, noch eingezwängt zwischen den Lebenden in seinem Stockbett, dann musste er am Morgen am Appell teilnehmen. Er lag während des Appells auf dem Boden, sein Name stand ja auch noch auf der Liste der Verdammten.

Nach dem Appell stellten wir uns wieder vor unserer Baracke auf, diesmal mit den Blechnäpfen, bereit fürs Abendessen. Die offiziellen Speisepläne

von Auschwitz-Birkenau, von denen einige erhalten sind, erzählen von Suppe mit Fleisch an vier Tagen in der Woche und mit Gemüse an den anderen dreien. Ich kann mich nicht erinnern, jemals Fleisch in unserer Suppe gesehen zu haben. Und das Gemüse waren Steckrüben und Kartoffeln. Zeug, das die Nicht-Juden in Będzin und Wodzisław Śląski an ihre Schweine verfütterten. Gelegentlich gab es auch Kohl, Kohlrüben oder Zuckerrüben, aber letztlich war es doch immer dieselbe Suppe – eine dünne, graue Brühe, die einfach nur widerlich schmeckte. Selbst an diesem ersten Tag schlürften wir sie trotzdem dankbar, weil wir nach den Anstrengungen so wahnsinnig hungrig waren. Brot gab es keins, und natürlich auch keine Löffel. Schliesslich hätte man aus Metallgegenständen ja Waffen schleifen können, und das wollten die Kapos und die SS auf keinen Fall. Ich lernte wie alle anderen, einen Teil der Brotration vom Morgen aufzusparen, um es am Abend in die Suppe zu brocken.

Ich wartete in der Schlange, schob meinen Ärmel hoch, um dem Kapo die Nummer zu zeigen, und er schöpfte mir die Suppe in den Napf. Und schon lernte ich eine weitere Lektion: Wenn man schwer gearbeitet hatte, wenn man einem Kapo einen Gefallen getan hatte oder er dich irgendwie gut leiden konnte, dann konnte es sein, dass man ein dickes Stück Gemüse vom Boden des Topfes bekam. Wenn man ihn geärgert hatte, gab es nichts. Dann war man Abschaum, und man bekam Abschaum.

Letztlich ging es darum, uns langsam verhungern zu lassen. Wenn Sie wieder einmal Fotos von der Befreiung eines Lagers sehen, die ungläubige britische, russische oder amerikanische Soldaten aufgenommen haben, dann achten Sie auf den Zustand der Überlebenden. Sie sehen aus wie wandelnde Skelette, lebende Tote. Viele von ihnen waren so ausgezehrt, dass sie nach der Befreiung noch starben. Nur die Fotos sind geblieben. Wir nannten solche lebenden Leichen *Muselmänner* – bis heute weiss ich nicht, woher dieser Name kam. Vielleicht dachte man an die Wochenschaubilder von Hungernenden in Indien, keine Ahnung. Wenn man zum Muselman wurde, starb man

ziemlich sicher, aber auf dem Weg bis zu diesem Zustand der Auszehrung fand eine weitere Selektion statt. Denn wer vom Hunger geschwächt war, machte Fehler bei der Arbeit, wurde langsamer oder gar krank. All dies galt in Auschwitz-Birkenau als Verbrechen und wurde mit dem Tod durch den Knüppel, eine Gewehrkugel in den Kopf oder den langen Marsch in die Gaskammern bestraft. Irgendjemand trug die Opfer dann ins Krematorium.

Nach der Suppe ging es zur Latrine und in den Waschraum. Ich weiss nicht, ob ich mich diesmal schon erleichtern konnte, vermutlich schon, denn wir trainierten unsere Eingeweide schnell auf diesen Rhythmus. Man konnte ja nicht mitten in der Nacht aufstehen, wenn man ein menschliches Bedürfnis verspürte. Und im Bett erleichtern konnte man sich auch nicht, an die Folgen eines solchen Verhaltens wollte man gar nicht denken.

Jeder von uns besass ein kleines Bündel, das er mit dem Strohsack in den Stockbetten aufbewahrte. Unsere Schuhe lagen nachts dort, unsere Kleider, wenn wir es wagten, sie abzulegen, und unser Blechnapf. Mehr besassen wir nicht. Die Bündel dienten uns als Kopfkissen, und wir wagten nicht, sie liegen zu lassen, weil wir fürchteten, sie könnten gestohlen werden. Keine Schuhe bedeutete, barfuss über den groben Boden laufen, wo spitze Steine die Fusssohlen zerschnitten. Kein Blechnapf hiess kein Essen. Wenn etwas fehlte und man das meldete, wurde man geschlagen. Wir waren für unsere Sachen selbst verantwortlich, wenn etwas verloren ging, war es unsere Schuld. Ich habe nie erlebt, dass einer der Männer aus Będzin etwas stahl, aber wir wussten alle, dass wir stehlen würden, wenn es Spitz auf Knopf stand. Denn so war es im Lager. Das Gesetz des Dschungels, ich sagte es schon.

Am Nachmittag waren Neuankömmlinge in der Baracke Nummer zehn eingetroffen, ebenso wie in den anderen Baracken. Es waren Fremde, natürlich Juden aus Polen, aber eben nicht aus Będzin. Es war eine Art Rotationsverfahren. Wir hatten eine frühere Gruppe abgelöst, und wenn bei uns Männer starben, wurden sie ebenso durch andere ersetzt. Es gab das übliche Gebrüll der Kapos, Tritte und Schläge, die Neuen wurden so sehr eingeschüch-

tert, dass sie schwiegen und sich fragten, in welche Hölle sie da geraten waren. Nicht alle würden den nächsten Tag erleben. Für mich würde diese zweite Nacht anders sein als die erste. Natürlich war ich verängstigt, natürlich war ich immer noch deprimiert. Aber der Perverse, der mich in der ersten Nacht angegriffen hatte, war weg. Nie in meinem Leben war ich so müde gewesen, und sobald ich den Kopf auf meinen Blechnapf legte, schlief ich auch schon ein.

Morgen in Auschwitz-Birkenau: Das Morgenlied der geschnauzten Befehle, kehliges Deutsch und das Krachen der Barackentür. Ich musste dringend zur Latrine. Die Tage ohne Essen, danach das harte Brot, die ekelhafte Suppe und das schmutzige Wasser forderten ihren Tribut. Ich schaffte es gerade noch rechtzeitig und sass auf der Latrine, als ich bemerkte, dass ein Mann mittleren Alters ein paar Löcher weiter buchstäblich in seiner eigenen Scheisse wühlte. Ich erinnerte mich vage vom Kamionka an ihn, sein Name war Yitzak. Er schaute sich panisch um und wühlte weiter. Einige andere sahen es auch, schauten aber weg. Viele drehten durch in Auschwitz, das war ihre Reaktion auf das, was sie erlebten: Der Verstand machte dicht. Und so hätte Yitzaks Wühlen im eigenen Dreck sein eigener höllischer Ausweg sein können.

Aber so war es nicht, jedenfalls noch nicht. Nicht bei diesem Mann. Er schien etwas gefunden zu haben und trottete davon Richtung Waschraum. Ich folgte ihm und sah, dass er sich die Hände wusch, ohne seine rechte Faust ein einziges Mal zu öffnen. Ich beobachtete ihn weiter, als er zur Baracke ging, und sah zu meinem Schrecken, dass unser Blockältester Rudi dort stand. Er lehnte sich an einen Balken.

Er winkte Yitzak zu sich, und ich erwartete schon, dass er seinen Knüppel ziehen oder die Stiefel einsetzen würde. Bald würde sich wieder ein Mann aus Będzin auf den Weg zu seinem Gott machen. Aber dann sah ich, wie die beiden Männer ernsthaft miteinander redeten. Da sie flüsterten, konnte ich sie nicht hören, und ich hielt es für das Beste, schnell in die Baracke zu gehen, um mich für die Arbeit fertig zu machen.

In den wenigen Augenblicken, die uns fürs Frühstück blieben, kam Yitzak herein und wirkte sehr selbstbewusst. Er hatte während der Räumung des Ghettos drei oder vier kleine Diamanten geschluckt, Erbstücke seiner Familie. Nachdem wir so wenig zu essen bekommen hatten, war erst einer herausgekommen, und den hatte er heute früh gefunden. Ich weiss nicht, was Yitzak in Będzin gemacht hatte, bevor der ganze Wahnsinn anfang, aber er war findig und bauernschlau. Wenn man nichts hat, so wie wir anderen, dann hat man auch keine Verhandlungsmöglichkeiten. Mit einem Diamanten konnte sich kein Jude die Freiheit erkaufen, aber eine bevorzugte Behandlung war durchaus möglich. Yitzak erzählte uns in abgehacktem Flüsterton, dass ihn jemand an den Blockältesten verpiffen hatte, dass er aber mit ihm einen Handel abgeschlossen hatte. Unerfahren wie wir waren, hatten wir keine Ahnung, was er damit meinte.

Erstaunlicherweise waren beim nächsten Zählappell noch alle da – keine Toten in dieser Nacht. Uns kam das normal vor, aber wir sollten bald erfahren, wie ungewöhnlich das war. Als wir uns mit unseren Blechnäpfen zum Frühstück aufstellten, sah ich, dass Yitzak tatsächlich eine Extrascheibe Brot bekam, ebenso eine doppelte Portion Margarine und Wurst. Die Kapos waren Meister darin, ihre Taschen zu füllen. Was das Brot anging, sollten sich eigentlich vier Häftlinge einen Laib teilen, aber die Kapos machten immer fünf Stücke daraus und behielten das Mittelstück. Dann assen sie es selbst oder verkauften es. In Auschwitz-Birkenau brachten wir uns langsam, aber sicher um.

In den nächsten paar Tagen nahm mein Hass gegen den Scheissewähler Yitzak zu. Mit seinem Diamanten hatte er sich nicht nur mehr Essen erkauft, sondern musste auch nicht mehr arbeiten. Während wir anderen weiterhin Steine schleppen mussten, mit vollen Schürzen herumstolperten, die Knüppel und Tritte der Kapos zu spüren bekamen, lag Yitzak auf dem Rücken in der Baracke, kratzte sich die Eier und starrte an die Decke. Vermutlich dachte er, er wäre ein gemachter Mann, aber da irrte er sich.

Ich weiss nicht, wie viele Diamanten ein Mann schlucken kann, ohne daran zu sterben. In Yitzaks Fall waren es drei oder vier, seine Zukunft war

also durchaus begrenzt. Die Steine waren vermutlich ein kleines Vermögen wert, aber in Auschwitz-Birkenau spielten diese Werte keine Rolle. Schurken wie die Kapos verkauften sie auf dem Schwarzmarkt des Lagers für Wodka, Wein oder Zigaretten – «organisieren» nannten sie das. Manchmal frage ich mich, ob jemand die Steine in die Finger bekam, der den wahren Wert kannte. In einer Ecke unserer Baracke gab es eine sogenannte *Stube*, ein Nebenzimmer, in dem die Kapos tranken und relativ luxuriös schliefen. Zweifellos planten sie dort, was mit Yitzak passieren sollte. Ein paar Tage nachdem er seinen letzten Edelstein geschissen hatte, brachte Kurpanik ihn um. Ich sah es nicht selbst, aber das Gerücht sprach sich sehr schnell herum, und wir glaubten es sofort. Es muss dem Psychopathen eine höllische Freude bereitet haben, die Scheisse aus einem Juden herauszuprügeln, der zu schlau gewesen war, um am Leben zu bleiben.

Heute staune ich darüber, wie schnell wir uns an die Routine des Quarantäneblocks gewöhnten und damit lebten. Tatsächlich lebten wir die ganze Zeit auf Messers Schneide, denn wir wurden jeden Tag weniger, und jeder Zählappell konnte den Tod bedeuten. Ich war seit etwa einer Woche da, nehme ich an, als während des Morgenappells wieder nach Schneidern gefragt wurde. Sie sollten in einer Werkstatt im Hauptlager arbeiten, wo die Uniformen der Waffen-SS genäht und repariert wurden. Diesmal zog ich ernsthaft in Erwägung, mich zu melden. Die schwere, erschöpfende Steinschlepperei forderte selbst von einem fitten Typen wie mir ihren Tribut. Ich stand kurz vor meinem siebzehnten Geburtstag. Einige waren an dieser Arbeit schon gestorben. Schneiderarbeit hiess, den ganzen Tag sitzen, in einem Haus sitzen und eine Maschine bedienen. Ich beherrschte diese Arbeit im Schlaf. Aber irgendetwas sagte mir, ich sollte die Hand lieber nicht heben. In den Werkstätten war kein Leben. Keine Gerüchte von ausserhalb, keine Gelegenheit zum Schwarzhandel. Nur der langsame, schleichende Tod durch Verhungern. Und ich konnte mir gut vorstellen, wie wenig es brauchte, um die übliche Behandlung von den Kapos zu bekommen. Wie viele Stiche durfte man auslassen, bevor sie beschlossen, dass es aus war?

Es muss wohl an meinem zehnten Tag im Quarantäneblock gewesen sein, obwohl ich Schwierigkeiten hatte, die Tage zu zählen. Mitte August rief der Blockschreiber morgens acht oder zehn Nummern auf. Eine davon war meine. Wieder eine grundlose Selektion. Ohne jede Erklärung. Ich sah mich um, aber da war niemand, von dem ich mich hätte verabschieden können. Es fällt mir schwer, das zu schreiben, aber wir waren keine Kameraden. Wir gingen alle durch dieselbe Hölle, und man hätte denken können, dass uns das verband, uns eine Art Wagenburgmentalität, ein Gefühl von «wir und die» gab, aber so war das nicht. Die Angst spaltete uns, jeder kämpfte für sich allein. Die vertrauten Gesichter aus Będzin waren nach zehn Tagen schon weniger geworden, und ich stand da unter lauter Fremden, meinen Blechnapf in der Hand und ein Stück Brot in der Tasche, das ich mir vom Frühstück aufbewahrt hatte.

Dann rannten wir wieder. In Auschwitz gingen nur die Sterbenden langsam, alle anderen liefen in dem Tempo, das ihnen der Kapo vorschrieb. Er überholte uns auf der anderen Seite des Zauns zwischen Reihen von gefährlichem Stacheldraht und dem Summen der elektrisch geladenen Zäune. Zum ersten Mal sah ich den anderen Teil des Lagers: Häftlinge in gestreiften Anzügen, die irgendwelche sinnlosen Arbeiten verrichteten. Bewaffnete SS-Männer, die ausserhalb des Zauns herumschlichen, mit Habichtsblick und dem Finger am Abzug. Das Lager schien endlos zu sein, viele, viele Reihen mit Baracken wie der unseren erstreckten sich im Dunst. Da lag es, das Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau, wie ein dunkler Fleck auf den goldenen Getreidefeldern Polens.

Wir liefen wohl zehn Minuten lang. Jedem von uns kam sein kleiner, abgestossener Blechnapf vor wie der Heilige Gral. Ich erkannte in ihm ein Symbol der Hoffnung, etwas, was man unbedingt bewahren musste, um jeden Preis. Wenn sie uns in die Gaskammer bringen wollten, würden sie doch wohl nicht darauf bestehen, dass wir unsere Blechnäpfe mitnahmen? Wir liefen eine scharfe Linkskurve hinein in einen Komplex, der genauso aussah

wie der, den wir gerade verlassen hatten. Unsere Namen und Nummern wurden von einem neuen Blockschreiber in eine neue Akte geschrieben.

Damals war mir das nicht klar, aber ich hatte wohl eine Art Test bestanden. Als ich den Quarantäneblock betreten hatte, war ich ein hoffnungslos naiver Junge gewesen, dem man gerade die Familie und die Würde geraubt hatte. In den nächsten Tagen hatte ich neben sterbenden Männern geschlafen, mit ihnen gegessen, gearbeitet, auf der Latrine gesessen. Ich schaute mir die neuen Kapos in diesem Bereich des Lagers an. Welche Tricks sie wohl auf Lager hatten, fragte ich mich, bevor sie beschlossen, dass es für mich Zeit zum Sterben war?

7

Die Rampe

Der Tag begann wie alle anderen: schreiende Kapos, Gang zur Latrine und zum Waschhaus, Appell, Brot, Wurst und «Kaffee». Sie würden uns nicht umbringen, jedenfalls nicht heute. Denn von da an verlief der Tag anders. Kein Laufen mit schweren Lasten, kein Antreiben mit Knüppeln und Stiefeln. Die Kapos teilten uns in Gruppen auf, und ich kam zum Rampenkommando. Damals wusste ich nicht, was das bedeutete, aber irgendwann erinnerte ich mich an den Verrückten in der gestreiften Uniform, der mir am Tag meiner Ankunft zugeflüstert hatte: «Sag ihnen, du bist achtzehn.» Ich blickte an mir herunter: blaue und weisse Streifen, abgestossene Holzpantinen, aufgesprungene, wunde Hände. Wenn ich mich in einem Spiegel gesehen hätte, wäre ich wahrscheinlich in Tränen ausgebrochen. Ich sah jetzt aus wie jener Verrückte.

Es war ein Bahnsteig wie so viele andere in Europa, aber wir waren in Auschwitz-Birkenau, und das machte einen grossen Unterschied. Weil ich mit meiner Familie vor zwei Wochen in einem Personenzug angekommen war, erwartete ich etwas in der Art, aber die erste Lokomotive, die an diesem Tag eintraf, zog Viehwaggons, wie ich sie durch Będzin hatte fahren sehen, bevor das Ghetto liquidiert wurde. Und ich erinnerte mich an die angsterfüllten Augen, die durch die Fugen der Holzbretter aus der Dunkelheit gestarrt hatten. Sahen Schafe so aus, hatte ich mich gefragt, wenn sie zum Schlachter gefahren wurden?

Wir standen in Reihen hinter den SS-Männern mit ihren Pistolen und Hunden, wenn die Züge einfuhren und anhielten. Niemand bewegte sich, um die Türen zu öffnen und die «Passagiere» herauszulassen. Die SS-Leute gingen ihrer Beschäftigung nach und überprüften, ob alles vorbereitet war. Ruhe, Ordnung, fast so etwas wie Frieden. Ich erinnerte mich an die plötzli-

che Stille, die bei unserer Ankunft geherrscht hatte, und begriff auf einmal, was passiert war. Es musste ordentlich und ruhig zugehen. Die Leute in dem Zug waren verzweifelt, verängstigt, hatten Hunger und Durst. Gott allein wusste, wie lange sie unterwegs gewesen waren. Die SS-Leute wollten keine Revolte riskieren.

Die unheimliche Stille wurde nur gelegentlich vom Schnaufen der Lokomotive oder Hundegebell unterbrochen. Aus den Viehwaggons drang kein Laut, hier und da sah ein ängstliches Gesicht aus einem der kleinen Fenster, die mit Stacheldraht verschlossen waren. In den nächsten Wochen sollte ich lernen, dass diese kleinen Luftschlitze für die Insassen über Leben und Tod entschieden. Jetzt wusste ich noch nicht einmal, wie es in den Waggons roch.

Ich erinnere mich an kein Pfeifen oder keinen gebrüllten Befehl, aber aus ihrer lange trainierten Routine heraus traten die SS-Wachen plötzlich näher an die Waggons heran. Die Hunde schnappten, knurrten und bellten. Einschüchterung, darum ging es jetzt. Später hat man mich oft gefragt, warum die Neuankommlinge sich nicht wehrten und einfach einen Versuch unternahmen, zu entkommen. Die Waggons waren für achtzig Insassen ausgelegt, oft waren mehr Menschen darin eingepfercht. Alle zusammen waren sicher mehr als die SS-Männer auf der Rampe. Und bestimmt hat es Versuche gegeben, sich zu wehren, aber ich habe es nie erlebt. Die meisten Insassen der Waggons waren Alte, Kranke, Mütter mit Kindern. Einige lagen schon im Sterben, keiner von ihnen hatte die körperliche oder mentale Kraft, sich gegen eine Armee von SS-Leuten mit Hunden, Pistolen und Knüppeln aufzulehnen. An dieser Front galten andere Regeln.

Die Vorhängeschlösser wurden geöffnet, die Türen mit lautem Getöse aufgeschoben. Die Menschen taumelten auf den Bahnsteig und blinzelten in die Morgensonne. Sie waren desorientiert, nachdem sie wer weiss wie lange im Halbdunkel gestanden und gesessen hatten. Ich konnte den Blick nicht von ihnen wenden: Grosse, hervorstehende Augen, die versuchten, sich an das Licht zu gewöhnen. Menschen, die versuchten zu verstehen, was hier geschah und wo sie gelandet waren. Und dann brach die Hölle los, mit lauten Befehlen in gutturalem Deutsch: «Raus! Raus! Raus aus dem verdammten

Zug, ihr Scheissjuden! Bewegt euch, Drecksjuden! Still! Abschaum! Hierher, in Reih und Glied!»

In den kommenden Wochen sah ich zahllose Züge ankommen. Die meisten Insassen waren Juden, und sie kamen von überallher. Die Mehrzahl von ihnen verstand wohl gar nicht, was man zu ihnen sagte. Aber die Botschaft war unmissverständlich, sie hätte gar nicht deutlicher sein können. Die Befehle wurden mit dem Stock unterstrichen. Die Neuankömmlinge waren immer schmutzig und stanken, woher auch immer sie kamen. Die Männer trugen Stoppelbärte, die Frauen waren ungeschminkt und hatten zerzauste Haare. Die französischen und niederländischen Juden waren meist gut gekleidet, die Männer in langen Mänteln und mit Hüten, die Frauen in Kleidern mit Schulterpolster, wie sie in den Vierzigerjahren Mode waren. Die Griechen sahen besonders modisch aus in der leichten Kleidung ihres Heimatlandes, die sie in einem durchschnittlichen polnischen Winter auch ohne die harten Bedingungen des Lagers umgebracht hätte. Am bizarrsten sahen die Juden aus den rumänischen Karpaten aus. Sie kamen aus den wilden Bergen und trugen Lederkleidung und Felljacken. Draculas Kinder ...

Das Gebrüll und die Hunde und die Schläge verfehlten ihre Wirkung nie, egal, woher die Reisenden kamen. Die Hunde bellten weiter und erschreckten die Kinder, die sich kaum noch beruhigen liessen, so sehr ihre Eltern sich auch bemühten. Stellen Sie sich einen Grosstadtbahnhof zur Rushhour vor, aber mit abgedrehtem Ton. Die Häftlinge drängten sich in der Mitte der Rampe zusammen, wo die Hunde sie hintrieben. Wenn die SS-Leute einen Befehl brüllten, ging ein Zittern durch die ganze Gruppe, wie ein kräftiger Wind, der durch ein Kornfeld bläst. Damals, vor langer Zeit, im Garten Eden.

Welche Selektionen auch immer dazu geführt hatten, dass die Neuankömmlinge jetzt hier waren, nun folgte die wichtigste. Ich glaube nicht, dass ich schon am ersten Tag auf der Rampe wusste, was mit meiner Familie passiert war, aber allmählich begriff ich. Eine Bewegung mit dem Finger nach links oder rechts, die willkürliche Entscheidung eines Wahnsinnigen, ein SS-

Offizier, der Richter und Scharfrichter zugleich war. Die Gottlosen spielten Gott. So einfach war das.

Ich kannte die Abläufe inzwischen. Die Starken und Jungen, Männer und Frauen, durften weiterleben. Sie durchliefen dieselbe Prozedur wie ich, die sinnlose Quarantäne in Block Ila oder dem entsprechenden Frauenblock. Dort starben einige von ihnen an Erschöpfung, Unterernährung oder Krankheiten. Andere gerieten unter die Stiefel und Knüppel der Kapos. Die Übrigen ... die Übrigen wurden auf ihrem letzten Weg von Männern wie mir begleitet, von Männern in gestreiften Uniformen, die nur darauf warteten, Befehle auszuführen. Eine Spezialeinheit, die ein ganzes Volk zu den Toren des Todes führte.

Dieser erste Morgen auf der Rampe folgte einem Muster, an das ich mich gewöhnen würde. Sobald die Häftlinge eingeschüchtert und ruhig waren, änderte sich die Stimmung bei den Wachen. Jetzt arbeiteten sie, erfüllten ihre Pflicht mit jener teutonischen Effizienz, für die die Nazis berühmt waren. Tatsächlich war das alles das Ergebnis genialer Psychologie, eine Version des «Guter Bulle – böser Bulle»-Spiels, das wir aus Kriminalfilmen oder -romanen kennen. Gerade noch hatte irgendein brutaler Kerl sie angebrüllt, mit dem Knüppel auf sie eingeschlagen, den Hund auf sie gehetzt. Jetzt kam ein Herr auf sie zu und entschuldigte sich beinahe für das, was geschehen war.

Der Anführer dieser Herren war der Offizier mit den Handschuhen aus grauem Rehleder, den ich beobachtet hatte, als er in seiner makellosen Uniform eingetroffen war. Er hatte ein freundliches Gesicht und eine kleine Lücke zwischen den Schneidezähnen. Oft trug er einen weissen Arztkittel über der Uniform eines Hauptmanns der Waffen-SS. Viele Leute liessen sich von diesem Arztkittel beruhigen. Jeder Arzt in Europa, selbst wenn er ein Nazi war, hatte den Eid des Hippokrates geleistet, der ihn verpflichtete, niemandem Schaden zuzufügen. Nach dieser furchtbaren Zugfahrt und all den Schrecken ihrer Ankunft würde es ihnen besser gehen. Es gab hier einen Arzt.

Es handelte sich um SS-Hauptsturmführer Josef Mengele, der in diesen Jahren als Todesengel schreckliche Berühmtheit erlangte. Er war ein begei-

sterter Arzt, fasziniert vor allem von Zwillingen, und ohne dass wir davon wussten, nutzte er seine enorme, grenzenlose Macht dazu, im Lagerkrankenhaus Experimente an ihnen durchzuführen. Und er war ein begeisterter Nazi. Die Menschen, die auf der Rampe an ihm vorbeidefiliierten, bedeuteten ihm nicht mehr als Meerschweinchen oder Laborratten. Für ihn waren sie überhaupt keine Menschen.

In der Zeit, die ich auf der Rampe arbeitete, habe ich nie gehört, dass Mengele die Stimme erhob oder sich unhöflich verhielt. Seinem scharfen Blick entging nichts. Andere SS-Leute hätten vielleicht Fragen gestellt: «Wie alt sind Sie? Sind Sie gesund? Welchen Beruf haben Sie?» Mengele fragte nur: «Sind Zwillinge hier?» Manchmal auch: «Sind das Ihre Kinder?» Zu mir hat er nie etwas gesagt, und soweit ich weiss, hat er mich nie wirklich bemerkt. Aber vielleicht irre ich mich da.

Unsere Aufgabe bestand darin, die Habseligkeiten einzusammeln, die die Leute auf der Rampe zurückgelassen hatten. Die Neuankömmlinge erhielten die Anweisung, ihre Sachen liegen zu lassen, sie würden sie später zurückbekommen. Wir stapelten die Koffer ordentlich auf. Kontakt zu den Häftlingen gehörte nicht zu unseren Aufgaben, tatsächlich durften wir nicht einmal mit ihnen sprechen, aber am Ende verhielt ich mich genauso wie der «Verrückte» bei meiner Ankunft aus Kamionka. Ich suchte mir die Jüngeren aus, Jugendliche in meinem Alter oder jünger. «Sag ihnen, du bist achtzehn – sag ihnen, dass du einen Beruf gelernt hast – du bist stark, du kannst Steine schleppen.» Mehr konnte ich ihnen nicht mitteilen, und das Risiko war gross. Die meisten sahen mich nur verständnislos an. Sie begriffen überhaupt nicht, was ich da so drängend zu flüstern hatte.

Nach den Selektionen ertappte ich mich in unbeobachteten Momenten manchmal dabei, wie ich den Frauen und Kindern nachsah, die den gleichen Weg gingen wie meine Familie. Ich konnte sie vor meinem inneren Auge sehen, meinen Vater mit Hendla und Chana an der Hand, meine Mutter mit den Jungen. Tatsächlich hatte ich sie so gar nicht gesehen, aber ich sah so viele Familien, dass ich mir vorstellte, so müsse es gewesen sein.

Einige wurden in Lastwagen getrieben wie meine Familie. Wenn es zu viele waren, wurde der Rest zu Fuss durch Birkenau III getrieben, den Lagerteil, der noch im Bau war. Diejenigen, die noch nicht vollkommen eingeschüchtert waren und sich ein wenig Neugier bewahrt hatten, stellten Fragen. «Wohin gehen wir? Was geschieht mit uns?» Die naiveren unter ihnen fragten: «Wann sehen wir unsere Männer wieder? Was ist mit unserem Gepäck?» Sie gingen in ein Gebäude mit einem grossen unterirdischen Raum, in dem sie, wie man ihnen sagte, mit Desinfektionsmittel entlaust werden sollten. Ich glaube nicht, dass irgendjemand nach dem Namen des Mittels fragte, aber tatsächlich war es Zyklon B, das in Dosen aufbewahrt wurde, die Kaffeedosen glichen. Blausäure. In einem solchen Lager konnte man nicht vorsichtig genug sein. Es kamen jeden Tag so viele Menschen hier an, und sie kamen aus den Ghettos, wo Seuchen grassierten. Das Entlausen war also sehr wichtig. Läuse übertrugen Typhus, und Typhus war nur allzu oft tödlich. Das alles erzählten ihnen die SS-Leute. Was sie ihnen nicht erzählten, war, dass Zyklon B immer tödlich ist.

Einige müssen begriffen haben, was wirklich vor sich ging. Schon seit Jahren gingen Gerüchte über Auschwitz und ähnliche Lager um, auch wenn die Massenvernichtung erst in den letzten anderthalb Jahren so massiv eingesetzt hatte. Aber die meisten Menschen, die man zum Sterben führt, glauben es einfach nicht. Mütter mit Kindern kamen immer in die linke Kolonne, und sie gingen Hand in Hand weiter, einfach so. Lieber zusammen sterben als getrennt werden. Einige Mütter drückten ihre schreienden Kinder in der Hoffnung, sie auf diese Weise zu retten, Verwandten in die Arme. Vielleicht würden sie sie ja später wiedersehen. Andere taten das, was meine Mutter getan hatte, und schoben ihr Kind in die rechte Kolonne. Arbeit macht frei, und die jungen, starken konnten arbeiten. «Sag ihnen, du bist achtzehn. Sag ihnen, du bist achtzehn.»

Manchmal erlebte ich auf der Rampe auch das Gegenteil. Eine Familie wurde auseinandergerissen und nach links und rechts geschickt, und dann ging ein Mann oder eine Frau aus der rechten Kolonne nach links, nahm ein Kind an die Hand, legte einem der Alten den Arm um die Schulter und ging

hoch erhobenen Hauptes weiter. Die SS-Leute liessen diese Leute achselzuckend gewähren. Nur wenn jemand von links nach rechts wollte, hielten sie ihn auf.

Ich erinnere mich nur an eine Gelegenheit, wo wir nicht auf die Rampe befohlen wurden und die SS alles allein erledigte. Es war in einer Nacht im April, als ein Kindertransport ankam. Wir hörten die Trillerpfeifen und das Schnaufen der Lokomotiven und alle anderen Geräusche bis in unseren Block. Die SS hatte eine Ausgangssperre verhängt; alle Baracken im Männerlager wurden abgeschlossen. Ich war erst siebzehn und noch ein Junge, deshalb wusste ich nicht, wie es sich anfühlt, Vater zu sein. Aber die meisten Männer, die noch in Auschwitz-Birkenau lebten, waren älter als ich und selbst Väter. In dieser Nacht wurde keine Selektion auf der Rampe durchgeführt. Kinder waren für die Nazis unnütze Esser, eine Belastung. Alle Kinder, die mit diesem Transport kamen, wurden nach links beordert, und wir konnten nichts anderes tun, als auf unseren Pritschen liegen und ihr furchtbares Schreien hören, als man sie in den Tod trieb. Jahre später erfuhr ich, dass es jüdische Kinder aus einem Waisenhaus in Izieu in Frankreich gewesen waren, die der SS-Offizier Klaus Barbie, Chef der Gestapo im nahegelegenen Lyon, aus der Sicherheit des Heims gerissen hatte. Zweiundvierzig Kinder starben in dieser Nacht gemeinsam mit den fünf Erwachsenen, die sie begleiteten. Ich weiss nicht, ob ich damals von den anderen Kindertransporten gehört habe, mit denen man jüdische Kinder in neutrale Staaten oder nach Grossbritannien in Sicherheit brachte. Ich erinnere mich nur an die Transporte, die in die Vernichtung führten.

Am Morgen danach gingen wir unseren üblichen Beschäftigungen nach und marschierten dann auf die Rampe, um die Überreste der nächtlichen Ankunft zu beseitigen. Auf dem Weg dorthin sahen wir Kinderleichen dort liegen, nackt und kalt im Morgenlicht. Brennstoff für die Krematorien. Unter Tränen sammelten wir die kleinen Mäntel, Schuhe, Spielsachen, Pullover und Kleider auf. Einige waren innen mit Namensetiketten versehen: Miriam, Isaak, Salomon, Bathsheva, liebevoll von einer Mutter beschriftet, die nur

das Beste für ihr Kind gewollt hatte. Wir sammelten alles ein und stapelten es ordentlich auf. Ordentlich und sauber, wie es die SS so gern hatte.

Von der Rampe aus wurden die linken Kolonnen wie die Kinder von Hameln hinter dem Rattenfänger in den grossen Raum geführt, wo man den Leuten befahl, sich auszuziehen. Immer achthundert gedemütigte, verängstigte Menschen. Alte Damen, die sich noch nie im Beisein eines anderen Menschen ausgezogen hatten, nicht einmal vor ihrem Ehemann. Teenager, die sich ihres Körpers mit den Zeichen der Entwicklung schämten. Der SS war das egal, all das Leben würde ohnehin bald enden. Wer spürte, dass etwas nicht stimmte, wer Ärger machte, wurde aus dem Raum geführt und bekam einen Kopfschuss.

Wenn der Raum mit achthundert Menschen voll besetzt war – aufgeteilt in zwei Kammern – schlossen die SS-Leute die Türen und verriegelten sie. Dann wurde ein Gitter in der Decke geöffnet und die Zyklon-B-Dosis hineingeschüttet. Was dann geschah, entsprach einer einfachen chemischen Gleichung: Zyklon B plus Sauerstoff gleich Blausäuregas. Gleich Tod. Die Menschen in der Nähe der Öffnung starben als erste, und jeden Tag meines Lebens seit damals habe ich gehofft, meine Familie hätte ganz in der Nähe gestanden. Die ganz Jungen und ganz Alten und diejenigen, die besonders heftig einatmeten, um am Leben zu bleiben, starben schnell. Diejenigen, die weiter von der Öffnung entfernt waren, die kräftig und jung waren, starben langsam. Aber nach zwanzig Minuten war es für alle vorbei. Wenn besonders viele ankamen, wenn die Züge schnell hintereinander einfuhren, öffnete man die Türen schon nach zehn Minuten.

Ich möchte nicht allzu viel über die Szenerie nachdenken, was geschah, wenn die Sonderkommandos die schweren Türen öffneten und die Leichen herausholten. Die meisten Toten befanden sich bei der Tür, weil sie verzweifelt versucht hatten, rauszukommen. Einige standen noch, andere sassen oder waren zusammengekrümmt oder von den anderen zertreten. Aber alle waren verschmiert mit Blut, Kot und Urin. Und alle hatten eine leuchtend rosafarbene Haut.

Die Sonderkommandos rasierten den Frauen die Haare und den Männern die Schläfenlocken. Goldzähne wurden herausgebrochen, Schmuck einge-

sammelt. Alles hatte einen Wert. Dann wurden die geplünderten Überreste zu den Krematorien gezerzt und dort verbrannt. Heute weiss ich, dass acht Tage vor meiner Ankunft in Auschwitz die Lagerleitung in einem Brief an die SS-Verwaltung in Berlin die Kapazitäten dieser Krematorien angab. Innerhalb von vierundzwanzig Stunden konnten im Krematorium I 340 Leichen verbrannt werden. Krematorium II konnte 1'440 Leichen aufnehmen, III weitere 1'440, IV und V jeweils 768. Das ergibt die entsetzliche Zahl von 4'756 Leichen pro Tag.

Ich lebte mit diesem Wissen, oder mit einem Teil dieses Wissens, solange ich an der Rampe arbeitete. Manchmal überwältigte mich der Gedanke, und ich versank in einer unbeschreiblichen Verzweiflung. Aber mein Überlebenswille verliess mich nicht, ebenso wenig wie der Wille weiterzumachen, Tag für Tag, irgendwie auszuhalten, was die verfluchten Nazis mir antaten.

Und was sie mir dort auf der Rampe antaten, war widerlich genug. Man könnte mit Recht sagen, dass ich im Vergleich zu den Leuten vom Sonderkommando noch gut dran war, aber die Leute wurden immerhin nach ein paar Monaten und nach jeder grossen Transportwelle ausgewechselt. Wer sich weigerte, wurde selbst zum Opfer; diejenigen, die eine Spezialbehandlung verhängten, erlitten sie oft genug selbst. Auf eine ekelhafte Weise waren die Jobs in Auschwitz Jobs auf Lebenszeit. Aber das konnte auch nur ein paar Tage bedeuten.

Einige der Viehwaggons waren tagelang unterwegs gewesen, und wenn sie in Auschwitz-Birkenau ankamen, befanden sie sich in einem fürchterlichen Zustand. Die Leute waren so dicht zusammengepfercht, dass sie keinen Platz hatten, um ihre Notdurft zu verrichten. Wenn sie Glück hatten, stand in einer Ecke des Wagens ein Toiletteneimer. So kamen die meisten, selbst die Gutgekleideten, verschmiert mit ihren eigenen Exkrementen an, was ihre Demütigung noch verstärkte. Der Gestank dieser Waggons war unbeschreiblich. Ich versuchte immer die Luft anzuhalten, wenn ich mit den anderen hineinging und das Gepäck auslud – ein abgestossener Koffer, ein Stofftier, Brillen, Zahnprothesen ...

Im Sommer, wenn man den Leuten kein Wasser mitgab, erstickten und verdursteten viele. Ich wusste ja selbst, wie es war, wenn man kein Wasser bekam. Im Winter erfroren sie, egal, wie viele Menschen in einem Waggon zusammengepfercht waren. Gemeinsam mit den anderen Mitgliedern des Rampenkommandos zerrte ich die Leichen heraus. Baumelnde Köpfe, starre Gliedmassen. Wir stapelten sie ordentlich auf der Rampe auf, gleich neben ihrem Gepäck, und luden sie anschliessend auf Handkarren, mit denen sie zum Krematorium gebracht wurden. Dafür war ein anderes Kommando zuständig. Aus den Schornsteinen der Krematorien quoll Tag und Nacht der schwarze Rauch, und der Nachthimmel war immer hell erleuchtet.

Ich bin nicht stolz auf meine Arbeit an der Rampe. So wie alle anderen wurde ich dort zu einem Geier in Menschengestalt. Der Boden eines Viehwaggons, der nach tagelanger Reise plötzlich leer ist, gleicht einer Schatzkiste. Geldscheine, Münzen, Ringe, Broschen, weggeworfen von Menschen, die nicht mehr wussten oder wissen wollten, was sie bei sich hatten. Wenn wir etwas fanden, standen wir vor einer schwierigen Entscheidung. Nahmen wir die Gegenstände an uns und wurden dabei beobachtet, dann marschierten wir mit der nächsten Gruppe ins Gas. Taten wir es nicht, waren wir dem Tod durch Verhungern geweiht. Überall sahen wir die Muselmänner, die nur noch Tage oder Stunden von der Gaskammer entfernt waren: schlaffe Hinterbacken, sichtbare Rippen, eingefallene Augen. Menschen ohne jeden Überlebenswillen.

Wir hatten die Aufgabe, alles, was in den Waggonen oder auf der Rampe liegengeblieben war, auf Handkarren zu laden, die dann zum Sortieren in die Lagerhäuser gebracht wurden. «Kanada» nannte man diese Lagerhäuser, weil es in ihnen einfach alles gab. Wenn wir Lebensmittel fanden – Käse, Brot, Wurst –, assen wir es im Stehen, während wir uns bückten und so taten, als würden wir einen Koffer hochheben. Solange es unsere Arbeit nicht behinderte, liessen uns die Kapos und SS-Leute gewähren. Ich erinnere mich nicht mehr genau an den Zeitpunkt, weil die Tage verschwimmen und auch die Jahreszeiten keine Rolle mehr spielten, aber an einem Tag bemerkte ich

plötzlich, wie etwas auf meinem Karren in der Sonne aufleuchtete. In Situationen, in denen das Leben davon abhängen kann, gewöhnt man sich an schnelle, unauffällige Bewegungen, und so steckte der Gegenstand eine Sekunde später in meiner Jackentasche. Es war ein Armband, vielleicht das Geschenk eines Ehemannes an seine Frau, eines jungen Mannes an seine Freundin oder eines Vaters an seine Tochter. Ich weiss es nicht. Ich wusste nur, es hatte einen guten Tauschwert.

Normalerweise hätte ich es beim Vorarbeiter abgeliefert, und er hätte es dem Kapo gegeben. Häftlinge wie ich hatten wenig Chancen auf einen guten Tauschhandel – ich erinnerte mich noch gut an Yitzak und seine Diamanten. Also beschloss ich, es zu behalten. Das war eine der dümmsten Entscheidungen in meinem Leben. Auf Diebstahl von der Rampe stand die Todesstrafe, und selbst wenn ich davonkam, hätte ich das Vertrauen des Kapos verspielt – mit demselben Ergebnis.

Mit der Zeit wurde das Armband zu einem Mühlstein um meinen Hals. Immerhin besass ich die Geistesgegenwart, es ausserhalb meiner Pritsche zu verstecken, nämlich hinter einem losen Brett in der Wand. Auf die Idee, dass die Männer in der Koje neben uns beschuldigt werden würden, wenn man das Teil fand, kam ich gar nicht. Ich dachte immer noch darüber nach, was ich damit anfangen sollte, als es eines Tags Aufruhr in der Baracke gab. Jemand hatte das Armband gefunden. In unserem Block lebten vierhundert Männer, und die meisten arbeiteten an der Rampe, es war also ziemlich unwahrscheinlich, dass man mit dem Finger auf mich zeigen würde. Der Kapo schäumte vor Wut und suchte willkürlich drei oder vier Männer aus, die Prügel bekamen. Wenn ich mutiger gewesen wäre, hätte ich mich gemeldet und die Strafe auf mich genommen. Mein Vater hätte das sicher von mir erwartet, ebenso wie mein alter Schuldirektor Herr Rapaport. Aber wir waren in Auschwitz-Birkenau, und da herrschten andere Regeln. Man meldete sich einfach nicht in so einem Moment.

Ich vermute, der Kapo tauschte das Armband gegen Wodka und Zigaretten ein. Zur SS konnte er damit nicht gehen, weil der Fund nur auf ihn zu-

rückgefallen wäre. Aber ich hatte meine Lektion gelernt: Szlamek, versuch bloss nicht, so schlau zu sein.

Das Organisieren, der Tauschhandel womit auch immer, war ein fester Bestandteil des Lagerlebens. Wenn man nichts hatte, wenn man nichts auf der Rampe stehen konnte, dafür aber jung und hübsch war, konnte man seinen Körper verkaufen. Einige der Kapos und Blockältesten waren von den Nazis wegen sexueller Vergehen eingesperrt worden. Mit dem Frauenlager hatten wir natürlich überhaupt keinen Kontakt, und so liessen in der wilden Isolation des Männerlagers viele Kapos ihre sexuelle Frustration an *Piepels* aus: Kleine Jungen, die sich nicht wehren konnten. Beschwerden darüber nützten nichts. Wer einen Kapo oder sonst irgendjemanden bei der SS verpiff, bettelte förmlich um seinen eigenen Tod. Und die meisten Leute zogen den sexuellen Missbrauch dem Tod vor. Die Haltung unserer Grossväter, dass der Tod der Schande vorzuziehen war, galt hier nicht mehr. Das Traurige war nur, dass die Jungen irgendwann verschwanden, wenn sie nicht mehr so hübsch waren oder den Kapo langweilten. Dann gingen auch sie durch diese Türen und schwebten wenig später wie eine Erinnerung mit dem Rauch durch die Schornsteine.

Unser Überleben hing von der Organisation von Lebensmitteln ab. Schon seit Längerem hatte ich die Abneigung meines Vaters gegen Schweinefleisch abgelegt, und gelegentlich gab es so etwas auch in Auschwitz-Birkenau, aber meistens nur als Schwarte oder Speck in der eintönigen Suppe, der es dann die Illusion von Geschmack verlieh. Ich erinnere mich, dass wir einmal ein überraschendes Abendessen bekamen: Miesmuscheln aus Holland. Keine Ahnung, wie wir zu diesem Manna kamen und warum die Küchenkapos es bis zu uns durchliessen, aber wir bekamen sie tatsächlich zu essen. Meeresfrüchte waren in Mittel- und Osteuropa auch schon vor dem Krieg eine Delikatesse gewesen, und Muscheln waren ausserdem nicht koscher. Welch ein Dilemma – und welch ein Zeugnis für den Glauben meines Volkes, dass wir trotz all der Härten, die wir erlebten, trotz unseres Hungers immer noch an so etwas dachten. Das Verbot blieb in Kraft.

Einer meiner Blockkameraden stöhnte auf, als er sah, was man ihm da in die Schüssel gegeben hatte. Nein, er würde das nicht essen, er ass keine Würmer. Für die Juden aus Westeuropa war es kein Problem, die Franzosen, Belgier und Niederländer hauten kräftig rein. Einer sagte mir, die Muscheln seien richtig lecker, und wir sollten sie essen. Wenn ich sie nicht wollte, würde er sie essen. Vorsichtig legte ich eine Muschel auf mein Stück Brot und probierte. Er hatte absolut recht, sie schmeckte gut. Also schlang ich das Essen herunter und wischte hinterher mit dem Brot meine Schüssel aus, um auch noch die letzten Reste zu bekommen.

Seltsamerweise kann ich mich heute nicht mehr erinnern, in welchem Block ich während meiner Zeit an der Rampe lebte. Ich weiss noch, dass wir durchs Haupttor gehen mussten, um dorthin zu kommen. Ich erinnere mich auch noch an unseren *Blockschreiber*, einen Juden aus Wien, und an den Blockältesten Maurice, einen freundlichen Mann unter vielen unfreundlichen Männern. Die Kapos, die uns auf der Rampe bewachten, arbeiteten in Wechselschicht, aber normalerweise war Manfred oder Hans da. Manfred war ein Berufsverbrecher und trug das entsprechende grüne Dreieck an seiner Jacke. Er war ein Schrank von einem Kerl und konnte sehr wütend werden, aber sein Bellen war schlimmer als sein Beissen, und er hat mich nie geschlagen. Auf der Jacke von Hans sah man das schwarze Dreieck – er war wohl ein Mörder. Nach Lagerstandards war er immer sehr gut gekleidet und trug normalerweise Reitstiefel wie die SS-Leute.

Und zu meinem Schrecken tat auch Unterscharführer Kurpanik Dienst an der Rampe. Schon aus Daffke.

Ich war bis dahin nicht viel gereist. Abgesehen von dem alljährlichen Familientreffen im Garten Eden 80 Kilometer von uns entfernt, hatte ich immer in Będzin gelebt. Selbst nach Auschwitz-Birkenau war es ja nicht weit. Jetzt kam ich in Kontakt zu Menschen aus ganz Europa, und dieser Kontakt öffnete mir wirklich die Augen. Vor allem erinnere ich mich an die griechischen Juden. Ihr Land war im Sommer 1941 überfallen worden, und einige von ihnen, die die Selektionen überlebt hatten, arbeiteten mit uns im Rampen-

kommando. Man konnte sich leicht vorstellen, warum: Sie waren vor dem Krieg Profi-Ringer gewesen und konnten die entsprechenden Muskeln vorweisen. Man kann es heute in den Statistiken nachlesen: Von März bis August 1943 wurden 48.633 Juden aus Thessaloniki deportiert, und nur 11.747 von ihnen überlebten die Selektionen. Eine Gruppe – im Wesentlichen Deutsche, Österreicher und Tschechen – fiel durch ihre gute Kleidung auf. Einige von ihnen trugen deutsche Orden aus dem Ersten Weltkrieg an ihren Jacken. Welche Ironie des Schicksals! Sie hatten an der Ostfront für Deutschland gekämpft, und jetzt brachten die Deutschen sie um. Die SS-Leute rissen ihnen die Orden ab und warfen sie in den Dreck. Sie sagten, sie wären es nicht wert, Orden zu tragen. Unwertes Leben. Diese Männer kamen meistens aus Terezin in der Tschechoslowakei, aus dem Lager, das die Nazis KZ Theresienstadt nannten, etwa 35 Kilometer von Prag entfernt. Es war ein Musterlager und stand in dem Ruf, besonders humane Haftbedingungen zu haben. Der stellvertretende SS-Reichsführer Heydrich hatte es für «Sonderhäftlinge» errichten lassen: Männer mit besonderen Verdiensten aus dem Ersten Weltkrieg und Juden, die vor den Nürnberger Rassegesetzen mit Nicht-Juden verheiratet gewesen waren. Im Jahr 1943 war Theresienstadt aber auch nur noch ein Durchgangslager wie alle anderen, in denen Häftlinge «zwischenlagert» wurden, bis man auch sie nach Auschwitz brachte.

Allerdings unterzog man die Juden aus Theresienstadt keiner Selektion. Sie kamen alle ins Familienlager im Abschnitt Bllb von Auschwitz-Birkenau gleich neben dem Quarantäneblock I, den ich nur allzu gut kannte. Viele hassten die Juden aus Theresienstadt. Fast alle Kameraden vom Rampenkommando hatten ihre Familien verloren, ihre Lieben hatten die Selektion nicht überlebt und mussten in die Gaskammern. Und hier gab es Familien, die nicht nur am Leben blieben, sondern auch noch zusammen sein durften. Oft frage ich mich, ob das nicht eine besonders raffinierte Quälerei der SS war. Sie richteten im Familienlager sogar einen Kindergarten für die Kleinsten ein, und die Erwachsenen gaben eine Lagerzeitung heraus und veranstalteten Marionettenvorfürungen. Von all dem wussten wir nichts, aber die

Gerüchte über bessere Lebensmittelrationen im Familienlager und die Tatsache, dass dort niemand hart arbeiten musste, machten uns mürbe. Das meiste davon war natürlich Propaganda. Ohne dass wir es wussten, wendete sich Ende 1943/Anfang 1944 das Kriegsglück für das Dritte Reich. Vielleicht spielten die SS-Leute auf Sicherheit, vielleicht wollten sie bei den Delegationen des Roten Kreuzes einen guten Eindruck hinterlassen. Schauen Sie, sagten die SS-Leute, das da ist das angeblich so furchtbare KZ Auschwitz-Birkenau. Hier sitzen Kinder in Klassenzimmern, deren Wände mit Märchenbildern bemalt sind. Die Leute tragen ihre eigene Kleidung und werden gut ernährt. Erzählen Sie doch bitte dem Rest der Welt davon.

Aber die Spezialbehandlung dieser Leute hielt nicht lange an. Das Familienlager befand sich ganz in unserer Nähe, gleich hinter dem Stacheldrahtzaun, und ich musste oft mit ansehen, wie Frauen von den Kapos und Blockältesten missbraucht wurden. Sie suchten sich die hübschesten aus und drängten sie an eine Barackenwand, wo sie ihnen die Röcke hochschoben und sie vergewaltigten.

Eine andere Gruppe, an die ich mich erinnere, kam eines Nachmittags an: mehrere Dutzend junge Männer, nicht jüdische Polen. Die Flüsterpropaganda lief sofort auf Hochtouren. Das waren Partisanen, Untergrundkämpfer gegen das Dritte Reich. Wir alle wussten, dass man auf dieses Wort nicht viel geben durfte. Die orthodoxen Juden von Będzin, die von den Einsatzgruppen mit Pistolen und Maschinengewehren umgebracht worden waren, hatte man auch als Partisanen bezeichnet. Es war nur ein Propagandabegriff, um den Gräueltaten der Nazis eine Art Rechtfertigung zu geben. Doch diese Neuankömmlinge wurden nicht registriert, wie es sonst üblich war. Sie wurden weder rasiert noch tätowiert, sondern lediglich in einer Ecke des Quarantänebereichs zusammengetrieben, wo man sie warten liess. Für uns Übrige gab es wieder eine Ausgangssperre, die Baracken wurden abgeschlossen, aber bevor wir alle drinnen waren, konnte ich noch sehen, was passierte. Eine Gruppe Kapos unter dem Befehl der SS-Leute versammelte sich um die Männer und begann, mit Schaufeln, Spitzhacken und Knüppeln auf sie einzuschlagen.

7 Die Rampe

Dann warfen sie sie gegen den elektrischen Zaun, wo das plötzliche Knistern, blaue Blitze und der Gestank von brennendem Stoff und Fleisch von ihrem Tod zeugte. Ein Mann wurde niedergeschlagen, und als er auf dem Boden lag, legte einer der Kapos den Stiel seiner Schaufel quer über seinen Hals und stieg dann mit beiden Beinen darauf, sodass sein Kehlkopf eingedrückt wurde. Diese Partisanen waren keine Juden aus dem Ghetto, keine kraftlosen Muselmänner. Es hatte offenbar wirklich Kämpfe gegeben, bei denen sie gefangen genommen worden waren. Und die SS konnte keine Aufrührer im Lager gebrauchen. Am Morgen sah man genau, was passiert war. Zwischen den Baracken im Quarantäneblock lag ein Haufen Leichen mit eingeschlagenen Schädeln und zerrissenen Kleidern. Die Kapos waren unversehrt, aber sie trugen ja auch Waffen. Und wenn es echten Widerstand gegeben hätte, wären die SS-Leute wohl dazwischengegangen.

Mehr als einmal kam es zu solchen widerwärtigen Zwischenfällen. Der einzige Überlebende, der mir bekannt ist, war Antoni Czortek, auch unter dem Namen Kajtek bekannt. Er war vor dem Krieg in Polen eine Boxlegende gewesen, sogar an den Olympischen Spielen 1936 in Berlin hatte er teilgenommen. Die SS-Leute liessen ihn am Leben, weil sie ihn unterhaltsam fanden. Er war ein Bantamgewichtler, aber sie liessen ihn nicht weniger als fünfzehn Mal gegen viel schwerere Gegner antreten. Zweifellos schlossen sie Wetten ab und feuerten ihren Mann während des Kampfes kräftig an. Kajtek selbst war so etwas wie ein altrömischer Gladiator. Bei jedem dieser Kämpfe ging es für ihn um Leben oder Tod, ganz buchstäblich, denn die SS-Leute drohten ihm die sofortige Erschiessung an, falls er verlor.

Nach der Folter des Quarantäneblocks hatte das Leben auf der Rampe auch seine guten Seiten. Es war ein bisschen wie bei Killovs Fabrik damals in Będzin – manchmal bekamen wir sogar einen Sonntagnachmittag frei. Die Züge kamen regelmässig, aber es gab auch ruhigere Zeiten. Tagsüber war es im Lager fast unheimlich still. Manchmal hörten wir das Lagerorchester proben. Natürlich spielten sie immer deutsche Musik. Es dauerte seine Zeit, die Leute in den Ghettos zusammenzutreiben und dann nach Auschwitz-Birken-

au zu bringen. Wenn keine Züge kamen, organisierten die Kapos manchmal Fussballspiele oder Box- und Ringkämpfe, bei denen wir zusehen durften. Die griechischen Ringer waren natürlich echte Stars, und die SS und Kapos begeisterten sich sehr für sie. Bei den Wetten ging es zum Teil um viel Geld.

An einem dieser Tage kochte die Aufregung besonders hoch. Ein fast unglaublicher Hauch von Vorkriegsfreiheit lag in der Luft. Einer der anderen Juden aus Będzin flüsterte mir zu: «Stell dir vor, Nunberg ist hier!»

An diesen Fussballhelden erinnerte ich mich sehr genau. Oft hatte ich ihn zu Hause im Hakoah-Stadion spielen sehen und war ein echter Fan. Er war vermutlich der beste Torwart in ganz Schlesien, womöglich in ganz Polen. Gross, blond und muskulös, wie er war, hätte er leicht als Arier durchgehen können. Aber er war Jude und hatte vor dem Krieg bei einem der reichen Industriellen gearbeitet, möglicherweise Simon Fürstenberg in Będzin. Fürs Training wurde er freigestellt. Im Chaos des Ghettos und seiner Liquidation hatte ich ihn aus den Augen verloren. Mit unserem Zug war er nicht gekommen, sonst wäre er mir im Quarantäneblock aufgefallen.

Aber an diesem Sonntag würde die Fussballlegende Nunberg hier auflaufen, bei einem Spiel Juden gegen Nichtjuden.

Die SS erschien in voller Stärke auf dem Appellplatz, der als provisorischer Fussballplatz eingerichtet worden war. Es gab spöttische und antisemitische Bemerkungen, und ich dachte zurück an meine Kindheit zu Hause, wo wir uns öfter mal mit den nicht jüdischen Jungs geprügelt hatten. Das hier war nur eine bösertige Parodie dieser Verhältnisse, ein schneller Blick zurück durch den dunklen Spiegel des Holocaust. Ich erinnere mich, dass ich an der Seitenlinie stand und die Erscheinung im Tor der jüdischen Mannschaft anstarrte. Statt des lachenden Eins-achtzig-Mannes, den ich kannte, stand Nunberg als taumelnder, dahinschlurfender Muselman da, mit wild starrenden, eingefallenen Augen in einem grauen, verzerrten Gesicht. Er wirkte verwirrt, konnte dem Spiel nicht recht folgen und den Ball kaum fangen. An das Ergebnis erinnere ich mich nicht, aber ich kann mir gut denken,

welche Seite gewann. Ein paar Tage später erfuhren wir, dass Nunberg vergast worden war. Ich würde nie ein Autogramm von ihm bekommen.

Nachdem ich etwa fünf Wochen auf der Rampe gearbeitet hatte, kam ein politischer Häftling auf mich zu. Er wohnte nicht in meiner Baracke oder auch nur in meinem Block, und er hiess Manfred wie unser Kapo. In Auschwitz-Birkenau wurden kaum einmal Familiennamen benutzt, wenn man nicht gerade zur SS gehörte – und dann waren sie immer mit einer Rangbezeichnung verbunden. Dieser Mann nun hatte meinen Namen auf dem Appellplatz gehört oder ihn vielleicht auf irgendeiner Liste entdeckt, denn er fragte mich, ob ich Moyshe Pivnik kannte, den Schneider aus Szopienice. Bis heute weiss ich nicht mehr, warum ich ihm darauf antwortete, aber irgendetwas an diesem Manfred sagte mir, dass ich ihm vertrauen konnte, und die Verbindung zu Onkel Moyshe schien mir wichtig.

Tatsächlich log ich ihn an und sagte, Moyshe sei mein Vater. Er erwiderte, er habe ihn vor langer Zeit gekannt, noch vor dem Krieg. Diese rätselhafte Verbindung ging mir tagelang nicht aus dem Kopf, aber ich konnte mir nicht vorstellen, welche Bedeutung sie hatte. Manfred war ein christlicher Blockältester, und ich hatte absolut keinen Anlass, ihm zu vertrauen, aber es war so. Er hatte keine besonders hohe Stellung, die für mich ein Vorteil sein konnte, aber es war doch ein Trost, einen Blockältesten an meiner Seite zu haben.

Während meiner gesamten Zeit in Auschwitz-Birkenau versuchte ich wie alle dort, mir einen Rest von Würde zu bewahren. Das spiegelte sich in einer Manie für Reinlichkeit, wie sie auch bei den SS-Leuten und den Kapos zu beobachten war. Sie benannten dafür sogar in jeder Baracke einen Verantwortlichen. Die SS hatte panische Angst vor Typhus und Fleckfieber, und man ging davon aus, dass man diese Krankheiten nur mit ständigem Schrubben, Rasieren und Entlausen verhindern konnte. Das Bild der unendlich schmutzigen Konzentrationslager mit den Muselmännern, die in ihren eigenen Exkrementen liegen, hat sich zum Teil erst durch die Erfahrungen der schockierten alliierten Soldaten ergeben, die die Lager 1945 befreiten. Da

war die SS aber bereits abgezogen, und die Kapos hatten genug damit zu tun, zu fliehen oder sich eine neue Rolle zuzulegen.

Das Gelände von Auschwitz-Birkenau lag in einem sumpfigen Tiefland, sodass die Aussenbereiche im Herbst und Winter oft nass und schlammig waren. In den Baracken jedoch sah es anders aus. Wir schrubbten das Holz und falteten unsere Decken, und obwohl wir 744 Mann in der Baracke waren, taten wir alles, um uns sauber zu halten. Gelegentlich gestattete man uns den Luxus einer heissen Dusche. Jedes Mal, wenn ich eins der harten weissen Seifenstücke in die Hand nahm, fragte ich mich, woraus sie gemacht waren. Historiker sagen heute, die Behauptung, die Nazis hätten Seife aus menschlichen Leichen hergestellt, sei Propaganda gewesen. Ich hoffe, sie haben recht.

Andere Versuche, die Würde zu bewahren, betrafen die Gründung von Widerstandsgruppen im Lager. Ich gehörte nicht dazu, hörte aber die Gerüchte. Einiges davon, möglicherweise der grösste Teil, stammte von den nicht jüdischen Polen im Lager und fiel in die Zeit vor meiner Ankunft, aber es gab viele Beispiele für individuellen Widerstand. Ende Oktober 1943 wurde eine Ausgangssperre verhängt, weil ein SS-Mann getötet worden war. Ein Zug voller Juden war aus dem KZ Bergen-Belsen gekommen. Die meisten von ihnen wurden zu den Krematorien II und III gebracht. Dann brach jedoch bei den Frauen ein Tumult aus. Die Version, die mir zu Ohren kam, klingt sehr unwahrscheinlich. Angeblich hatten wohlhabende Juden aus dem Westen die SS-Leute mit erheblichen Summen bestochen und gehofft, man würde sie in die Schweiz entkommen lassen. Die SS-Leute nahmen natürlich das Geld und steckten die früheren Besitzer trotzdem in die Züge nach Auschwitz-Birkenau. Eine Frau, die wie so viele bemerkte, was vor sich ging, legte vor den SS-Leuten einen Striptease hin. Sie war Tänzerin gewesen, bevor der Wahnsinn begann, und einige SS-Leute, darunter Unterscharführer Josef Schillinger und Rottenführer Wilhelm Emmerich, liessen sich von ihren Künsten lange genug ablenken, dass sie Schillinger die Pistole aus dem Halfter ziehen und mehrere Schüsse auf die beiden Männer abgeben konnte. Dann verschwand sie wieder in der Menge der halb entkleideten

Frauen, und es gab einen ziemlichen Aufruhr, bei dem die SS-Leute alle Mühe hatten, ihre verletzten Kameraden und das Sonderkommando in Sicherheit zu bringen.

Sie vergasteten die Frauen, die bereits in der Gaskammer waren, den Rest mähten sie mit Maschinengewehren nieder. Ich habe nie den Namen der Frau erfahren, aber für uns alle war sie eine Heldin, vor allem, da es eine Weile fälschlicherweise hiess, Karel Kurpanik sei erschossen worden. Schillinger verblutete auf dem Weg ins Krankenhaus, Emmerich hinkte für den Rest seines Lebens.

In diesem Herbst lag Aufruhr in der Luft. Kurz nach dem Zwischenfall mit Schillinger bestach ein französischer Jude namens Ulick, ein Kapo, einen SS-Wachmann mit Schmuck, damit er ihn aus dem Lager schmuggelte. Zwei Tage und Nächte waren wir ohne Nachricht und blieben die ganze Zeit in unserer Baracke eingeschlossen, sodass wir uns in einer Ecke erleichtern mussten. Nach zwei Tagen brachten sie ihn zurück. Ich weiss nicht, wie leicht ein Franzose im besetzten Polen untertauchen konnte. Jedenfalls wurde er nach allen Regeln der SS-Kunst verhört.

Beim nächsten Appell stand Ulick im Mittelpunkt unserer Aufmerksamkeit. Ich erinnere mich nicht an die Drohrede, die man uns hielt, während wir zitternd in den Reihen standen. Ich erinnere mich nicht einmal mehr, wer die Rede hielt. Nur noch an Ulicks zerschlagenes, verquollenes Gesicht erinnere ich mich, als man ihn zwang, vor uns niederzuknien. Dann schoss ihm ein SS-Mann in den Hinterkopf, und er fiel vornüber, während das Blut aus seinem Schädel spritzte. Und das war noch nicht das Letzte, was wir von Ulick sahen. Die SS liess ihn als Warnung tagelang über dem Appellplatz hängen.

Lange Zeit dachte ich, in meinem Kopf lief eine Art surrealer Film von meiner Zeit auf der Rampe ab. Auf einem von vielen Fotos, die bei der Ankunft von Häftlingen in Auschwitz-Birkenau aufgenommen wurden, sieht man die SS-Leute im Vordergrund und seitlich von ihnen die Viehwaggons mit den verwirrten Neuankömmlingen davor. Ein paar Männer tragen gestreifte Uni-

formen: das Rampenkommando. Ganz links sieht man einen Jungen im Profil, der darauf wartet, an die Arbeit zu gehen, sobald keine Selektionen mehr durchgeführt werden. Vor ein paar Jahren sprachen mich Freunde auf dieses Foto an, da sie sicher waren, dieser Junge sei ich. Er wirkt ein bisschen zu blond – ich hatte immer dunkle Haare –, aber da man uns die Köpfe rasiert hatte, ist das schwer zu beurteilen. Trotzdem: Das kann ich nicht sein. Das Foto fand sich in einem Album, das nach der Befreiung des KZ Mittelbau-Dora in einem Schrank der SS gefunden wurde. Wie es dorthin kam, weiss ich nicht, denn es ist eindeutig in Auschwitz-Birkenau aufgenommen, und die Frau, die es fand, ist zufällig auch eine Auschwitz-Überlebende. Sie war eine Jüdin aus Ungarn namens Lili Jacob, und sie kam erst im Mai 1944 nach Auschwitz-Birkenau. Das Foto zeigt die Ankunft ihrer Familie. Da war ich aber schon gar nicht mehr im Lager. Oft frage ich mich, wer dieser Junge war, dieser Doppelgänger aus dem Rampenkommando. Ich hoffe, er hat es geschafft.

Denn natürlich gab es viele Situationen, in denen es so aussah, als würde ich es nicht schaffen. Am schlimmsten war es im Dezember 1943, als ich mich mit Typhus ansteckte, dem sogenannten Judenfieber. Eigentlich erstaunt es mich, dass es so lange dauerte, bis ich krank wurde. Das Lager war grauenhaft überfüllt. Ich habe Listen aus dem Januar 1943 gesehen, in denen von einundzwanzig bewohnten Blocks die Rede ist. Block zwei, der ganz typisch war, enthielt 234 Betten und 702 Matratzen. Das klingt zunächst einmal ganz gut, aber in diesem Block lebten 1193 Häftlinge. Ich habe das natürlich während meiner Zeit im Lager nie nachgemessen, aber tatsächlich hatte jeder von uns 1,7 Quadratmeter Platz. Nasses Stroh, verrottete Bretter, Ratten – so sah das Leben von uns «Untermenschen» aus.

Irgendwann brach ich also zusammen, so wie viele andere, die einen Schock oder einen Herzinfarkt erlitten, die vollkommen erschöpft waren oder von launischen SS-Leuten niedergeschlagen wurden. Man brachte mich in den Warteraum der Gaskammern, und ich begegnete dem Todesengel. Sie ahnen schon, wie die Sache ausging.

Als ich dort in meinem Bett lag, mit heftig klopfendem Herzen und trännennassen Wangen, glaubte ich an ein Wunder. Der Todesengel hatte mich am Leben gelassen. Erst als ich in der Nacht mit kühlerem Kopf nachdachte, kam mir die Idee, dass der Blockälteste Manfred vielleicht hinter diesem Wunder stecken könnte. Er hatte keinen übermächtigen Einfluss auf die SS, schon gar nicht auf einen Besessenen und Getriebenen wie Mengele, aber bei den Leuten im Krankenblock konnte er sicher einiges bewirken. Ein Kopfnicken, ein Name, der aus einer Liste gestrichen wurde, irgendein Tauschhandel – und schon wäre ich der Selektion entkommen.

Wenn es nicht so gewesen ist, dann war es einfach Glück oder – darf ich nach all diesen Jahren immer noch daran glauben? – göttliches Eingreifen.

Ich denke, dass ich drei oder vier Tage im Krankenbau verbrachte. Dort wurde ich jeden Tag ein bisschen kräftiger, weil es relativ gutes Essen gab. Dann war Schluss damit. Ich erwartete, zum Rampenkommando zurückbefohlen zu werden. Zu dieser entsetzlichen, tragischen Arbeit. *«Sag ihnen, du bist achtzehn. Sag ihnen, du kannst arbeiten.»* Inzwischen hatte ich mit den Selektionen genauso viel Erfahrung wie Mengele, aber natürlich führte er sie aus. Und Kurpanik. Und als ich aus dem Krankenbau zurückkam, hatte jemand anderer den Job auf der Rampe bekommen, und ich wurde zurück in die Baracken des Quarantäneblocks gebracht, die mir nur allzu vertraut waren. Unterscharführer Karel Kurpanik war wieder mein reizender Gastgeber.

Allerdings hatte ich in der Zwischenzeit viel gelernt und wusste, wie der Hase lief. Seit einem halben Jahr war ich jetzt in Auschwitz-Birkenau. Ich wusste, wie man den Kopf unten hält und Ärger vermeidet. Das Gelände um die Baracken herum war eingeebnet – Gott weiss, wie viele bei dieser Arbeit gestorben waren. In diesem bitterkalten, schneereichen Winter gab es für uns nicht viel zu tun. Eines Tages, vielleicht im Januar 1944, stand ich da und startete über den Zaun, als ich etwas bemerkte. Eine Gruppe Frauen war damit beschäftigt, mit Spitzhacken und Spaten einen Graben anzulegen. Sie wurden wie immer von ihrem Kapo beaufsichtigt. Frauen bekamen wir in Ausch-

witz nicht oft zu sehen, ausser auf der Rampe. Die Frauenbaracken lagen weiter westlich jenseits der Bahngleise, näher bei den Gaskammern und den Krematorien II und III. Sie hatten wohl dasselbe durchgemacht wie wir, nahm ich an. Jetzt jedenfalls trugen sie schlecht sitzende Kleidung, grobe Holzpantinen und Tücher über ihren rasierten Köpfen, damit sie ein bisschen menschlicher aussahen. Bei den Rampen- und Sonderkommandos arbeiteten keine Frauen, aber ansonsten muss ihr Leben genauso elend gewesen sein wie unseres. Als ich an diesem Morgen dort stand und sie beobachtete, nachdem ich mich vergewissert hatte, dass kein SS-Mann und kein Kapo mich dabei erwischte, suchte ich nicht mehr nach meiner Mutter oder nach Hendla. Ich wusste, es hatte keinen Sinn.

Was mich jedoch dazu brachte, die Frauen so genau zu beobachten, war die Kapo. Denn diese Frau kannte ich. Sie kam aus Będzin und war eine entfernte Cousine von mir. Ihr Name war Gutscha.

Sie sah mich fast im selben Moment, als ich sie erkannte, und kam an den Zaun. «Szlamek Pivnik, bist du das?»

Der Klang ihrer Stimme und ihr Lächeln katapultierten mich zurück in eine verlorene Zeit, die sich nicht zurückdrehen liess. Ich nickte nur, konnte nichts sagen.

Sie dankte Gott, dass ich noch am Leben war, aber nach meiner Familie fragte sie vorsichtshalber nicht. Sie kam so nah an den Zaun wie nur irgend möglich, denn obwohl sie eine Kapo war, riskierte sie ihr Leben, wenn sie mit einem männlichen Häftling sprach und ihm nicht gerade irgendeinen Befehl zubrüllte. Sie sagte mir, ich müsste zusehen, dass ich rauskäme. Hier würden sie uns alle umbringen. Wenn ich irgendeine Chance sähe, sollte ich sie ergreifen, verstanden? Ich hatte immer noch kein Wort gesagt, mich nicht gerührt. Sie redete weiter: Wenn irgendwo Freiwillige für einen Arbeitseinsatz gesucht würden, sollte ich mich melden. Das sollte ich ihr versprechen.

Endlich fand ich meine Stimme wieder. «Ja», nickte ich. «Das verspreche ich dir.»

«Gut.» Sie lächelte. «Dann geh jetzt, es ist nicht gut, wenn man uns zusammen sieht.»

7 Die Rampe

Und sie drehte sich um und brüllte die Frauen an, die in dem gefrorenen Erdboden herumhackten.

«*Hier werden sie uns alle umbringen*» Das wusste ich natürlich längst. Aber irgendetwas an der Art, wie Gutscha es sagte, erregte meine Aufmerksamkeit. Freiwillige für Arbeitseinsätze. Welche Alternativen gab es auch? Einige hatten versucht, mit einer Schaufel um sich zu schlagen und dann zum Zaun und zu den Wachtürmen zu rennen. Das waren keine Fluchtversuche, das war Selbstmord. Der Tod war ihnen sicher, entweder durch eine Kugel oder durch den Stromschlag oder durch Gas, wenn sie eingefangen wurden. Aber freiwillige Arbeitseinsätze ausserhalb des Lagers ...

In der sinnlosen Welt von Auschwitz-Birkenau ergab das tatsächlich so etwas wie Sinn.



*Onkel Moyshe, der Bruder meines Vaters,
Schneider in Szopienice. Er hat nie
erfahren, dass sein Einfluss mir das
Leben gerettet hat.*



*Mein Vater mit seiner
Mutter Ruchla-Lea.*

*Meine Geburtsstadt Będzin
mit der grossen Synagoge (Mitte)
und der alten Burg, die bis
heute erhalten ist.*





Meine hübsche Schwester Chana, die am 6. August 1943 in Birkenau sofort nach unserer Ankunft ins Gas geschickt wurde.

Die Jugendgruppe Gordonia 1938. Aus dieser Gruppe entstand eine Widerstandsorganisation. Meine ältere Schwester Hendla sitzt in der Zweiten Reihe als zweite von links.



Alfred Rossners Schneiderwerkstatt. Mein Vater und Hendla arbeiteten seit der Übernahme durch die Deutschen 1942 für Rossner.

Meine Grossmutter Ruchla-Lea an dem Tag, als ich sie im Hakoah-Stadion zum letzten Mal sah.



Ankunft von Juden aus Oświęcim in Będzin 1941, nachdem die Deutschen mit dem Bau von Auschwitz-Birkenau begonnen hatten.



Juden ziehen aus ihren Häusern in Będzin ins Ghetto auf dem Kamionka.





Juden bei der Ankunft in Auschwitz-Birkenau. Sie hatten mehrere Tage in den Viehwaggons verbracht.



Das Rampenkommando mit meinem «Doppelgänger». Der Junge ganz links ist oft mit mir verwechselt worden, aber als dieses Bild aufgenommen wurde, hatte ich Birkenau schon wieder verlassen.



Selektion in Birkenau. Frauen, Kinder und alte Menschen, denen der sofortige Tod bestimmt war, stehen auf der linken Seite. Die gesunden Männer, die für die Arbeit und vielleicht fürs Überleben ausgesucht wurden, stehen rechts.



«Unwertes Leben»: Frauen, Kinder und alte Menschen auf dem Weg in den Tod in den Gaskammern. Sie hatten keine Ahnung, was ihnen bevorstand.



Block Ila, die Quarantänestation in Birkenau, auf der ich zehn Tage lang untergebracht war.



Die primitiven Toiletten im Quarantäneblock. Hier schied Yitzak seine Diamanten aus.

Betten in Birkenau – fünf Mann auf einer Pritsche und einem groben Strohsack.



*Abfall des Völkermords – ein
ganzes Volk ging einst in die-
sen Schuhen an mir vorbei
über die Rampe.*



*Die Brüder Kains: SS-Leute in Birkenau geniessen ein bisschen Musik. In der er-
sten Reihe von links nach rechts: Karl Höcker, Otto Moll, Rudolf Höss, Richard
Baer, Josef Kramer, Franz Hössler und Josef Mengele.*



*Ich kurz nach der Befreiung in
Neustadt, Mai 1945. Aus der Zeit
davor gibt es keine Fotos von mir.*

*Die Cap Arcona zu
ihren besten Zeiten
als Luxusdampfer.*



*Die Cap Arcona nach ihrer
Bombardierung durch die
Royal Air Force, 3. Mai*





Ich (links) und mein Bruder Nathan kurz nach der Befreiung. Das Foto wurde in Konstanz am Bodensee aufgenommen, wo wir bei illegalen Transporten von jüdischen Flüchtlingen nach Palästina halfen.



Tante Rachael und Onkel Solomon Abramovitch, meine Verwandten in London, bei denen wir gleich nach unserer Ankunft in Grossbritannien wohnten.



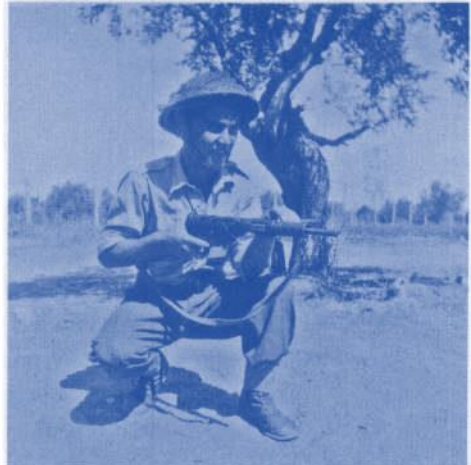
Nathan und ich in den Fünfzigerjahren am Trafalgar Square. Wir waren soeben eingebürgert worden.

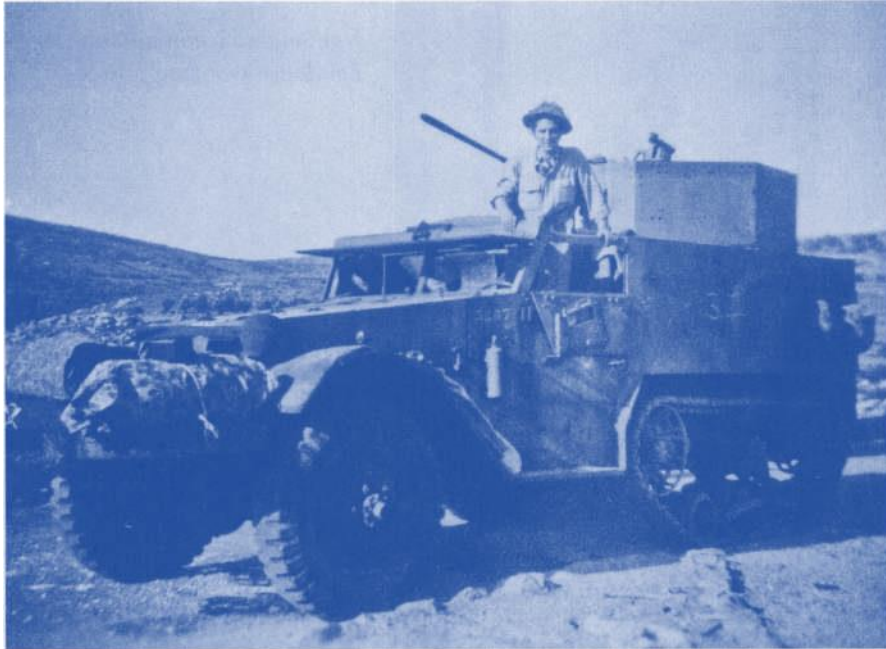
*Auf dem Weg in den
Krieg – kurz vor meiner
Abreise aus London mit
dem Ziel Israel.*



*Ich (vorne rechts)
und einige Armeekameraden bei der
Ausbildung in Frankreich für den Unabhängigkeitskrieg
(1948).*

*Mit meinem Gewehr als
Machal, als Freiwilliger
Kämpfer für Israel.*





Auf einem Panzerwagen in Palästina. Auf die Hitze waren wir nicht vorbereitet.



Meine Urkunde, unterzeichnet von Yitzhak Rabin, als Anerkennung für meinen Dienst im Unabhängigkeitskrieg.



*Nathan und ich in unserer
Londoner Wohnung, 1965.*

*Vor meiner Galerie
in Notting Hill, 1985.*





Oberscharführer Max Schmidt mit seinen Eltern in Ostholstein. Sie waren zweifellos stolz auf ihren Sohn.

Mehr im Sinne einer Entschuldigung habe ich von Max Schmidt für den Holocaust nie bekommen.



Die Scheune in Neuglasau, in der wir am Ende des Todesmarsches untergebracht waren. Das Foto zeigt mich während einer Filmaufnahme für eine deutsche Fernseh-dokumentation.



*Das Marmor-
denkmal an der
Stelle, wo die
Grosse Syn-
agoge von
Będzin stand.*



*2009 vor dem Denk-
mal, das an das
Ghetto auf dem Ka-
mionka und die Ju-
den erinnern soll,
die nach Auschwitz
deportiert wurden.*



2004 kam ich nach Będzin zurück. Hier stehe ich im Hof unseres Hauses in der Modrzejowska-Strasse. Die Tauben sind noch da.



Auf der Rampe in Birkenau 2004 mit einer Gruppe jüdischer Studenten aus Grossbritannien.



In Birkenau 2009. Ich habe dort ein letztes Mal von meiner Familie Abschied genommen, denn ich denke, ich werde nicht zurückkommen.

8

Fürstengrube

Es muss wohl im Januar gewesen sein, als ich meine Chance sah. In Auschwitz meldete man sich niemals freiwillig. Es war nicht wie in der Schule wo man die Hand hob, um eine Frage zu beantworten: «Hier, Herr Lehrer, hier!» Wenn ich überhaupt in Auschwitz überleben wollte, dann musste ich den Kopf unten halten, still sein und niemals Blickkontakt aufnehmen. Genau das erwartete die SS von ihrem arischen Podest aus, und genau das bekam sie von den Häftlingen. Der einzige «Fortschritt» in Auschwitz vollzog sich durch Selektionen, durch Entscheidungen der anderen. Es war wie ein Albtraum von einem Bewerbungsgespräch – man hatte ja keine Ahnung, was die Selektoren erwarteten. Man konnte nur das Beste hoffen.

Ich erinnere mich, dass wir an einem bitterkalten Januarmorgen während des Zählappells im Schnee zitterten. Der Wind piff durch unsere dünnen gestreiften Jacken, unser Atem stand als weisse Wölkchen in der Luft. Graue Gesichter unter einem grauen Himmel. Ich sah Kurpanik auf dem Platz, tief ins Gespräch mit einem anderen SS-Mann versunken. Den Kragen seines dicken Mantels hatte er hochgeschlagen. Ich achtete immer darauf, wo Kurpanik war, der Mann, der mich bis heute in meine Träume verfolgt. Es war ein schwacher Trost für mich, dass er an diesem Morgen ein paar Meter entfernt stand, aber das bedeutete immerhin, er konnte nicht einfach nach mir schlagen.

Wachsam unter gesenkten Lidern hindurch beobachtete ich den SS-Mann, mit dem er da stand. Der Mann war mir schon einmal aufgefallen, auf der Rampe und auch sonst im Lager. Er war Mitte vierzig, denke ich. Unter seiner Mütze mit dem Totenkopffemblem lugten blonde Haare hervor, seine Schultern waren breit und eckig. Aus der Nähe hatte ich ihn noch nie gesehen, und auch jetzt fiel mir nicht auf, dass er nur ein Auge hatte. Anstelle des

fehlenden Auges war ein Glasauge, eine Erinnerung an den Einsatz gegen die Briten an der Westfront 1940. Aber ich kannte seinen Namen und seinen Ruf: SS-Hauptscharführer Otto Moll war in Auschwitz-Birkenau für die Gaskammern und Krematorien zuständig.

Mein Magen zog sich zusammen, als Kurpanik das Gespräch abbrach und zu uns herübermarschiert kam. Seine Stiefel knirschten auf dem Eis. Er murmelte unserem Kapo etwas zu, was ich nicht verstand. Die nächste Selektion stand an, und wir alle dachten wohl dasselbe: Was wollen sie diesmal? Worum geht es? Die Panik nahm zu, aber niemand rührte sich. Wer jetzt aus dem Glied trat, kassierte sofort eine Kugel. In der irren Welt von Auschwitz ergab zumindest das einen Sinn. Wer die Regeln verletzte, starb. So einfach war das. Alles andere blieb den unmenschlichen Selektionen überlassen.

«Du. Du. Du.» Der Kapo ging die Reihen ab und zeigte auf fünf oder sechs Männer. Als er den achten herauswinkte, war klar, dass sie nicht ins Gas und in die Krematorien gehen würden. Er suchte die stärksten, fittesten von uns aus. Das war in Auschwitz natürlich ein relativer Begriff, aber wir hatten alle längst die Fähigkeit verloren, uns mit der Aussenwelt zu vergleichen – oder mit der Welt, die wir verloren hatten.

Dann kam er zu mir. Ich war siebzehn und vielleicht eins fünfundsechzig gross. Gott weiss, wie viel ich wog. Er schaute mich von Kopf bis Fuss an und ging weiter. Kein «Du», keine Selektion. In meinem Kopf raste alles durcheinander. «Sieh zu, dass du hier rauskommst», hatte Gutscha gesagt. «So schnell du kannst. Raus hier, Szlamek. Sie werden uns alle töten, mach, dass du rauskommst.» Also handelte ich. Ich trat vor und ging hinüber zu den Auserwählten. Kein Blick nach links oder rechts, deshalb sah ich es nicht kommen. Wenn man auf mich geschossen hätte, hätte ich es ohnehin nicht gesehen. So war es nur ein Schlag mit dem Knüppel, den ein kräftig gebauter Kapo mir auf die Schulter versetzte. Ich fuhr vor Schreck und Schmerz herum, und schon schnauzte der Kapo mich an: «Wo willst du denn hin, du kleiner Dreckskerl?»

«Lass ihn», sagte der Oberkapo, der irgendwo hinter mir stand. «Wenn er will, lass ihn.» Dann ging er die Reihe entlang weiter. «Du. Du.» Es war

mein Glückstag. Zu jeder anderen Zeit hätte man mich wohl totgeschlagen. Ein Blutfleck im Schnee. Ein Exempel, das statuiert wurde, zur Warnung für die anderen.

Bei den Nazis ging es immer um Kontrolle. Hacken zusammenknallen, Salutieren, Habachtstellung. Wir «Gesunden» standen wieder in einer Reihe und zitterten in der kalten Morgenluft, während der Blockschreiber unsere Nummern in seiner Akte notierte. Noch ein paar Blätter aus den Tonnen von Papierkram, auf die das Dritte Reich zu dieser Zeit so stolz war: der Fahrplan des Völkermords. Dann führten sie uns im Laufschrift – als müssten sie sich vergewissern, dass sie die Richtigen ausgesucht hatten – durch den Schnee zur Wache am nördlichen Ende des Quarantäneblocks. Meine Schultern schmerzten, meine Füße waren taub, und meine Lungen fühlten sich an, als würden sie gleich zerspringen. Aber das spielte alles keine Rolle. Wir bewegten uns aus dem Lager hinaus. Wir verliessen Auschwitz-Birkenau. Lebend.

Drei grau lackierte Opel-Lastwagen standen mit laufenden Motoren vor dem Tor und bliesen ihre Abgase in die kalte Morgenluft. Auch ein Jeep stand da; alle Fahrzeuge trugen SS-Nummernschilder. Wir wurden auf die Ladeflächen verfrachtet, dicht an dicht wie in den Viehwaggons der Züge. Die üblichen Befehle wurden auf Deutsch gebrüllt: «Schnell! Schnell!» Überall waren SS-Leute mit Maschinenpistolen. Einer von ihnen schlug die Ladeklappe des Wagens zu, auf dem ich stand, und verriegelte sie. Dann kreischte ein Getriebe auf, und wir holpterten Richtung Strasse.

Durch die im Wind flatternde Plane konnten wir das Lager sehen. Stacheldraht, Lichtmasten, Reihen von Baracken, die Krematorien mit der ewigen Rauchwolke darüber. Was für ein neuer Wahnsinn war das jetzt? Brachten sie uns auf direktem Weg zu den Öfen? Oder waren diese Wagen die Todeswagen, von denen wir alle gehört hatten, die mit Kohlenmonoxid vollgepumpt wurden? Wenn wir kurz nachgedacht hätten, wäre uns aufgefallen, dass das nicht sein konnte. Man vergast niemanden in einem offenen Wagen mit Planen aus Segeltuch.

Nach kurzer Zeit war Auschwitz-Birkenau nur noch ein Gespenst, das sich in Nebel auflöste. Wir holpterten über die vereisten Strassen des polnischen

Winters, der Wind war schneidend kalt, aber das kümmerte uns nicht. Wir waren am Leben. Wir hatten Auschwitz-Birkenau verlassen. Und ich hatte ganz vergessen, wie schön die Birkenwäldchen aussahen.

Ich weiss nicht mehr, wie lange die Reise dauerte. Vermutlich fuhren wir anderthalb Stunden über die eisigen Strassen. Fast hätte ich mir gewünscht, wir würden ewig so weiterfahren. Jemand hat einmal gesagt, es ist besser, voller Hoffnung zu reisen, als anzukommen. Und das galt auf jeden Fall für die Lkw-Reise an diesem Tag.

Dann erreichten wir ein anderes Lager, aber es unterschied sich sehr von Auschwitz-Birkenau. Hier herrschte eine Atmosphäre von Arbeit und Zielstrebigkeit. Es war eine rechteckige Anlage mit einer hohen Ziegelmauer rund um ein Zentralgebäude. Die Baracken waren einstöckig und sahen neu aus. Sie waren aus Ziegeln und Holz gebaut. An jeder Ecke stand ein Wachturm. Was auch immer das hier sein mochte, auch hier herrschte die SS, und wir hatten keine Ahnung, was uns erwartete. Ich bemerkte Bergbaugerätschaften, als wir hineingefahren wurden, Fördertürme wie in Będzin. Ausserdem gab es Eisenbahngleise, auf denen Lokomotiven standen und schnaubend ihren Rauch ausstiessen. Ein Kohlebergwerk.

Die Insassen des Lagers sahen aus wie wir: Gespenster in gestreiften Uniformen kamen und gingen, sorgfältig von SS-Leuten in Kampfgrün und mit Maschinenpistolen und Gewehren bewacht. Und dann ging es natürlich wieder los. Sie hatten uns in Auschwitz-Birkenau ausgemustert, jetzt mussten wir hier aufgenommen werden. Frierend standen wir in Reihen auf dem Platz in der Mitte, sie schrieben unsere Nummern auf, wir konnten heiss duschen und wurden entlaust. Man kann sich nicht vorstellen, wie schön warmes Wasser ist, wenn man so wenig davon hat. Die Entlausung funktionierte nicht besonders gut, aber sie war immerhin ein Zeichen, dass sie uns nicht sofort umbringen würden. Kleine Anlässe zum Optimismus. Kleine Lebensfunken.

Der Lagerarzt untersuchte mich. Ich vermied jeden Blickkontakt, aber ich wusste, das hier war nicht Mengele. Wir waren nicht in einem entsetzlichen Teufelskreis gefahren, um am Ende wieder in Auschwitz-Birkenau zu lan-

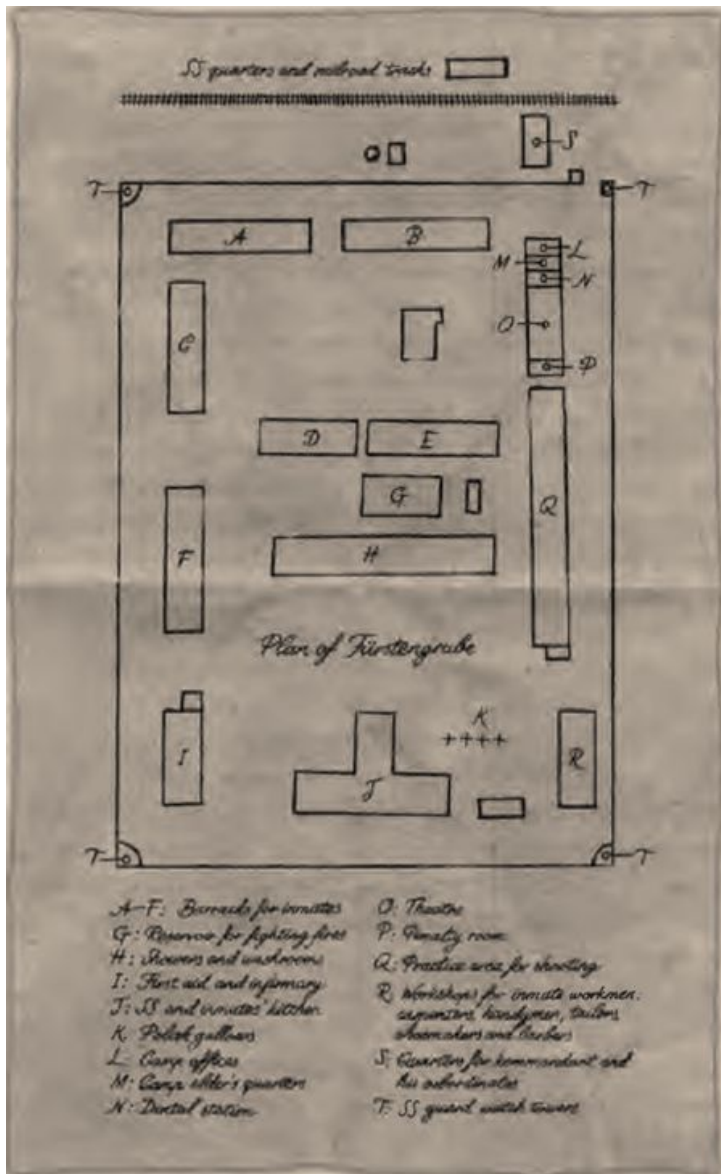
den. Ein Sanitärer öffnete mir den Mund und hob meine Arme hoch. Ich stand so aufrecht, wie ich konnte. Hier verlief die Untersuchung gründlicher als in Auschwitz. Das hier war ein Arbeitslager, so viel war klar. Wenn wir diese Selektion nicht bestanden, würde man uns sofort in die Öfen schicken. Ob ich auf der Rückfahrt die Birken noch bemerkt hätte?, frage ich mich.

Während dieses ersten Tages, als wir auf die Baracken verteilt wurden, bemerkte ich – bemerkten wir alle –, dass die Innenwände mit dunkelbraunen Spuren gesprenkelt waren. Blut war hier geflossen und hatte sich auf dem Boden gesammelt. Hier waren Menschen gestorben, vor nicht allzu langer Zeit und in grosser Zahl.

In der folgenden Nacht erfuhr ich, wo wir uns befanden. Auf heutigen Landkarten gibt es den Ort nicht mehr, obwohl eine Gedenkorganisation ein riesiges Kreuz im Wald aufgestellt hat. Es handelte sich um die sogenannte Fürstengrube, eines der vielen Nebenlager von Auschwitz-Birkenau mit industrieller Funktion. Früher, vor dem Krieg, hatte der Ort Harceska geheissen, ein typisches kleines Kohlebergwerk, das seit Jahren geschlossen war, weil die Stollen zu gefährlich waren. Es lag in der Nähe des Dorfes Wesola (Wesola), die nächste Stadt hiess Myslowice (Myslowice). Die genaue Lage war mir nicht klar, und hätte ich sie gekannt, dann wäre alles noch unerträglicher gewesen. Denn der Ort lag kaum sechzehn Kilometer von Będzin entfernt. In den guten alten Zeiten hätte ich mit dem Zug in weniger als einer halben Stunde in die Modrzejowska-Strasse fahren können, nach Hause zu Mutter und Vater und Hendla und Nathan. Gut, dass ich das nicht wusste.

Bergwerke wie die Fürstengrube wurden wieder eröffnet, als die Deutschen nach Polen einmarschiert waren. Unwirtschaftliche Bergwerke oder Bedenken wegen gefährlicher Stollen und Schächte gehörten zu den Nettigkeiten einer freien, friedlichen Welt. Im Jahr 1944 kümmerte man sich nicht um derlei. Der Industrieriese IG Farben hatte das Bergwerk vor drei Jahren gekauft und förderte hier nun wieder Kohle. Sie wurde verwendet, um synthetisches Gummi für den Kriegseinsatz herzustellen.

8 Fürstengrube



Plan des Lagers Fürstengrube auf der Grundlage einer Zeichnung von Hermann Josef 1965.

Keiner von uns begriff unsere neue Lage oder ihre Bedeutung. Wir waren jetzt Arbeiter, auch wenn es sich um Sklavenarbeit handelte, und wir trugen etwas zur deutschen Wirtschaft bei. Zurück in Berlin, sprach Hermann Göring von Kanonen statt Butter, und die verfallenen Stollen der Fürstengrube förderten Kohle, die nach Monowice (Monowitz) gebracht wurde. Dort befand sich die Chemiefabrik, in der sie weiterverarbeitet wurde. Die SS berechnete vier Reichsmark am Tag für einen ungelerten Arbeiter wie mich, sechs Mark für einen Facharbeiter. Davon sahen wir natürlich nichts, und nur ein geringer Teil wurde für unseren Unterhalt verwendet. Die SS ging wohl davon aus, dass sie über eine unerschöpfliche Quelle an Sklaven verfügte und jeden Einzelnen von uns leicht ersetzen konnte.

Ernsthaft hatte die Arbeit in der Fürstengrube im Sommer 1943 begonnen. Jüdische Arbeiter hatten das Lager vor den Augen der bewaffneten SS-Männer selbst gebaut. Nach ein paar Wochen wurden sie durch Leute wie uns aus Auschwitz I und Birkenau ersetzt. Ausserdem befanden sich Russen dort, kriegsgefangene Rote-Armee-Soldaten. Die Ironie dieser Situation entging uns polnischen Juden nicht. Im Jahr 1939 hatte die deutsche Wehrmacht Polen nicht zuletzt deshalb so schnell überrannt, weil die Deutschen wussten, die Russen würden keine Schwierigkeiten machen. Unser Land war bereits aufgeteilt. Aber jetzt sah die Lage anders aus, und die Russen wurden von ihren früheren Verbündeten gefangen gehalten.

Die Lebensbedingungen im Lager Fürstengrube unterschieden sich nicht wesentlich von Auschwitz-Birkenau. Die Baracken waren zwar neuer, aber sehr spartanisch und einfach eingerichtet. Unsere war ein rechteckiges Gebäude in der Mitte des Geländes. Hier waren die Facharbeiter untergebracht. Ausserdem gab es eine grosse «Maurerschule» und nebenan die Werkstätten der Schuster und Schneider. Wir lagen dicht gedrängt wie Sardinen in dreifachen Stockbetten und auf Strohsäcken. Die Decken waren aus Sackleinen, fühlten sich aber an wie gestrickter Stacheldraht. Das Essen war auch genauso wie in Auschwitz: zum Frühstück gab es den üblichen Ersatzkaffee aus Gerste oder Eicheln, dazu eine einzelne Scheibe Brot und ein Stück

Wurst. Abends gab es noch einmal Kaffee, dazu die wässrige Suppe aus Kartoffeln oder Rüben.

Meine erste Arbeit dort ähnelte der im Hauptlager: Ich wurde abgestellt, Neuankömmlinge in Empfang zu nehmen. Und doch war etwas hier ganz anders. Es gab keine Viehwaggons, keine Rampe, und niemand ging in die Gaskammern. Unter dem Befehl der wachsamen SS-Leute öffnete und schloss ich das Haupttor an der nordöstlichen Ecke, wenn die Lastwagen und SS-Fahrzeuge herein- und hinausfuhren. Nach ein paar Tagen fand eine weitere Selektion statt. Wieder standen wir in einer Reihe, wieder zeigten sie mit dem Finger auf uns, wieder diese Willkür. Aber wie sich zeigte, war diesmal nicht nur Willkür im Spiel.

Ich war wirklich auf den Füßen gelandet. Wenn die Fürstengrube einen Ausweg aus der Hölle bedeutete, dann war die Maurerschule das halbe Paradies. Eine Gruppe von uns wurde in diese Schule in der Mitte des Geländes geschickt und erhielt eine Ausbildung. Vielleicht hätte ich etwas Ähnliches auch zu Hause in Będzin gemacht, wenn der Krieg nicht gekommen wäre, nämlich in einem der grossen Industriebetriebe gearbeitet. Hier gab es Schreinerwerkstätten, wo das Klopfen der Hämmer zu hören war und es nach gehobeltem Holz roch. Hier wurden Ziegel in dem geheimnisvollen deutschen Muster gelegt, das sie überallhin mitbrachten, wo die Hakenkreuzflagge wehte. Und es wurde Beton gerührt und gemischt.

In der fast normalen Atmosphäre der Maurerschule entstanden erste Freundschaften. Wir waren vorsichtig, weil Selektionen und Gewalt immer noch so willkürlich an der Tagesordnung waren, dass es uns unklug erschien, dauerhafte Freundschaften zu schliessen. Wir hatten alle Verwandte in diesem Wahnsinn verloren, jetzt wollten wir nicht auch noch Freunde verlieren. Trotzdem wurde Henry Bawnik mein Freund. Wir nannten ihn Herzko, und er hatte Plattfüsse. In den nächsten Tagen und Wochen entstand zwischen uns eine freundschaftliche berufliche Konkurrenz.

Und so wurde Szlamek Pivnik, Häftling Nummer 135913, ein erstklassiger Pflasterer. Ich lernte, genau zu messen, grobe und feine Skizzen und Pläne zu zeichnen, Gräben auszuheben und Mauern hochzuziehen, die wie

das Reich, für das ich jetzt arbeitete, tausend Jahre halten sollten. Mein Ausbilder gehörte zu den zivilen Bauarbeitern, die auf dem Gelände tätig waren. Nach der Erfahrung in Auschwitz-Birkenau verlangte es einige Fantasie, sich vorzustellen, dass diese Männer nach getaner Arbeit nach Hause gingen. Allerdings war wohl auch ihr häusliches Leben alles andere als normal, denn ohne dass wir es wussten, zog sich die Schlinge immer enger um das Dritte Reich zusammen. Die Rote Armee hatte den Angriffen der Wehrmacht nicht nur standgehalten, sie drängte sie jetzt zurück und siegte.

Es kommt mir heute wie eine Ironie des Schicksals vor, dass ich mich an den Namen meines Ausbilders nicht mehr erinnere. Er war natürlich auch ein SS-Mann, ein volksdeutscher Hauptgefreiter, der vor dem Krieg in Schlesien auf dem Bau gearbeitet hatte. Er war nicht wirklich freundlich, aber er behandelte uns immerhin wie menschliche Wesen. Nie erhob er die Hand gegen einen von uns oder brüllte, und so sehr diese Beschreibung auch an Mengele erinnert – unterschiedlichere Männer hätte es nicht geben können.

Zwei Wochen lang lernten wir in der Maurerschule unser Handwerk, dann wurden wir auf die Arbeit losgelassen. Das war eine neue Erfahrung für mich, nicht nur die Zusammenarbeit mit zivilen Arbeitern aus ganz Europa – darunter erstaunlich viele Belgier – und aus Polen, sondern auch der Status als Facharbeiter. Mein Wert für die SS stieg damit auf sechs Mark pro Tag. Von denen sah ich zwar nichts, aber ich bekam immerhin mehr zu essen. Facharbeiter hatten einen sogenannten «Premiumschein», eine Berechtigungskarte für die Lagerkantine, wo es eine dicke Suppe, Brot und gelegentlich auch Zigaretten gab. Und Zigaretten waren – wie in allen Gefängnissen und Lagern der Welt – eine Währung. Ich rauchte damals noch nicht, diese schlechte Angewohnheit legte ich mir erst später zu. Also konnte ich mich auf dem Schwarzmarkt umsehen. Mit Zigaretten konnte man Essen kaufen, das zum Teil von den Vertragsarbeitern jeden Tag hereingeschuggelt wurde. Sie wurden selten durchsucht, wohl auch, weil sich die SS-Leute nicht vorstellen konnten, dass jemand mit Juden Handel trieb.

Irgendwann in dieser Zeit muss ich wohl Eindruck auf jemanden gemacht haben, vielleicht auf den schlesischen Maurer, denn als es mit der Arbeit richtig losging, wurde ich zum Vorarbeiter ernannt. In der Fürstengrube so wie in allen anderen Lagern herrschte eine strenge Hierarchie – von so etwas waren die Nazis und die Deutschen im Allgemeinen geradezu besessen. Ganz oben stand Moll, der Lagerführer oder Kommandant, darunter eine Mannschaft von Untergebenen mit verschiedenen Verantwortlichkeiten – die Ausbildungswerkstätten, die Krankenstation, die Küche, Sicherheit und so weiter. Darunter wiederum kamen die Kapos, eine bunte Mischung von Heiligen und Sündern – mehr Sündern –, die unser Leben bestimmten. Es war wie in Auschwitz-Birkenau: Mit einem guten Kapo war es ganz erträglich. Mit einem schlechten – so wie Rudi – konnte man sich ebenso gut in den elektrischen Zaun werfen. Die meisten dieser Männer waren Arbeiter und hatten ihre Rücksichtslosigkeit bereits unter Beweis gestellt. Die nicht jüdischen Kapos beschimpften uns bei Tag und Nacht als «Scheiss-Juden». Die jüdischen, hartgesottenen Kriminellen mit einem tiefen Groll gegen die Gesellschaft, hielten uns vor: «Ihr habt Entenbraten und leckeren Kuchen gegessen, als ich gehungert habe.» Ja, klar, ich konnte gar nicht zählen, wie viele Enten wir auf dem Kamionka verspeist hatten.

Als Vorarbeiter stand ich ziemlich weit unten auf der hierarchischen Leiter, aber wenigstens nicht mehr ganz unten. Ich bekam besseres Essen, ein halbwegs anständiges Paar Schuhe und so etwas wie Respekt von den Neuankömmlingen. Andererseits war ich gerade erst siebzehn Jahre alt und hatte keine Ahnung, wie ich mit dem bisschen Macht umgehen sollte, das man mir verliehen hatte. Es war ein zweischneidiges Schwert. Im Lager Fürstengrube war man entweder die Lösung oder das Problem, und ich stellte bald fest, wie schwierig es ist, mit dem Hasen und den Hunden gleichzeitig zu laufen. Auf einmal trug ich Verantwortung. Bis zu diesem Februar hatte ich nur auf Sam Pivnik aufpassen müssen. Wenn jetzt einer in meiner Brigade zu langsam war oder irgendetwas schiefging, dann tauchte ein Kapo bei mir auf. «Pivnik, bring das in Ordnung. Kümmere dich um den Mann.» Aber dieser

Mann konnte ein Freund von mir sein. Gut möglich, dass wir in Auschwitz in einem Bett geschlafen hatten oder dass wir nebeneinander beim Appell gefroren hatten. Vielleicht hatten wir auch zusammen geschwitzt, als wir Steine geschleppt hatten, bis unsere Hände wund und blutig waren. Retten konnte ich ihn trotzdem nicht. Ich durfte keinen milden Tadel aussprechen. Im Lager Fürstengrube gab es keine Klappe, es gab Knüppel, Fäuste und Stiefel. Weiter nichts.

Einer der wichtigsten Männer im Lager – Moll hatte ihn aus Auschwitz-Birkenau mitgebracht – war Otto Breiten. Er war bei meiner Ankunft der Lagerälteste, aber ich lernte ihn nie richtig kennen, weil er in diesem Februar an die Ostfront abkommandiert wurde. Breiten war ein politischer Gefangener, einer von denen, deren Status seit jeher höher war als der von uns Juden. Und als Lagerältester genoss er grossen Respekt. In diesem Monat ging ein Rundschreiben an alle Konzentrationslager: Politische Häftlinge, die sich für einen Fronteinsatz meldeten, wurden amnestiert. Das war Breitens persönlicher Ausweg aus der Hölle, und er ergriff diese Gelegenheit beim Schopf. Er kann nicht gewusst haben, was das bedeutete. Wie die meisten übrigen Freiwilligen landete er in der SS-Sturmbrigade Dirlewanger, einer der verachtenswertesten und verzweifeltsten Einheiten der Waffen-SS. Es handelte sich schlichtweg um eine Verbrecherbande, die unter dem Vorwand von Einsätzen gegen Partisanen auf die Juden in Weissrussland und Ostpolen losgelassen wurde. Oskar Dirlewanger selbst, so wurde nach dem Krieg bekannt, war verantwortlich für den Tod von Tausenden von Männern, Frauen und Kindern im Warschauer Vorort Wola während des Warschauer Aufstands. Breiten war vermutlich daran beteiligt, denn diese Verbrechen geschahen ein halbes Jahr nach seinem Weggang aus dem Lager.

Als Lagerältester wurde er von einem Oberkapo mit faszinierender Vorgeschichte ersetzt. Er trug das rote Dreieck der politischen Häftlinge, war aber tatsächlich Halbjude. Hermann Josef wurde von den Nazis als «Mischling» bezeichnet, also als Kind einer sogenannten Mischehe, und entsprechend vorsichtig verhielt er sich. Er kam aus der bayerischen Stadt Augsburg und war vor dem Krieg Architekt gewesen, das Kind eines jüdischen Vaters

und einer nicht jüdischen Mutter. In der rassistischen, vom Gedanken an Blutreinheit besessenen Welt der SS war er also ein Bürger zweiter Klasse. Und das im doppelten Sinne, denn er war in den Dreissigerjahren aktives Mitglied der SPD gewesen, die die Nazis klar, wenn auch nicht besonders radikal ablehnte. Er war Ende dreissig, würde ich sagen, und ein sehr kultivierter Mann. Er war hochgewachsen und sah sehr gut aus, und seine aristokratische Haltung zeigte sich nicht zuletzt in den teuren Lederstiefeln, die er immer trug. Wir nannten ihn Schwarz, keine Ahnung, warum. Für uns war er ein wichtiger Mann, weil er ein Bindeglied zwischen uns und Hauptscharführer Moll darstellte.

Mit Otto Moll hatte ich kaum zu tun, und das war mir ganz recht. Aus der Nähe betrachtet, war sein regloses Glasauge erschreckend. Er trank Wodka, als gäbe es kein Morgen, und wenn er betrunken war, wurde er gefährlich und unberechenbar. Einmal lief Moll mit einigen SS-Männern in der Nähe des Wassertanks im Lager herum. Auf Vorschlag von Oberkapo Hermann und Herzko hatte ich mit daran gebaut, vor allem die Ecken und das kompliziertere Mauerwerk. Wir beobachteten uns gegenseitig, dass keiner es *zu* gut machte. Als wir fertig waren und das Wasser hineingepumpt war, erlaubte uns Hermann an manchen Sonntagnachmittagen, darin zu schwimmen. Herzkos Plattfüsse kamen dort immer besonders zur Geltung, und wir sorgten dafür, dass er es nicht vergass. Damals konnte ja keiner von uns ahnen, dass unsere Schwimmkünste uns eines Tages das Leben retten würden.

An diesem Tag also feierte Otto Moll seine Versetzung in ein anderes Lager und wollte an seinem letzten Tag noch ein bisschen Spass haben. Er war betrunken, und ein Häftling lief seiner Meinung nach zu nah an ihm vorbei. Also stiess er den Mann ins Wasser. Ich weiss nicht, ob der Mann schwimmen konnte oder ob er in dem eiskalten Wasser auch so gestorben wäre. Darauf kam es aber auch gar nicht an, denn Moll zog seine Pistole und erschoss ihn, als wäre er ein Fisch in einem Fass. Ich stand wie gelähmt da, bis ich begriff, dass ich sehr schnell das nächste Opfer des Kommandanten sein könnte.

Also machte ich, dass ich wegkam. Rückblickend muss ich sagen, dass viele SS-Leute tranken, vor allem an den Nachmittagen und Abenden. Kein Wunder. Nach allem, was ich erlebt habe, empfinde ich kein Mitleid mit ihnen, aber heute ist mir klar, dass sie in demselben Albtraum gefangen waren wie ich.

Moll war vor dem Krieg Landschaftsgärtner gewesen, und ich denke, er setzte diese Arbeit auch noch in Auschwitz-Birkenau ein wenig fort, bevor es dort nur noch ums Töten ging und er die Verantwortung für die Gaskammern übernahm. Er schaute gern Fussball, und wenn wir am Sonntagnachmittag unsere einzige Ruhephase der Woche hatten, stellten wir Mannschaften zusammen und kickten ein wenig herum. Ich denke, es war eher ein Vergnügen für die Zivilisten im Lager, die mehr zu essen bekamen und entsprechend mehr Kraft hatten als wir anderen, aber ich spielte oft mit, weil die Beschäftigung mit dem Ball ein Symbol für die Wirklichkeit war. Ich hatte schon als Kind Fussball gespielt – so verbrachten «normale» Menschen ihr Wochenende.

Wenn ich gut spielte, klopfte mir Hauptscharführer Moll auf die Schulter oder fuhr mir durch mein spärliches Haar. Aus diesem Grund, so erfuhr ich später, wurde ich auch für die Maurerschule ausgewählt. Es war nicht einfach eine Bewegung mit dem Finger, keine reine Willkür. Oberkapo Hermann hatte die Schule zu Anfang meiner Zeit im Lager Fürstengrube gegründet, und er und Moll waren im Stillen beeindruckt von meinen Fussballkünsten – deshalb wurde ich ausgewählt. In der SS gab es Leute, die Molls Verhalten zutiefst missbilligten – Favoriten unter den Juden zu haben, galt als anrühlich. Und einen Juden zu berühren, das ging eigentlich gar nicht. Andererseits bekomme ich heute noch eine Gänsehaut bei dem Gedanken daran, dass mich dieses Ungeheuer angefasst hat.

Ansonsten lebten wir im Untergrund. Man gewöhnt sich daran, an die Dunkelheit, die Ratten und den Geruch der Kohle. Woran man sich nie gewöhnt, ist die Tatsache, dass man nie aufrecht stehen kann, sondern immer kriechen und sich auf den Ellbogen durch die Finsternis schieben muss. Ich empfinde enormen Respekt für Männer, die unter Tage arbeiten; ich würde es nie wieder tun wollen. Wir arbeiteten in Acht-Stunden-Schichten: von

sechs Uhr morgens bis zwei Uhr nachmittags, von zwei bis zehn und in der Nachtschicht von zehn bis sechs Uhr. Der Kapo meiner Schicht hiess Hans, ein politischer Häftling mit rotem Abzeichen. Er war vor dem Krieg Bergmann gewesen und hatte aus diesem Grund Probleme mit den Beinen und eine schnappende Hüfte. Von diesen Behinderungen lenkte er die SS aber mit seiner fröhlichen Persönlichkeit ab. Unsere Schichten waren ebenfalls eine kleine Erinnerung an die Welt da draussen. Überall in Europa fuhren Bergleute zur selben Zeit wie wir ein, und Hans war sogar Gewerkschafter gewesen, bevor die Nazis die Gewerkschaften verboten hatten. Die Arbeit war riskant – aus dem Tropfwasser konnte schnell ein Sturzbach werden, die Holzstützen waren brüchig, sodass der ganze Stollen einstürzen konnte. Ausserdem waren wir Sklaven – und wir waren entbehrlich. Mein Gesicht war schwarz wie die Gesichter der Bergleute, unsere Augen strahlten seltsam aus dem Russ, und obwohl ich vor allem damit beschäftigt war, die Balken und Stützen zu überprüfen, atmete ich denselben Kohlenstaub ein wie sie. Kohlenstaub kriecht überall hin, in die Nase, die Lungen, überall. Er verstopft die Ohren und gräbt sich in die Haut ein. Und auf dem Rückweg von der Schicht bestanden die SS-Leute darauf, dass wir sangen. Wer den Mund nicht aufmachte, wer falsch sang oder aus dem Rhythmus kam, wurde mit dem Gewehrkolben bestraft.

In dieser verkrampften und eingeschränkten Atmosphäre waren Unfälle an der Tagesordnung. Ich arbeitete in der Nachtschicht – es muss wohl März oder April gewesen sein, ich erinnere mich nicht mehr genau – und reparierte Stützen. Plötzlich war ein Krachen zu hören, fast wie ein Stöhnen tief in einem der Schächte. Wenn man das hört, rennt man instinktiv weg. Das kann man nicht reparieren, also lässt man die Verantwortung sausen und macht, dass man wegkommt. Allerdings hatte ich nicht mit der entsetzlichen Geschwindigkeit gerechnet, mit der alles passierte. Ich war vielleicht ein paar Meter weit gekommen, da stürzte die Decke ein, graue Brocken, die donnernten und krachten und schwarze Staubwolken aufwirbelten. Die Druckwelle schleuderte mich auf den Rücken, meine Beine waren im Geröll einge-

klemmt. Ich schloss die Augen und erwartete, dass der Rest des Schachts auch noch herunterkommen und mich lebendig begraben würde. Aber nichts passierte. Nur ein paar kleine Steine rollten noch, dann legte sich der Staub allmählich. Meine Lampe hatte ich verloren, ich lag in absoluter Finsternis. Und ich wagte nicht, mich zu bewegen, weil ich Angst hatte, es würde weitergehen.

Dann hörte ich die Rufe, das Klappern von Schaufeln und das Schlagen von Spitzhacken. «Da drüben!», rief jemand, und die Lichtstrahlen von Taschenlampen tasteten herum. Sie zogen mich heraus. Ich hatte mir den Rücken verrenkt – er macht mir bis heute zu schaffen – und eine Rippe gebrochen, was mir zwei Tage auf der Krankenstation einbrachte. Dort gab es eigentlich nur ein Medikament: Aspirin. Und da ich Vorarbeiter war, bekam ich welches. Es half nicht viel gegen die Schmerzen, aber ich wusste, ich würde die Sache überstehen. Hier stand kein Todesengel an meinem Bett, hier fand keine weitere Selektion statt.

Meine nächste Begegnung mit dem Tod war ganz allein meine Schuld, und sie führte zu einer Änderung meines Status, die mir ganz recht war. Wir arbeiteten über Tage, und ich führte die Aufsicht über meine Brigade, die ein Gerüst aufstellte, um in der Nähe des Haupteingangs ein neues Gebäude zu errichten. Die Baumeister oder Steiger waren mit dabei: Zivilingenieure, die beim Bau des neuen Bergwerks beschäftigt waren. Plötzlich hörte ich einen Tumult und ging, um nachzusehen, was da los war. Einer der Steiger hatte sich den Kopf an einem herausstehenden Eck des Gerüsts verletzt. Er war verantwortlich für die russischen Kriegsgefangenen. Jetzt blutete er am Kopf und war ziemlich sauer.

Er schnauzte mich an und nannte mich einen verdammten Saujuden. «Siehst du denn nicht, dass das gefährlich ist?», brüllte er. «Ich hätte mich schwer verletzen können.»

Natürlich hätte ich sofort klein beigeben müssen. Ich hätte den Kopf senken müssen, meine Mütze abnehmen und eine Entschuldigung murmeln. Ich hätte den Mann, der das Holzstück dort angebracht hatte, vor den Steiger zerren und beim Kapo melden müssen.

Aber inzwischen war ich schon seit ein paar Monaten Vorarbeiter, und das war mir wohl ein wenig zu Kopf gestiegen. Ohne nachzudenken, sagte ich dem Steiger, er solle die Klappe halten. «Schau doch, wohin du gehst!», sagte ich und bewies nebenbei, dass auch ein Saujude brüllen kann.

Daraufhin war es mucksmäuschenstill. Niemand, schon gar nicht ein jüdischer Gefangener, durfte so mit einem Steiger sprechen. Er marschierte sofort zur SS und berichtete den Vorfall an Rottenführer Berger. Viele Strafen in den Ghettos und Lagern erfolgten sofort – eine Ohrfeige, ein Schlag mit dem Knüppel, eine Kugel in den Kopf. Nicht so bei mir. Den ganzen Tag wartete ich. Schliesslich kam sie doch, am Abend nach dem Zählappell. Ich wurde vor aller Augen in die Mitte des Appellplatzes geführt und mit den Handgelenken an einen Holzpfehl gebunden. Dann zogen sie mir die Hosen runter. Maximale Demütigung, maximale Wirkung. Sie behandelten mich wie einen unartigen Schuljungen, nicht wie den Vorarbeiter einer Baubrigade. Kapo Wilhelm trat hinter mich. Ich konnte seinen Spazierstock sehen. Nach dem ersten Schlag sah ich nicht mehr hin. So einen Schmerz habe ich nie erlebt, weder vorher noch nachher. Natürlich hatte ich mal einen Klaps mit dem Lineal eines Lehrers gekriegt und den Gürtel meines Vaters zu spüren bekommen, aber das war mit diesem Schmerz nicht zu vergleichen. Ich biss die Zähne zusammen, Tränen des Schmerzes und des Schrecks liefen mir übers Gesicht. Zwanzig Schläge bekam ich, aber nach den ersten fünf oder sechs hörte ich auf zu zählen. Ich schäme mich auch nicht, zuzugeben, dass ich irgendwann die Kontrolle über meinen Schliessmuskel verlor und dass mir die Scheisse die Beine herunterlief. Ich konnte nichts dagegen tun, und die ganze Zeit dachte ich an den Mann mit dem Durchfall, damals an unserem ersten Tag im Quarantäneblock in Auschwitz-Birkenau. Man hatte ihn einfach totgeschlagen. Ich fühlte mich wie abgetrennt von meinem Körper, als würde ich über der Szene schweben und auf den dämlichen Juden Szlamek herunterschauen, der nicht wusste, wann man besser den Mund hielt. Aber ich lernte meine Lektion.

Irgendwann schleppten mich ein paar Jungs aus meiner Brigade weg, aber daran erinnere ich mich nicht. Ich konnte kaum laufen und verbrachte die

Nacht auf dem Bauch liegend auf meiner Pritsche. Mein Hintern muss ausgesehen haben wie eine Patchworkdecke, mein Rücken schmerzte höllisch. Am nächsten Morgen konnte ich kaum aufstehen, ich brauchte wirklich Hilfe dabei. Der Weg zum Waschhaus erschien kilometerweit, das Waschen selbst war die Hölle. Ich konnte mich nicht einmal halb umdrehen, um das getrocknete Blut abzuwischen. Ich hätte wirklich im Bett bleiben müssen, aber das wäre natürlich Selbstmord gewesen. Es hätte Selektion bedeutet, denn Männer, die nicht arbeiten konnten, fuhren wenig später auf einem Lastwagen zurück nach Auschwitz-Birkenau.

Also stellte ich mich beim Zählappell so gerade wie möglich hin. Dort erfuhr ich, dass ich meinen Posten als Vorarbeiter los war. Mein Nachfolger war Hersh Goldberg, ein Mann Mitte zwanzig, den ich ganz gut kannte. Er war kräftig gebaut und hatte eine gute Gesichtsfarbe, wie man sie im Lager nicht oft zu sehen bekam. Er hatte einen Bruder namens Yonnie und einen Cousin namens Shlomo. Der Weg vom Lager zu unserem Bauplatz am Eingang des Bergwerks war etwa zwei Kilometer lang, und ich würde meine gesamte Kraft brauchen, um dorthin zu kommen.

«Szlamek», flüsterte Goldberg mir zu, als wir losgingen. «Marschier in der Mitte zwischen den anderen.»

«Warum?», fragte ich. Nach all den Monaten im Lager war ich immer noch ein ziemlicher Grünschnabel.

«Weil Rottenführer Berger nur nach einem Grund sucht, um dich zu erschliessen, deshalb.»

Ich riskierte keinen Blick auf den Mann, schon das konnte Grund genug sein. Berger war ein SS-Unteroffizier aus Schlesien, der mich abgrundtief hasste. Ich vermute, die Sache mit dem Gerüst war nur der letzte Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Im Lager Fürstengrube ging es anders zu als in Auschwitz-Birkenau. So hart und seltsam es auch war, die Regeln erinnerten doch eher an die Welt da draussen. In Auschwitz hätte Berger mir einfach eine Pistole an die Schläfe gesetzt und abgedrückt. Dann hätte ein anderer armer Kerl aus den Spezialeinheiten mich zusammengekratz, und das wär's gewesen. Hier jedoch brauchte Berger einen Grund, zum Beispiel,

dass ich mich hinter der Brigade herschleppte oder dass ich beim Marschieren mit den Füßen schlurfte. Das hätte schon gereicht. Aber wenn ich hier halb hinter den anderen versteckt ging, würde es ihm schwerer fallen, mich zu beobachten. Schliesslich, sagten wir uns die ganze Zeit, waren wir Facharbeiter des Reiches. Wenn einer von uns getötet wurde, beeinträchtigte das die Produktivität, und das hätten Hauptscharführer Moll und die Herren der IG Farben nicht gutgeheissen. Jedenfalls zahlte sich unsere Strategie aus, und ich hörte von da an immer auf das, was Hersh Goldberg sagte.

Der Verlust meines Postens hatte auch seine Vorteile. Als Facharbeiter bekam ich immer noch den Premiumschein, sodass ich weiterhin Essen und Zigaretten für den Schwarzmarkt hatte. Aber ich musste mir nicht mehr den Kopf über die Brigade zerbrechen, das war jetzt Hershs Problem. Ich konnte mit meiner Arbeit weiterkommen. Allmählich spezialisierte ich mich auf Türen, Ecken und Fenster und hielt ansonsten den Kopf unten. Und ich hatte einen Helfer. Er war viel älter als ich, ein Intellektueller, ehemaliger Professor an der Universität Krakau. Er war ein politischer Häftling oder vielleicht auch eine Art Geisel – über derlei sprach man im Lager nicht, und man fragte auch nicht genauer nach. Dank seines Sonderstatus bekam er Post von draussen, manchmal sogar Lebensmittelpakete, deren Inhalt er gelegentlich mit mir teilte. Ich vermute, die SS machte sich einen Spass daraus, einen ungebildeten Jugendlichen aus Arbeiterkreisen zum Vorgesetzten eines Akademikers zu machen. Er mischte Mörtel an und holte und trug, was gebraucht wurde, ohne sich auch nur ein einziges Mal zu beklagen. Ich kannte nicht einmal seinen Namen. Komisch, wie die kleinen Höflichkeitsgesten auch in der schlimmsten Barbarei überleben. Draussen, in dem Polen, das wir vor 1939 gekannt hatten, hätte ich ihn immer als «Panie» – Herr – angesprochen. Und so nannte ich ihn auch im Lager, selbst wenn er unter dem Gewicht der Steine stolperte und mit Staub und Zement bedeckt war. Er war ein netter Mann. Ich redete ihn immer mit «Panie» an.

Aber so günstig mein Facharbeiterstatus auch war, wir konnten nie vergessen, wo wir waren und was mit uns geschah. Wir befanden uns nach wie vor

in einem Nebenlager von Auschwitz, und die ungelerten Arbeiter starben in diesem Frühjahr wie die Fliegen. Ich beobachtete sie Tag für Tag, wie sie vor unseren Augen zu Muselmännern wurden, wie die Knochen in Jacken und Hosen immer deutlicher hervortraten, wie die Gesichter sich verzogen und verzerrten. Sie bekamen einfach nicht genug zu essen, genug Ruhe oder angemessene medizinische Behandlung. Trotzdem erwartete man von ihnen, dass sie schwere Zementsäcke und Ziegelsteine trugen. Sie zogen Gräben und legten Leitungen, alles schwere Arbeiten, die schon für gesunde, gut ernährte Männer vor dem Krieg sehr anstrengend gewesen wären. Einer nach dem anderen fielen sie bei den Selektionen durch.

Heute kann ich mich kaum noch an die Männer in der Maurerschule und in meinem Block erinnern – mit Ausnahme von Herzko Bawnik. Yankl war der Lagerfrisör, Sol schlief ein Bett weiter. Bei der Arbeit lernte ich Josek Zoller kennen, der den blonden Peter Abramovitch als Vorarbeiter hatte. Und dann waren da ein Mann namens Velvell und der Elektriker Srulek Lipshitz, dessen Bruder auch bei uns im Lager war. Srulek war Mitte zwanzig, ein kräftiger Mann, dunkler als sein kleiner Bruder, der kaum älter war als ich. Kapo Shlomo Barran war ein Hansdampf in allen Gassen. Die meisten Kapos hatten eine ganz individuelle Rolle, aber Shlomo schien überall zu sein. Er war unglaublich gross. Mendeler Davidovitch war ein Schuster mit eckigem, ständig grinsendem Gesicht. Irgendwie hatte er es geschafft, seine Brille zu behalten. Die meisten dieser Männer waren direkt aus dem Ghetto in Łódź ins Lager Fürstengrube gekommen, sie hatten Auschwitz-Birkenau, die Rampe und die Krematorien nicht erlebt. Soweit sie wussten – oder jedenfalls hofften – waren ihre Familien noch irgendwo in ihrer Heimatstadt am Leben. Ich wusste, dass meine Familie nicht mehr lebte, also mied ich das Thema. Worüber sprachen wir also, wenn wir uns tief unten in den Stollen vergruben oder in unseren Stockbetten zusammengepfertcht waren? Gott allein weiss es. Was ich heute als Scherz ansehe, war damals bitterer Ernst.

Über Religion sprach auch niemand. Der jüdische Glaube war für die SS natürlich ein Tabu, und entsprechend lächerlich war die Vorstellung, wir

könnten einen Gottesdienst feiern. Einige Überlebende, deren Berichte ich irgendwann las, sprechen davon, dass Gott trotz allem bei ihnen war. Ich habe das nicht so empfunden. Auschwitz-Birkenau und die Fürstengrube haben keinen Atheisten aus mir gemacht, mir war nur klar, dass Gott innerhalb des Zauns nicht erwünscht war.

Wenn man krank wurde – wie es mir während meiner Zeit an der Rampe passiert war –, hatte man mit Glück zwei Wochen Zeit, um wieder gesund zu werden. Irgendwann musste ich mich in die Krankenstation am äussersten östlichen Ende des Lagers begeben. Dort herrschte Dr. König, ein wirklich netter Mann, wie man sich einen Arzt vorstellt. Ich hatte eine schmerzhafte, entzündete Schwellung am Hals und wusste, welches Risiko ich einging. Aber irgendwie wusste ich, ich würde überleben, und tatsächlich schleppte ich schon am nächsten Tag wieder Steine. Wenn man nicht wieder gesund wurde, befand man sich bald auf einem der Wagen nach Auschwitz-Birkenau. Die meisten Kranken wurden direkt in der Krankenstation eingesammelt, einige wurden aber auch beim Appell oder während der tödlichen Märsche zum oder vom Bergwerk aus der Reihe gezerrt. Die Reaktion war immer dieselbe. Die Männer wurden still und sackten in sich zusammen. Ein paar weinten. Einige griffen die tief verwurzelten alten Traditionen meines Volkes wieder auf und beteten zu einem Gott, von dem ich wusste, dass er nicht zuhörte. Nie sah ich einen, der versuchte zu fliehen oder sich zu wehren. Sie waren schon zu fertig, körperlich erschöpft und seelisch bereits tot. Ihre Kampfkraft hatten sie bei dem schwächenden Drill der mörderischen Arbeit eingebüsst. Die Wachen brachten sie für den Rest des Tages in ihre Baracken. Niemand sprach mit ihnen. Niemand fand die richtigen Worte, nicht einmal der gebildete *Partie*. Am späten Nachmittag oder frühen Abend fuhr ein Lastwagen mit brummendem Motor durch das Haupttor. Er trug ein rotes Kreuz auf der Seite, damit sich niemand zu sehr fürchtete und um die Lüge aufrechtzuerhalten, diese Männer würden irgendwohin gebracht, wo sie gesund werden könnten. Die traurige kleine Kolonne schlurfte hinaus, niemand

sprach, niemand nahm Blickkontakt auf. Dann fuhren sie hinaus auf die Strasse, vorbei an den Silberbirken zu den fernen Toren, hinter denen die Krematorien warteten.

Niemals würde Arbeit diese Männer frei machen. Für die Muselmänner lag die einzige Freiheit in den Gaskammern. Und wenn der SS gerade das Zyklon B ausgegangen war, dann bekamen sie eine Kugel in den Hinterkopf. In jedem Fall bedeutete diese Fahrt das Ende.

Im März 1944 übergab Hauptscharführer Moll das Kommando an seinen Stellvertreter und ging zurück – so hörten wir gerüchteweise – nach Auschwitz-Birkenau, um die grossen Transporte ungarischer Juden zu überwachen, die auf dem Weg waren. Ich wusste, jetzt würde es auf der Rampe noch geschäftiger zugehen als sonst.

Molls Stellvertreter war Max Schmidt, der kaum älter war als ich, gerade Anfang zwanzig. Er hatte das glatte Gesicht eines Jungen vom Land und trug die blonden Haare zurückgekämmt. Er war dabei gewesen, als sein Vorgesetzter den Mann in dem Wassertank erschossen hatte, und gefiel sich darin, mit seinem Schäferhund und einer Reitpeitsche durchs Lager zu spazieren, immer bereit, den einen oder die andere zum Einsatz zu bringen, wenn sich eine Gelegenheit dazu ergab. Er stammte aus einer Bauernfamilie in Norddeutschland, nicht weit von der Ostsee, und war ein eingefleischter Nazi. Sein Vater war schon jahrelang Parteimitglied gewesen und hatte bei den Braunhemden der SA gedient, lange bevor sie der SS unterstellt wurden. Schmidt selbst war Soldat bei der Waffen-SS gewesen, ebenso wie seine beiden Brüder, von denen einer als vermisst galt. Ähnlich wie verschiedene SS-Leute in beiden Lagern, die ich kennenlernte, war auch er verwundet und ausgemustert worden, bevor er der Wachmannschaft in Auschwitz zugeteilt worden war. Kurz nach meiner Ankunft im Lager Fürstengrube hatte Schmidt Gerda Bergman geheiratet, die hübsche blonde Tochter eines der Zivilingenieure, die im Bergwerk arbeiteten. Die Schmidts wohnten im nahe gelegenen (Wesola).

Obwohl ich kein Vorarbeiter mehr war, hatte ich inzwischen doch begriffen, wie die Lagerpolitik funktionierte. Moll war gewalttätig und gefährlich,

wenn er getrunken hatte. Schmidt war ein ruhigerer Charakter und geriet immer mehr unter den Einfluss des Oberkapos Hermann Josef, der als Lagerältester ein geradezu väterliches Verhältnis zu dem Oberscharführer aufbaute. Wie alle Kapos bewegte sich auch Josef auf einer tödlichen Gratwanderung, aber im Normalfall konnte er Schmidt ganz einfach lenken. Wenn es in jenem Frühjahr 1944 nicht schlimmer war, dann hatte ich das Oberkapo Hermann zu danken. Hermann Josef berichtete lange nach dem Krieg den Ermittlern, dass Schmidt kein geborener Sadist gewesen war wie Moll, aber bis in den Kern mit der Nazi-Kultur verwachsen und sehr ehrgeizig. Er tat alles, um seine Vorgesetzten zu beeindrucken.

Manchmal ging trotzdem etwas schief. Es muss wohl im April gewesen sein, als plötzlich hektische Aktivität ausbrach. Die Gefangenen wurden eilig aus dem Bergwerk und den Werkstätten geholt, die Werkzeuge blieben liegen. Die Zivilarbeiter bekamen Befehl, ihre Helme abzunehmen, damit keiner von uns Rasierten mit ihnen hinausschleichen konnte. Dann wurden sie nach Hause geschickt. Wir anderen wurden in rasender Eile in unsere Baracken geführt, die Muselmänner konnten kaum Schritt halten. Dann wurden wir alle eingeschlossen, Suchscheinwerfer durchkämmten die Wälder um uns herum, Hunde bellten in der Dunkelheit. Wir drängten uns um die vernagelten Fenster, um durch die Ritzen zu sehen, was vor sich ging, aber die Fenster gingen auf den Appellplatz hinaus, sodass wir weder die Mauer noch den Zaun sehen konnten.

Natürlich gab es wilde Gerüchte. Jemand hatte etwas gehört und gab es weiter. War es die Wahrheit? Wer konnte das schon wissen. Aber solche Aktionen, bei denen wir alle eingeschlossen wurden, fanden nicht ohne Grund statt. Es hiess, jemand hätte einen Ausbruchversuch unternommen. Einer der Blockältesten hätte mit einer Gruppe zusammen einen Tunnel gegraben, der zwischen Block A und B in nördlicher Richtung aus dem Gelände hinausführte. Einer der Männer sei noch im Tunnel erwischt worden. Hatten die SS-Wachen Glück gehabt oder hatte jemand die Männer verpfif-

fen? Jedenfalls war jetzt klar, dass man Häftlinge nicht zu Bergleuten ausbilden konnte, ohne dass sie ihre Fähigkeiten für alles Mögliche einsetzten.

Die Ausbrecher wurden weggebracht, und keiner erwartete, sie jemals wiederzusehen. Aber wir hatten nicht mit dem Sinn der SS fürs Dramatische und für Exempel gerechnet. Keiner von uns wusste von den romantischen Fluchtaktionen britischer und französischer Kriegsgefangener aus den Stalags im Westen. Theoretisch unterlagen diese Männer der Genfer Konvention, auch wenn deren Bestimmungen gelegentlich ignoriert wurden. Für die Fürstengrube und für uns Juden gab es keine solche Konvention.

Es muss an einem Freitag gewesen sein, dass wir sahen, wie ein Lastwagen voller Bauholz ankam. Dann wurde auf dem Appellplatz gehämmert und gesägt. Sie bauten Galgen.

Sonntag. Der Sabbat der Christen. Der gesegnete Ruhetag, auch in unserem Bergwerk. Aber an diesem Sonntag gab es kein Fussballspiel und keine Chance, die müden, schmerzenden Glieder auszuruhen. Am frühen Nachmittag wurden wir auf den Appellplatz gerufen. Die Galgen standen schwarz vor dem grauen Himmel, das Holz ganz blass und fast noch glänzend, abscheulich neu. Vor den Galgen war eine Reihe Stühle aufgestellt. Hier würden die SS-Leute dem Schauspiel zusehen, und wir durften uns glücklich schätzen, ebenfalls dabei zu sein.

Nach einer Weile hörte man Motorenlärm vom Haupttor, und ein Konvoi mit SS-Fahrzeugen kam an; Hakenkreuzwimpel wehten von den Motorhauben. Die Männer, die aus dem Wagen stiegen, trugen die Silberschnüre der leitenden SS-Offiziere aus Auschwitz, es wurde salutiert, Hacken schlugen zusammen, preussischer Militarismus überlagert von Nazi-Förmlichkeiten und dem unvermeidlichen «Heil Hitler!». Schmidt war auch da, ganz Gastgeber lächelte und nickte er, als hätte er zu einer Gartenparty eingeladen. Und für ihn und seine Gäste war es ja auch ein wenig so.

Ich kannte alle Männer, die versucht hatten zu fliehen und erwischt worden waren. Drei von ihnen waren mit mir zusammen aus Auschwitz-Birkenau gekommen. Jetzt sah ich sie, wie sie aus einem Wachlokal gebracht wurden, in Handschellen und mit leerem Blick.

Der Franzose Leon. Maurice, der fröhliche Blockälteste aus Belgien. Mein Landsmann Nathan, der vor dem Krieg als Gangster in Łódź sein Unwesen getrieben hatte. Und noch ein vierter Mann, dessen Namen ich leider vergessen habe. Er hatte sich immer um Max Schmidts Hühner gekümmert. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er den halbwilden Tauben ein paar Körner zuwarf, die gelegentlich ins Lager geflogen kamen. Eine kleine Erinnerung an zu Hause. Jetzt sahen alle vier Männer aus wie Muselmänner, verwittert und krank mit eingefallenen Gesichtern und unsicherem Gang. Sie waren in den letzten Tagen entsetzlich geschlagen worden.

Vier Schlingen baumelten an dem Querbalken, grobe Hanfseile. Unter jeder Schlinge stand ein einfacher Hocker, und an einem der Stützbalken lehnte eine kleine hölzerne Trittleiter. Die Möbel des Todes. Schmidt und seine Gäste nahmen auf ihren Zuschauerstühlen Platz. Und dann, als hätte das nun auch noch sein müssen, wurde erst einmal eine Selektion durchgeführt. Unterscharführer Anton Lukoschek leitete die Vorführung und wollte zweifellos seine Vorgesetzten durch besondere Effizienz beeindrucken. Er stand vor uns, einen Arm hinter dem Rücken, mit dem anderen wies er nach vorn und deutete mit ausgestrecktem Zeigefinger auf uns. Er erklärte, er brauche fünf Männer, und musterte unsere Reihen mit seinem tödlichen Blick. «Du», schnauzte er dann. «Du. Du. Du. Und ... du.»

Der Finger hatte auf mich gezeigt. Wir sahen uns an, lauter Jugendliche. Wir kannten uns und wussten, welche Schmerzen die anderen empfanden. Und jetzt gehörten wir auf einmal zu einem Exekutionskommando, einer «Einsatzgruppe» ohne Eifer, ohne Motivation und ... ohne Alternative.

«Du», sagte Lukoschek zu einem der anderen, «legst ihnen die Schlingen um die Häse. Ihr Übrigen ...» Er sah uns der Reihe nach an. «Ihr tretet die Hocker weg, wenn ich den Befehl dazu gebe.»

Wir zwangen uns, aufzublicken. Die SS-Wachen hatten die Todeskandidaten auf die Hocker gestellt. Lukoschek reichte dem Jungen, den er ausgesucht hatte, die Leiter. «Steig da rauf und leg ihnen die Schlingen um die Häse. Ihr Übrigen stellt euch vor die Hocker.»

Ich tat, wie mir befohlen wurde, und stellte mich vor Maurice, den Belgier. Ich konnte ihn nicht ansehen, starrte stattdessen auf Leon, der links von ihm stand, und beobachtete, wie die Schlinge um seinen Hals festgezogen wurde. In dem entsetzlichen Schweigen dieser Sekunden hörte ich sein Keuchen, wie er nach Luft rang, schon bevor der Hocker weggetreten wurde. Als Maurice an der Reihe war, hörte ich ein leises Schluchzen, aber jetzt schaute ich auf den Boden, auf den Hocker, irgendwohin, nur nicht in das Gesicht des Mannes, den ich gleich töten würde. Einer der Verurteilten grölte einen polnischen Kriegsruf, trotzig bis zum bitteren Ende.

Ich bemerkte, dass Lukoschek Max Schmidt anschaute und auf das Signal wartete. Keine Reden wurden gehalten, und es gab auch keine Reaktion aus der Menge. «Also», schnauzte Lukoschek den Jungen vor Leon an. «Du zuerst.» Ich sah, wie der Junge mit dem Fuss ausholte und gegen den Hocker trat, aber der Hocker bewegte sich kaum.

«Du musst fester zutreten!», tadelte ihn der Unterscharführer. Der Junge trat wieder zu, aber immer noch nicht fest genug, Leons Füße standen nach wie vor auf der Sitzfläche. Ich hörte ihn entsetzt aufstöhnen; dann bückte sich der Junge und zog mit aller Kraft an den Beinen des Hockers. Das Seil knarzte und straffte sich, als der Hocker umfiel. Leons Füße baumelten in der Luft, suchten verzweifelt Halt, um den grauenhaften Schmerz in seiner Kehle zu lindern. Dann wurde sein Gesicht starr, die Augen traten hervor, und er starrte nur noch wild vor sich hin. Es dauerte nur Sekunden, aber für mich fühlte es sich an, als würde es Jahre dauern.

«Jetzt du», schnauzte Lukoschek mich an. «Zieh!» Ich hörte ein Seufzen und schaute nach oben. Gott weiss, dass ich das nicht vorgehabt hatte, aber ich tat es trotzdem und sah Maurice ins Gesicht. Tränen liefen ihm über die Wangen, er sah mich mit tiefster Traurigkeit an. «Ein langes Leben», hörte ich ihn sagen. Die anderen hörten es wie einen Kriegsschrei, eine letzte stolze, wilde Geste eines tapferen Mannes. Für mich war es wie ein Flüstern, nur für mich bestimmt, für den dummen, naiven Jungen, der gezwungen wurde, dafür zu sorgen, dass sein – Maurice' – Leben nicht lang sein würde.

Ich wandte mich ab, packte die Beine des Hockers und zog. Maurice' Füße tanzten im Todeskampf in der Luft, und in seinen Todeszuckungen trat er gegen meinen Arm.

Nathan und der Hühnermann kamen als Nächste dran, aber hier ging alles schief. Wenn man einen Mann auf die beschriebene Weise hängt, bricht sein Genick nicht. Er fällt nicht tief genug, und so kommt nicht genug Gewicht auf die Schlinge. Alte Scharfrichter können Ihnen erklären, dass das Hängen eine exakte Wissenschaft ist. Das Genick bricht genau beim dritten Wirbel, und dann tritt augenblicklich der Tod ein. So war es an diesem Sonntag im Lager Fürstengrube nicht. Die Männer wurden stranguliert – bei Nathan und dem Hühnermann dauerte das Sterben mehrere Minuten.

Wir wurden zurück in unsere Reihen befohlen, die Gäste standen auf, ohne die Gehängten noch einmal anzusehen. Sie gingen hinüber zum Verwaltungsgebäude, plauderten entspannt über dies und das und freuten sich zweifellos auf ein Gläschen Schnaps. Schliesslich war es ein langer Weg vom Hauptlager, sie hatten sich eine Stärkung verdient.

Wir durften wegtreten, weg von den Männern, die wir umgebracht hatten, zurück in unsere Baracken, zurück in die ermüdende Routine der Fürstengrube, wo jeden Tag Männer starben, weil sie niemandem etwas bedeuteten.

Aber ich hatte Maurice ins Gesicht gesehen. Und ich sehe dieses Gesicht bis heute in meinen Träumen.

«Ein langes Leben.»

9

Todesmarsch

Die Hinrichtung von Maurice und den anderen Männern markierte allerdings nicht das Ende der Ausbruchsversuche. Jemand, den ich noch von Będzin kannte – allerdings nicht mit Namen –, hatte die Idee, sich in einem stillgelegten Stollen zu verstecken. Aber das konnte nicht funktionieren, er wusste ja so gut wie wir alle, dass man sein Fehlen beim abendlichen Zählappell sofort bemerken würde. Die SS würde nicht lange brauchen, um zu erkennen, dass jemand im Bergwerk zurückgeblieben war. Ich frage mich bis heute, was er vorhatte, wie er die Tore oder den Zaun überwinden wollte. Am Ende kam es nicht einmal zu dem Versuch. Entweder ahnte die SS etwas von seinem Plan oder jemand schwärzte ihn für einen Teller Suppe oder ein Stück Wurst an. Als die SS ihn fand, wie er in dem finsternen Stollen kauerte, teilte man Oberkapo Michael Eschmann die Ehre zu, ihn an Ort und Stelle zu erschießen. Seine Leiche überliessen sie den Ratten.

Die Russen hatten für uns Juden nicht viel mehr übrig als die Nazis. Es war also eher ungewöhnlich, dass Ende Juni ein jüdischer Offizier der Roten Armee bei uns eintraf. Er war ein stiller, entschlossener Mann etwa Mitte zwanzig mit einem roten Dreieck an der Häftlingsjacke, das ihn als politischen Gefangenen auswies. Offiziell wurden solche Männer «Schutzhäftlinge» genannt. Die meisten waren harmlose Nazi-Gegner, einige jedoch waren wirklich gefährliche Partisanen. Das galt für diesen Mann auf jeden Fall, und er wurde denn auch mit Argusaugen bewacht.

Das Risiko, das er einging, war erheblich, aber sein Plan hätte aufgehen können. Er hatte herausgefunden, dass von den vier Wachtürmen an den Ecken des Lagers tagsüber nur zwei besetzt waren. Wenn er einem der unbesetzten Türme nahe genug käme, könnte er hinaufsteigen – er entschied

sich für den östlichen Turm – und aus einem Fenster über den Zaun springen. Dann würde er losrennen, bis der Alarm ausgelöst wurde. Wenn er bis zu den Bäumen kam, hätte er eine reelle Chance. Er hatte nicht damit gerechnet, dass Oberscharführer Schmidt mit seiner Mannschaft draussen auf ihn wartete. Wir hörten die Schüsse an unseren Arbeitsplätzen, aber wir arbeiteten einfach weiter. Man schaute in so einem Fall nicht hoch, zeigte seine Sorge oder überhaupt irgendein Anzeichen, dass etwas Aussergewöhnliches passiert war. Der Russe wurde auf einer Holzplanke zurück ins Lager gebracht, getragen von zwei Häftlingen. Seine Arme und Beine baumelten grotesk herunter.

Das war der letzte Ausbruchversuch, an den ich mich erinnere. Vielleicht auch wegen der Art, wie er endete. Schmidt und seine Spiessgesellen warteten nicht zufällig ausserhalb des Zauns, sie wussten genau, wann und wo der Russe seinen Ausbruchversuch unternehmen würde. Und das konnte nur eins bedeuten: Jemand hatte ihn verraten. An Verdächtigen fehlte es nicht, und die Gerüchte verbreiteten sich – wie immer in solchen Fällen – wie ein Lauffeuer. So etwas wie Solidarität gab es an einem Ort wie dem Lager Fürstengrube nicht. Die Maurerschule und unsere Arbeit im Bergwerk gaben mir ein Gefühl von Sinn und sogar Stolz, die Hinrichtungen von Maurice und den anderen hätten uns zusammenschweissen sollen. Aber so funktioniert das nicht. Für jede gute Tat im Lager gab es Dutzende böse. Helden sind Männer, die noch kommen und gehen können, wie es ihnen gefällt. Männer mit einem freien Willen. Wir jedoch konnten nur dann kommen und gehen, wenn ein Kapo oder die SS-Leute es uns sagten. Und viele von uns hatten überhaupt keinen Willen mehr.

Wer hatte den russischen Offizier verraten? War es der Russe in der Küche, der ihm eine Extraration Essen für die Flucht besorgt hatte? War es Hermann Josef oder einer der anderen leitenden Kapos, die sich bei Max Schmidt einschmeicheln wollten? Aber mit der Zeit erhärtete sich ein anderer Verdacht. Und er betraf Broniek Jakobówicz. Er war schon im Lager Fürstengrube gewesen, als ich dort angekommen war. Gemeinsam mit seinem Vater und seinem Bruder war er hier gelandet, eigentlich kam er aus Dobra in der

Nähe von Łódź. Vor dem Krieg war er Zahnarzt gewesen. Zur allgemeinen Überraschung hatte Otto Moll eine Zahnarztpraxis im Lager eingerichtet und mit der neuesten Ausrüstung ausgestattet – zu einer Zeit, als es in ganz Auschwitz-Birkenau etwas Derartiges nicht gab. Jakobówicz wurde als Lagerzahnarzt eingestellt. Er behandelte natürlich keine Juden, sondern nur SS-Leute und gelegentlich mal einen politischen Gefangenen. Der Verrat konnte ihm nie nachgewiesen werden, aber er verbrachte einfach zu viel Zeit damit, Max Schmidt und Hermann Josef in den Arsch zu kriechen.

Im Lager Fürstengrube hörte man nur selten Schüsse. Es war kein Vernichtungslager wie Auschwitz-Birkenau, geschossen wurde nur, wenn Otto Moll getrunken hatte oder wenn es zu einer Übertretung gekommen war, die die SS für ein todeswürdiges Verbrechen hielt. Eines Tages am Ende meiner Schicht im Bergwerk hörten wir aber tatsächlich Schüsse. Verschmiert mit Kohlestaub und klebrigem Matsch, kamen wir in den unerhörten Luxus, duschen zu dürfen, nicht zuletzt, weil die SS-Leute geradezu besessen reinlich waren. An diesem Tag jedoch gab es kein heisses Wasser. Der Boiler war kaputt, und der Verantwortliche, ein Gefangener namens Chaskele, hatte noch keine Zeit gefunden, ihn zu reparieren, bevor unsere Schicht zu Ende war.

Wir schlurften zurück zu unseren Baracken, durchgefroren und schmutzig und immer unter dem wachsamen Blick von Oberscharführer Schmidt. Plötzlich drehte der Mann durch, ich weiss bis heute nicht, warum. Nahm er es persönlich, dass das Lager nicht zu hundert Prozent effizient lief? War er schon vorher schlecht gelaunt und suchte nur noch einen Auslöser, um zu explodieren? Jedenfalls stürmte er los, um Chaskele zu suchen, stauchte ihn zusammen, dass man es auf dem ganzen Gelände hörte, und erklärte dem Mann, er sei so gut wie tot. Dann zog er seine Pistole und schoss aus nächster Nähe zwei Mal auf ihn. Wieder taten alle so, als hätten sie nichts gemerkt. Unsere Kolonne ging zurück zu den Baracken, ohne nach links und rechts zu blicken. Chaskele wurde nur ganz kurz ausserhalb meines Blickfeldes ermor-

det. Ich sah nur Schmidt, der mit wutverzerrtem Gesicht zurück in sein Büro ging und dabei die Pistole wieder einsteckte. Die Tür schlug er hinter sich zu. Ich nehme an, die Aktion hatte den gewünschten Effekt. Wenn im Lager ein Boiler kaputtgeht, wirst du umgebracht. Wieder eine Lektion der SS.

Im August 1944 fand wieder eine Hinrichtung durch Erhängen statt. Inzwischen lief die Zeit des Dritten Reichs ab. Briten, Amerikaner und freie Franzosen bewegten sich seit zwei Monaten von den D-Day-Landungsstränden in der Normandie durch Frankreich, und in Warschau begann eine Heimatarmee mit ersten Operationen, da man in absehbarer Zeit mit dem Eintreffen der Roten Armee rechnete. Einige Informationsfetzen erreichten uns auf den üblichen Umwegen. Jemand hatte mit jemandem gesprochen, der es wiederum von jemandem gehört hatte, der BBC empfangen konnte. Wir konnten nicht feststellen, was die Wahrheit war und was gelogen war. Es war ein einziger Wahnsinn von Gerüchten und Stiller Post. Und natürlich war die BBC auch ein Propagandainstrument.

Was wir aber wussten, war, dass fünf nicht jüdische Polen mit einer schwer bewaffneten Eskorte ins Hauptlager Auschwitz gebracht worden waren. Es hiess – und zwar in einem unbedachten Augenblick von Hermann Josef selbst –, dass sie Kontakt mit Partisanen der Heimatarmee aufgenommen hätten, die in Warschau für Chaos sorgte. Wie das gehen sollte und was dabei herauskam, darüber dachte niemand ernsthaft nach. Und so standen wir Ende des Monats wieder auf dem Appellplatz, als die fünf zurückgebracht wurden, zerschlagen und blutüberströmt, um zur Erbauung der SS und als Warnung für uns aufgehängt zu werden. Diesmal wurde ich Gott sei Dank nicht wieder als Henker ausgewählt. Ich musste nicht wieder einem Mann den Hocker unter den Füßen wegstossen, damit er in der drückenden Augustluft allmählich erstickte. Aber überall grassierten Gerüchte, dass Hermann Josef die fünf Männer bei der SS angeschwärzt hatte. Sie brüllten ihn über den Appellplatz hinweg an, schrien laut, er sei genauso schuldig wie sie, und wollten wissen, warum er nicht mit ihnen zum Galgen geführt wurde. Viele von uns griffen die Schreie auf, und es dauerte fast eine Stunde,

bis die SS wieder Ordnung hergestellt hatte und die Hinrichtungen zu Ende führen konnte.

In diesem Sommer kamen die Ungarn ins Lager Fürstengrube. Und sie brachten schreckliche Nachrichten aus Auschwitz-Birkenau mit. Das Tempo der Vernichtung nahm zu. Nach dem Krieg sollte die Welt erfahren, dass allein in dieser Zeit fast eine halbe Million Menschen vergast wurden. Wenn Sie heute die Statistiken lesen, sehen Sie, dass in zwei Tagen und Nächten im Juli 1944 siebentausend Menschen aus dem Familienlager der Theresienstädter Juden vergast wurden. Am 2. August wurde auf ähnliche Weise das sogenannte Zigeunerlager in Auschwitz-Birkenau liquidiert – fast dreitausend Menschen starben.

Im November hatte sich die Erde weitergedreht. Erst merkten wir gar nichts von den Veränderungen. Die Appelle, die Arbeit im Bergwerk, die Unfälle und die Brutalität bestimmten weiterhin unseren Alltag. Aber es wurden keine Selektionen mehr durchgeführt. Niemand wurde mehr nach Auschwitz-Birkenau zurückgeschickt, nicht einmal die Muselmänner, Unfallopfer oder Kranke. Nicht-Juden wurden weggebracht, das schon, aber es handelte sich um relativ kräftige, gesunde Männer, wir mussten also davon ausgehen, dass sie in ein anderes Nebenlager verlegt wurden. Wir wurden insgesamt weniger, und das hätte eigentlich eine gute Nachricht sein sollen. Aber auch unsere Lebensmittelversorgung wurde zufälliger und willkürlicher. Der Krieg traf das Reich immer härter, und jetzt merkten es selbst wir «privilegierten» Arbeiter.

Ich war in diesem September achtzehn geworden und verbrachte ein weiteres Chanukka-Fest hinter Stacheldraht. Anfang Januar 1945 hörte ich dann ein Geräusch, das ich bis dahin noch nicht wahrgenommen hatte, jedenfalls nicht in dieser Lautstärke. Im Grunde war es eher ein Vibrieren, was für uns, die wir unter Tage arbeiteten, sehr alarmierend war. Wir sahen uns verstohlen an, wenn wir es hörten und die Kapos und SS-Leute in der Nähe waren. Wir flüsterten darüber in den Stollen und in den Stockbetten. Ich weiss nicht mehr, wer es zuerst aussprach, aber irgendwer begriff, was diese Vibrationen

zu bedeuten hatten. Es handelte sich um Artilleriefeuer, um das Dröhnen und Krachen der Russen, die meilenweit entfernt waren. Aber sie kamen näher.

Waren wir erleichtert? Erfreut? Der Hysterie nahe angesichts der Aussicht auf Befreiung? Vielleicht, aber wenn irgendwer von uns solche Gedanken hegte, dann gab er sie mit Blick auf unsere Lebenswirklichkeit schnell wieder auf. Der Zaun war noch da, die Wachtürme, die Aussenwachen. Sie konnten uns auf dem Appellplatz aufhängen oder in unseren Betten erschiesesen, sie konnten Sprengstoff im Bergwerk verteilen und die Stollen über unseren Köpfen zum Einsturz bringen. Was würde die SS machen? Uns lächelnd die Hände schütteln und sagen, es sei alles nur ein böser Traum gewesen? Ein Scherz?

19. Januar 1945. An diesem Tag nahm der sowjetische General Iwan Konew Krakau und Tarnow ein, Marschall Georgi Schukow befreite Łódź. Vermutlich hatten wir Konews Artillerie gehört. Ich hatte keine Ahnung, wie nah die Freiheit war, aber auf die Fürstengrube hatten die Ereignisse unmittelbare Auswirkungen. Als wir an diesem Morgen in Eis und Schnee auf dem Appellplatz standen, hörten wir plötzlich ein Krachen und Dröhnen. Dann ging das Verwaltungsgebäude in Flammen auf; schwarzer Rauch stieg himmelwärts. Die SS-Leute standen davor, mit Benzinkanistern in den Händen, und bewunderten ihr Werk. Sie verbrannten Aufzeichnungen, Namenslisten, Zahlen und Informationen über Männer, die längst tot oder kaum noch am Leben waren. Verzweifelt versuchten sie, sämtliche Beweise über den größten Massenmord aller Zeiten zu vernichten. In Lagern in ganz Europa wüteten an diesem Tag ähnliche Feuer, wurde ähnlich viel vertuscht und verborgen.

Oberkapo Hermann Josef informierte uns. In einem sachlichen Ton, als würde er uns Urlaubspläne mitteilen, sagte er, wir würden in ein Lager in Österreich verlegt und zunächst einmal zum Bahnhof marschieren. Und wir sollten Lebensmittel und warme Kleidung mitnehmen.

Ich erinnere mich noch, wie ironisch das klang. Die SS-Leute hatten warme Mäntel und jede Menge Lebensmittelvorräte, die Kapos würden irgendwie zurechtkommen. Wir anderen besaßen eigentlich nur unsere dünne

Häftlingskleidung. Ich hatte bei alledem noch Glück. Am Tag zuvor hatte ich für ein paar Zigaretten ein Paar kräftige Arbeitsstiefel eingetauscht. Die Stiefel waren alt, das Leder hatte Risse, aber verglichen mit den Holzschuhen aus Auschwitz-Birkenau waren sie paradiesisch. Was Lebensmittel anging, besass ich nur die Brotration, die ich mir beim Frühstück aufgespart hatte. Aber wir bekamen noch etwas Brot und eine winzige Portion Butter und Marmelade.

Dann mussten wir uns als Kolonne aufstellen, und sie liessen uns den ganzen Nachmittag warten. Es fühlte sich vollkommen anders an als der übliche Weg zum Bergwerk. Wir waren wohl siebenhundert Mann, die jetzt, in die letzten Lumpen gekleidet, so gut es ging über das Eis marschierten und schlitterten. Fast dreihundert Männer konnten nicht mitgehen, weil sie zu krank oder schwach waren. Im Quarantäneblock von Auschwitz-Birkenau hätte man diese «Faulenzer» erschlagen oder erschossen, aber dafür war jetzt keine Zeit. Als wir an diesem bitterkalten Januarabend losmarschierten, standen sie immer noch auf dem Appellplatz, mit hängenden Schultern und hohlen Augen. Die SS-Leute marschierten neben uns her, vor und hinter der Kolonne und an den Seiten. Die Männer sahen genauso grimmig und elend aus wie wir; sie hatten die Kragen hochgeschlagen und trugen ihre Gewehre und Rucksäcke auf dem Rücken. Niemand schaute zurück. Niemand würde zurückgehen.

Was an diesem eisigen Januarabend begann, wurde später unter dem Namen «Todesmarsch» bekannt. Dutzende solcher Märsche gab es in ganz Europa in diesem Winter und Frühjahr 1945, sie sind von Historikern ausführlich untersucht und analysiert worden. Ich bin kein Historiker. Ich bin auch kein Psychologe oder Soziologe. Ich habe keine Ahnung, warum uns Oberscharführer Schmidt mit nach Westen nahm, abgesehen von dem natürlichen Impuls, vor den Russen davonzulaufen. Ich kann auch nicht erklären, warum er es für nötig hielt, uns alle mitzunehmen, oder wohin er wollte. Ich kann nur berichten, was ich erlebt habe.



Karte Todesmarsch.

Das Wetter war fürchterlich. Die polnischen Winter sind immer hart, aber für Männer, die von der Sklavenarbeit und vom Hunger geschwächt waren, bedeuteten sie den Tod. Und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, dass es genau darum ging. Die SS, die Wehrmacht, das gesamte Reich war auf der Flucht, das Ende des Krieges war in greifbare Nähe gerückt. Aber so schnell gaben sie nicht auf, noch nicht. Die SS hatte noch einige Kugeln im Magazin, buchstäblich. Sie herrschten immer noch über Leben und Tod, und sie würden entscheiden, wie, wo, warum und wann wir sterben mussten. Wer aus der Reihe trat, wer stolperte oder am Strassenrand stürzte, fing sich sofort eine Kugel ein. Wenn man pinkeln musste, tat man es im Gehen. Die warme Flüssigkeit durchnässte die Hosen, kühlte ab und fror dann fest. Wenn man scheissen wollte ... nein, das wollte man nicht. Es wurde nicht gesprochen, man hörte nur das Klappern von Holzschuhen und Stiefeln auf dem knirschenden Schnee. Dieser monotone Rhythmus wurde hier und da durch einen Gewehrschuss durchbrochen, wenn wieder einmal eine grosskalibrige Kugel aus nächster Nähe einen zerbrechlichen Körper traf. Keine Kugel ging jemals daneben. Kein Opfer überlebte.

Am Abend des 20. Januar waren wir seit zwei Tagen unterwegs. Oberkapo Hermann Josef hatte uns gesagt, wir würden zum Bahnhof marschieren. Wo zum Teufel war dieser Bahnhof? War das wieder nur eine Lüge der Nazis? Eine Finte der SS, die so ausgefeilte Foltermethoden kannte? Wir wurden in eine Kaserne gesperrt, die einmal der polnischen Armee gehört hatte und zuletzt Wehrmachtssoldaten beherbergt hatte. Tausende Männer befanden sich dort, in allen möglichen provisorischen Uniformen, wobei die gestreifte Lagerkleidung am stärksten auffiel. Viele Männer passten nicht mehr in die Gebäude und mussten bei Frosttemperaturen draussen übernachten. Männer aus Auschwitz I, aus Birkenau, aus Monowice. Viele – vielleicht die meisten – waren Juden. Es war, als hätte sich ein ganzes Volk wieder auf den Weg gemacht. Wir waren wie die Flüchtlinge, die seinerzeit durch Będzin gezogen waren, wie die Pivniks auf dem Weg zum Kamionka. Wir bekamen

an diesem Abend kein Essen und fanden auch wenig Schlaf, obwohl wir so erschöpft waren. Irgendjemand meinte, wir wären in Gleiwitz, wo der ganze Wahnsinn am Tag vor meinem dreizehnten Geburtstag angefangen hatte. Damals, als Polen angeblich ohne Vorwarnung oder Grund einen deutschen Radiosender angegriffen hatten.

Aber inzwischen war Gleiwitz nur noch ein weiteres Konzentrationslager mit Verbindung zu der zusammenbrechenden Industrie des Reiches. Die Frauen stellten Lampenruss her, die Männer Munition.

Der nächste Tag dämmerte grau und kalt herauf. Ich hatte seit zwei Tagen kaum etwas gegessen, und das Frühstück – ein Stück Brot und etwas Ersatzkaffee – konnte meinen Magen nicht füllen. Wir stellten uns wieder als Kolonne auf und marschierten über eisige Strassen endlich zu dem versprochenen Bahnsteig. Hermann Josef hatte uns nicht gesagt, dass der Bahnhof zwei üble Tagesmärsche entfernt lag. Dort warteten offene Güterwagen auf uns, wie man sie für Kohle und Koks benutzte. Wir würden darin entsetzlich frieren, aber es war besser, als weiterzulaufen, und insofern nicht gar so schlimm wie auf einigen anderen Todesmärschen. Sie steckten uns in den Zug, und ich war froh, dass wir so viele waren, weil wir uns auf diese Weise gegenseitig wärmen konnten. Allerdings fuhren wir nicht los. Der Zug wartete am Bahnsteig, Dampf gefror in der Morgenluft. Am Vormittag waren wieder Artilleriefeuer zu hören, manchmal sogar Gewehrschüsse oder das Rattern von Maschinengewehren. Die 17. Armee der Sowjetunion drängte weiter gen Westen, nachdem Krakau und Kattowitz eingenommen waren, und die verängstigten SS-Leute suchten ihr Heil in der Flucht.

Ich wusste nicht, was los war. Instinktiv kauerten wir uns in den Wagen zusammen und hielten die Köpfe unten, sodass ich gar nicht mitbekam, dass die SS-Leute flohen. Andere sahen es schon – unsere Bewacher verschwanden einfach in den Wäldern. Ein stehender Zug an einem Bahnsteig ist ein verführerisches Ziel für Kampfflieger und weitreichende Artillerie, und nach allem, was wir über die Rote Armee gehört hatten, würden sie keine langen

Fragen stellen oder sich grosse Gedanken über Kollateralschäden machen. Der Zug trug die Zeichen des Reiches, also war er ein legitimes Ziel.

Einige Gefangene, die zu erschöpft oder verzweifelt waren, um die Spannung noch länger auszuhalten, kletterten über die Seitenwände der Waggons und liessen sich auf die Schienen oder den Bahnsteig fallen. Dann rannten sie in die Wälder – aber da wartete die SS auf sie, und ich hatte wirklich nicht den Nerv, mein Schicksal auf die Probe zu stellen. Wie lange die Panik andauerte, weiss ich nicht mehr. Aber irgendwann flogen Kugeln über uns hinweg und schlugen in die Stahlteile der Waggons oder in die Holzbretter ein. Ein oder zwei Männer wurden getroffen und fielen wie Steine auf den Boden oder auf die Überlebenden. Ihr Blut lief warm und dunkel über unsere schmutzigen Körper. Die SS war wieder da, die Schüsse waren der beste Beweis. Wir kauerten uns hinter den Wänden zusammen, dann schnaufte die Lokomotive auf, und wir fuhren.

Oft denke ich, welche Ironie doch in der Tatsache liegt, dass ich in einem Personenwaggon in Auschwitz ankam, der trotz all des Grauens noch so etwas wie Vorkriegshöflichkeit an sich hatte. Frauen, Männer und Kinder fuhren damit in den Tod, aber ein Anschein von Kultur war noch gegeben. Die Kohlewaggons, in denen wir jetzt reisten, waren leer, abgesehen von einer steigenden Zahl von Toten. Wir fuhren sieben Tage lang. In dieser schrecklichen Woche starben Männer an Kälte und Entkräftung, an Erschöpfung und Hunger, an alten und neuen Wunden, die ihnen SS und Kapos zugefügt hatten. Einige von ihnen wuchteten wir über die Seitenwände und beobachteten, wie sie auf den gefrorenen Bahndamm fielen und dann ins Gebüsch und ins abgestorbene Gras rollten. Andere wurden benutzt, um auf ihnen zu sitzen. Man vergass schnell, dass es einmal Menschen gewesen waren. Jetzt waren sie ein relativ bequemes Polster, auf dem man hocken konnte, während man versuchte, ein wenig Gefühl zurück in die eiskalten Füsse zu bekommen.

Sieben Tage lang ratterten wir über Land durch Böhmen. Die Waggons holperten und schwankten unvorhersehbar, sodass wir immer wieder gegen die Seitenwände und gegeneinander geschleudert wurden. Es gab nichts zu

essen und kein Wasser, abgesehen von den Eiszapfen, die wir von den Seitenwänden abbrachen, und dem Schnee, den wir in einer Blechdose sammelten. Schutz vor dem Wetter gab es nicht. Wir fuhren durch Bahnhöfe, ohne jemals anzuhalten oder langsamer zu werden. Polizisten und Wehrmachtsoffiziere in Uniform starrten uns von den Bahnsteigen aus an. Wieder eine Ladung Juden. Die hatten den Krieg doch angezettelt, oder? Der Führer sagte das. Niemand hatte sich jemals um uns gekümmert, und jetzt waren sie alle viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt.

In diesem Zug fingen einige an, andere Männer zu essen. Der Kriminologe Brian Marriner hat einmal geschrieben: «In lebensbedrohlichen Situationen verlieren Menschen alle Hemmungen ... Wir werden wieder das, was wir ursprünglich waren: Tiere. Und dafür muss man sich nicht schämen.» Es heisst, bei den russischen Bauern sei Kannibalismus noch zur Zeit meiner Kindheit üblich gewesen, und auch im KZ Bergen-Belsen soll es wenige Wochen nach unserer Reise einige Fälle gegeben haben. Die Militärärzte, die die Leichen untersuchten, stellten fest, dass zehn Prozent von ihnen Bissspuren an den Beinen aufwiesen. Einer von ihnen beobachtete einen Ex-Häftling auch noch nach der Befreiung, in der relativen Sicherheit eines amerikanischen Feldlazaretts, wie er sich mit einem Messer eine Portion Fleisch von einer Leiche abschnitt und in den Mund steckte. Dafür muss man sich nicht schämen? Da bin ich mir nicht so sicher. Verzweifelte, halb erfrorene Männer aus Osteuropa – ich habe keine Ahnung, wo wir uns befanden – benutzten alles, was scharfe Kanten hatte, um gefrorene Leichen aufzuschneiden, die Leber herauszutrennen und roh zu essen, um sich daran ihre frostigen Finger zu wärmen.

Essen war das Wichtigste. Tschechische Zivilisten standen an Brücken, unter denen unser Zug herfuhr, und warfen uns Brot hinunter. Die SS-Wachen, die in Waggons zwischen den Güterwagen mitfuhren, richteten ihre Maschinengewehre nach oben und vertrieben die barmherzigen Samariter mit ein paar Kugeln. Sie töteten tatsächlich Menschen, die nichts anderes vorhatten, als uns etwas zu essen zu bringen. Es war unglaublich. Wir brach-

ten uns in den Waggons ohnehin schon gegenseitig um, das Gesetz des Dschungels, das in Auschwitz-Birkenau und Fürstengrube geherrscht hatte, blieb auch in diesem Zug in Kraft. Wir schlugen uns und rangen, boxten, schubsten und traten mit der verzweifelten Kraft von Verhungernden. Hier ging es wirklich ums Überleben der Stärksten. Die Grössten, Kräftigsten, Böartigsten bekamen das Brot. Die Schwächsten, Kleinsten sanken hoffnungslos auf den Boden.

Am siebten oder achten Tag kamen wir in Mauthausen an. Wir wussten nicht, dass das Lager unweit der Stadt Linz lag, wo Hitler – der in seinem Wahn noch immer in seinem Bunker unter den Strassen von Berlin hockte – die Stadt Germania hatte bauen wollen, die grösste Stadt der Welt. Mauthausen lag am Nordufer der Donau in einer schönen Landschaft, die wir, halb verhungert, wie wir waren, jedoch gar nicht bemerkten. Wir waren weit nach Österreich hineingefahren. Mauthausen war kein Vernichtungslager im engeren Sinne, allerdings könnte man auf die Idee kommen, wenn man das Totenbuch des Lagers ansieht. Dort sind 36.318 Exekutionen in den sechseinhalb Jahren seiner Existenz aufgezeichnet. Aber das ist natürlich eine verschwindend geringe Zahl verglichen mit Auschwitz-Birkenau.

Wir hatten gehört, dass es auch in Mauthausen Gaskammern und Krematorien gab, und von unseren Wagen aus konnten wir die riesigen Tore und den Reichsadler sowie das Hakenkreuz darüber sehen. Wir hatten auch schon von der Todesstiege gehört, einhundertsechsdachtzig Steinstufen unterschiedlicher Höhe, über die die Muselmänner Steine schleppen mussten, wie ich es auch schon im Quarantäneblock in Auschwitz-Birkenau getan hatte. Die Menschen starben jeden Tag dutzendweise, und wenn ganz vorn, wo die Stufen am höchsten waren, jemand zusammenbrach, dann gab es einen tödlichen Dominoeffekt für diejenigen, die hinter ihm gingen. Die meisten Häftlinge hier gehörten zur polnischen Intelligenz und wurden hier durch Sklavenarbeit langsam aufgerieben.

Im Jahr zuvor waren viele niederländische und ungarische Juden nach Mauthausen gebracht worden. Viele von ihnen waren die sogenannte Fallschirmspringerwand hinuntergestürzt worden, wo ihre Leichen von den Fel-

sen des Steinbruchs abprallten. Einer der Überlebenden von Mauthausen, Dr. Antoni *Goscinski*, berichtete Jahre später in seinen Erinnerungen, er käme beim Zählen auf sechzig verschiedene Arten, wie die SS die Häftlinge ermordete. Im Nazi-Hauptquartier in Berlin wurde Mauthausen als «Knochenmühle» bezeichnet.

Immer noch kein Essen. Immer noch kein Wetterschutz, keine Möglichkeit, sich aufzuwärmen. So lange unsere Wachmannschaften auch mit dem Kommandanten von Mauthausen verhandelten – das Lager war voll, es gab keinen Platz für uns. Also fuhren wir weiter nach Buchenwald. Buchenwald war eines der ältesten und grössten Konzentrationslager, schon vor dem Krieg gegründet, um politische Häftlinge unterzubringen. Es lag auf einem bewaldeten Hügel ein paar Kilometer von Weimar entfernt, der Stadt, die in der deutschen Kultur mit Goethe und Schiller in Verbindung gebracht wird. Ich bezweifle, dass die beiden Buchenwald auch nur verstanden hätten. Die Fabrik dort fertigte rund um die Uhr Maschinengewehre und Minen für die Wehrmacht, die inzwischen, so hörten wir am Rande der Strecke, an allen Fronten auf dem Rückzug war. Buchenwald war aber auch ein Ort, an dem, genau wie in Auschwitz-Birkenau, Tausende von Menschen umgebracht wurden, um den Traum eines Wahnsinnigen zu verwirklichen.

Über dem Haupttor war ein schmiedeeisernes Schild angebracht, das ich selbst nie gesehen habe: «*Jedem das Seine*». Die Insassen hatten offenbar eine ganz eigene Interpretation dieser Inschrift – jeder kriegt, was er verdient. Viele von ihnen bekamen viel Schlimmeres in dem «singenden Wald», wie man den Wald um das Lager makabrerweise nannte. Dort wurden Männer mit dem Kopf nach unten in den Bäumen aufgehängt. Überlebende haben ausgesagt, dass Walter Sonner, der «Henker von Buchenwald», einmal der Geschichte über Petrus, den Jünger Jesu, folgte und zwei Priester kopfüber kreuzigte.

Ich kann gar nicht beschreiben, wie sehr mir der Magen wehtat und wie verkrampt meine Beine waren, als man uns in Buchenwald ebenfalls abwies. Der Zug wurde jetzt geteilt, die Hälfte der Wagen fuhr in die eine Rich-

tung, die andere Hälfte in die andere. Das hatte etwas Symbolisches. Je mehr wir darüber nachdachten, desto offensichtlicher wurde es, dass das Reich zerfiel. Von oben kamen keine Entscheidungen mehr, es gab keinen Zusammenhang mehr, keinen Plan. Alles war nur noch Stückwerk aufgrund von Gerüchten über Truppenbewegungen, und alle sprachen von der «Befreiung». Warum hielt uns die SS überhaupt noch fest? Waren wir Geiseln, ein Pfand in einem verrückten Handel, mit dem sie ihre Haut retten wollten? Oder war auch das, was jetzt passierte noch Teil der Politik, die der Nazi-Staat in den letzten sechs Jahren in Bezug auf die Juden verfolgt hatte?

Wir ratterten nach Mittelbau-Dora in der Nähe von Nordhausen im Harz. Die Schönheit dieses Mittelgebirges konnte ich nicht mehr wahrnehmen, während ich durchgefroren und hungernd in einem Kohlewagen kauerte, umgeben von Leichen. Endlich konnten wir den Zug verlassen. Seit neun Tagen waren wir unterwegs, ich konnte kaum noch gehen. Mittelbau-Dora war ein grosser Komplex, der in natürliche Höhlen und Stollen hineingebaut war. Hier wurden in Werkstätten die streng geheimen deutschen V2-Raketen gebaut, mit denen immer noch Grossbritannien beschossen wurde und die Tod und Zerstörung in einem nie gekannten Ausmass brachten. Das gesamte Gelände war ein Hochsicherheitsbereich mit elektrischen Zäunen, aufgemalten Totenköpfen mit gekreuzten Knochen darunter und Schildern: *Zutritt verboten!* Wir schliefen in einer verlassenen Halle und bekamen zum ersten Mal seit einer Woche etwas zu essen. Es war die übliche dünne Suppe mit zwei Kohlblättern, die in dem Napf trieben, aber wir bekamen immerhin etwas in den Magen. Die Halle war ungeheizt, und es gab auch keine Betten, aber wir waren unter Dach – nach all den Tagen in den offenen Zügen war das fast schon paradiesisch.

Zwei Tage verbrachten wir dort, dann tauchte Oberscharführer Schmidt auf. Während des Marsches und der Zugreise hatten wir ihn nicht zu Gesicht bekommen, aber wir hatten ja ohnehin nur wenig zu sehen bekommen. Es war ein surreales Erlebnis, in diesem rechteckigen Kasten aus Holz und Metall eingesperrt zu sein, wie in einer kleinen Welt für sich, in der Männer ver-

hungerten und erfroren und wo es nichts gab ausser Schnee und dem Rattern auf den Gleisen.

Schmidt sammelte ein paar Hundert von uns ein, den lebenden Rest «seines» Lagers, und brachte uns in ein Aussenlager namens Turmalin. Erst viel später erfuhr ich, dass es eigentlich Regenstein hiess und in der Nähe der Kleinstadt Blankenburg lag. Es war nach einer mittelalterlichen Burgruine in der Nähe benannt worden. Aus welchem Grund auch immer – vermutlich, um bei den Alliierten Verwirrung zu stiften, wenn sie danach suchten – wurden einige Aussenlager mit neuen Namen von Mineralien versehen. So wurde aus Regenstein Turmalin. Es handelte sich um eine Art neuer Fürstengrube, als wäre die ganze Reise vollkommen sinnlos gewesen oder eben nur eine weitere Methode der SS, uns umzubringen. Es gab einen Appellplatz, Baracken, Blocks, einen elektrischen Zaun und vier Wachtürme. Die Schlafquartiere waren neu und sahen provisorisch aus, als wollte die SS uns hier nur kurz Zwischenlagern, bevor die russische Artillerie uns weitertrieb. Es gab keine richtige Küche und nur eine behelfsmässige Wasserversorgung. Das Essen war so monoton wie eh und je: hartes Schwarzbrot, wässrige Suppe, «Kaffee». Und man erwartete von uns, dass wir einen neuen Tunnel bauten, der zu der unterirdischen Raketenfabrik führen sollte. Offiziell – wobei uns das damals niemand sagte – waren unsere Arbeitgeber die Firmen Hitzbleck aus Duisburg, Brandt aus Magdeburg und Scheffer aus Blankenburg. Dahinter standen die Industrieriesen, die das ganze Lager Mittelbau-Dora betrieben: Junkers, Heinkel, Siemens und BMW. Wir bauten Stützen für die Decke des Tunnels, so wie wir es in der Maurerschule im Lager Fürstengrube gelernt hatten. Das Ganze vollzog sich in einem mörderischen Tempo. Der Chemiegestank in den Tunneln war fürchterlich, vor allem roch es nach Schwefel, wie man es sich in der Hölle vorstellt. In dem Aussenlager hatte es vor unserer Ankunft Schwierigkeiten gegeben, der Lagerklatsch besagte, russische Kriegsgefangene hätten verschiedene Sabotageakte unternommen. Alle Beteiligten waren erschossen worden.

Und hier bot sich uns auch der grässlichste Anblick, den ich in den Lagern gesehen hatte. Wer versuchte zu fliehen, wurde an den Wänden in den Tunneln von Turmalin aufgehängt, an Fleischerhaken, die den Opfern ins Fleisch gebohrt wurden. So blieben sie hängen, bis sie schwarz verwest waren, als Warnung für alle.

In diesem Lager wurde ich zum Muselmann. Auf der Rampe und im Lager Fürstengrube hatte ich das eine oder andere «organisieren» können, immer mal wieder ein paar Lebensmittel, um einfach am Leben zu bleiben. In Turmalin gab es solche Möglichkeiten nicht. Hier waren wir alle gleich, wie auch immer unsere individuellen Fähigkeiten aussahen, wir taten alle dasselbe. Sie arbeiteten uns auf, und bei dieser schrecklichen Ernährung wurde es umso einfacher.

Es gab dort auch ziemlich viele Zivilisten, weil die Arbeit so technisch war. Und es gab dieselbe Art sporadischer, unvorhersehbarer Brutalität wie in der Fürstengrube. Die meiste Zeit kamen wir ganz gut zurecht, aber dann gab es immer wieder diese Ausbrüche, wenn die SS sich über schlampige Arbeit aufregte. Dann klatschten die Peitschen und piffen durch die Luft, trafen auf Rücken, aus denen die Schulterblätter schon furchtbar deutlich herausstanden.

Hier wurden Kapo Hans und Shlomo Barran hingerichtet, ebenso wie vier oder fünf andere, auf Befehl von Oberscharführer Schmidt. Ich erinnere mich nicht mehr, welches Verbrechen ihnen vorgeworfen wurde, aber da Hans Christ war, kann es nicht reiner Antisemitismus gewesen sein.

Anfang April veränderte sich die Lage wieder. Am 6. April, obwohl wir zu dieser Zeit keine genauen Nachrichten bekamen, standen die Russen vor den Toren Wiens. Polen, weit im Osten, war bereits wieder in russischer Hand, und obwohl es eine Befreiung hätte sein sollen, war es das weiss Gott nicht. Vor Morgengrauen standen wir auf wie immer, Befehle wurden gebrüllt, die Wachen waren ungeduldig. Wir schlangen unser Frühstück runter, und ich steckte das letzte Stück in meine Jackentasche, um später noch etwas zu haben. Aber der Appell an diesem Morgen war anders als sonst. Die Kapos

und Vorarbeiter von Turmalin waren nicht anwesend, nur die SS. Und unter den Mützen mit den Totenkopfabzeichen und den Stahlhelmen sah man bekannte Gesichter. Die alten Wachen aus Fürstengrube, mit Oberscharführer Max Schmidt an der Spitze. Bildete ich mir das nur ein oder ging der Zählappell, diese endlose Folter, die manchmal Stunden dauerte, heute schneller vor sich? Schmidt hatte uns etwas zu sagen. Sobald sie mit Zählen fertig waren, erklärte er uns, wir würden das Lager verlassen und müssten um sieben Uhr marschbereit sein. Das war nicht schwierig, ich besass ohnehin nur die Kleider, die ich am Leib hatte, einen Blechnapf und eine Blechtasse, die ich irgendwo hatte mitgehen lassen. Als wir uns fertig machten, herrschte rege Betriebsamkeit. Seit Tagen hatten wir hoch über uns alliierte Flugzeuge gesehen, die manchmal etwas tiefer kamen, um die Gegend zu erforschen und nach Wehrmachtseinheiten zu suchen, die sich hier versteckten oder letzten Widerstand leisteten. Niemals, so oft wir einen Blick riskierten, sahen wir irgendwelche Anzeichen der deutschen Luftwaffe. Das Reich verblutete langsam.

Aber sterbende Tiere haben durchaus noch die Fähigkeit, zu töten, und was ich den geflüsterten Gesprächen auf dem Appellplatz an diesem Morgen entnahm, sagte alles. Schmidt hatte uns gewarnt, wer zurückbliebe, würde erschossen. Wollten sie uns in ein anderes Lager bringen? Gab es denn noch Lager? Wenn wir wieder die Strassen entlangmarschierten, würden wir dann auf russische Einheiten oder britische Panzer treffen? Am meisten Angst hatten wir vor dem, was die SS uns antun könnte. Sie waren so stolz auf ihre sorgfältigen Listen gewesen, auf ihre schnelle, effiziente Vernichtung eines ganzen Volkes. Jetzt waren wir nicht nur ein Klotz am Bein ihres Rückzugs, wir waren auch der lebendige Beweis ihrer Unmenschlichkeit. Konnten sie uns überhaupt am Leben lassen?

Sobald wir unsere paar Habseligkeiten eingesammelt hatten, gab es einen weiteren Zählappell auf dem Appellplatz. Wir waren etwa zweihundert Mann, und sie liessen uns in Fünferreihen marschieren, eskortiert von Waffen-SS, die bis an die Zähne bewaffnet waren. Von einem Zug war keine Re-

de mehr. In der Fürstengrube hatte Oberkapo Hermann noch davon gesprochen. Er verschwand weit vor uns auf dem Rücksitz von Max Schmidts Zündapp-Motorrad.

Noch ein Todesmarsch. Noch ein Treck über holprige Strassen, auf denen die baldige Ankunft des Frühlings keine Bedeutung hatte. Die Spurrillen waren nicht mehr festgefroren, es fiel auch kein Schnee mehr, dafür hing der Schlamm jetzt an unseren Schuhen und erschwerte das Gehen. Wie lange meine Stiefel aus der Fürstengrube durchhalten würden, wusste ich nicht. Sie taugten in dieser Situation nicht viel mehr als die Holzschuhe aus dem Quarantäneblock. Ausserdem scheuerten sie mir die Füsse wund, sodass ich Blasen bekam, die aufgingen und immer schlimmer schmerzten. Einige Männer stolperten und sackten am Strassenrand zusammen. Keiner von uns schaute zurück, wenn wir das dumpfe Krachen der Pistolenschüsse hörten, mit denen die SS sie ermordete.

Wir machten nur dann Pause, während wir am Fuss des Mittelgebirges entlangschlurften, wenn die SS-Männer etwas trinken oder rauchen wollten. Wir bekamen kein Wasser, nichts zu essen, keine Informationen, wohin wir gingen. Tatsächlich waren wir auf dem Weg nach Magdeburg, wo wir ankamen, als es dunkel wurde. Diese mittelalterliche Stadt lag gerade einmal 130 Kilometer von Berlin entfernt, der Hauptstadt von Hitlers Reich, wo sich jetzt die Wut der Roten Armee austobte. Ich hatte noch nie eine zerbombte Stadt gesehen. Die deutschen Flugzeuge hatten Będzin an meinem dreizehnten Geburtstag angegriffen, aber sie hatten es nur auf die Industrieanlagen abgesehen, und jetzt wurde mir klar, wie wenig Schaden sie angerichtet hatten. Hier jedoch lag alles in Trümmern. Die Elbe glitt schlammig braun in die Dunkelheit hinaus. Nirgendwo waren Lichter zu sehen, und die riesigen Türme der Kathedrale streckten sich schwarz und zerstört in den Nachthimmel.

Die Strassen, auf denen wir uns entlangschleppten, waren voller Steintrümmer und Glasscherben. Diese Stadt war schon früher zerstört worden, im Dreissigjährigen Krieg zum Beispiel. Jetzt hatte sie wieder einen Schlag

abbekommen. Es gab eine Festung, aber die Stadt war auch ein wichtiges Verkehrszentrum mit vielen Schienenverbindungen. Der wahre Grund für die alliierten Bombenangriffe war jedoch die grosse Waffenschmiede von Krupp vor den Toren der Stadt. Die Menschen, die wir hier sahen, waren schäbig und schmutzig gekleidet und wirkten genauso hungrig wie wir. In der Tschechoslowakei hatten uns die Leute Brot in unsere offenen Waggons geworfen. In Magdeburg gab es kein Brot – die Menschen ignorierten uns einfach.

Als es Nacht wurde, sammelte uns die SS auf einem der Kais am Wasser. Wir wurden in einen offenen Verschlag gebracht, und man befahl uns auszuruhen. Meine Füsse und mein Rücken schmerzten höllisch. Ich döste nur ein bisschen vor mich hin, lauschte auf das Gurgeln des Wassers und betete um etwas zu essen. Wir bekamen nicht einmal Wasser, obwohl die majestätische Elbe direkt vor uns dahinfluss. Die Reihen der SS hatten sich gelichtet, stellten wir fest. Ob sie am Morgen wieder da sein würden, ahnten wir nicht. Die Verbliebenen bewachten uns aufmerksam, Gewehr im Anschlag und mit wachem Blick. Wir sollten bloss nicht auf die Idee kommen, sie hätten uns nicht mehr in ihrer Gewalt.

Beim ersten Tageslicht befahl man uns aufzustehen. Ich wusste nicht, ob ich überhaupt laufen konnte. Max Schmidt liess sein Motorrad dröhnen. Er hatte ein Fass mit Wasser für uns aufgetrieben. Immer noch kein Essen, aber wir stellten uns geduldig an, wie die meisten von uns es jetzt schon seit fünf Jahren taten, um unsere Blechtassen mit Wasser zu füllen und es hinunterzustürzen. Dann gab es wieder einen Zählappell. Und schliesslich marschierten wir zum Ufer.

Dort lagen zwei Flussschiffe vor Anker, schmutzige und verwehrte flache Kähne mit offenem Frachtraum und einem kleinen Ruderhaus am Heck. Die SS teilte uns in zwei Gruppen ein, und wir wurden in die Frachträume gepackt, die voll mit fettigem Kohlestaub waren. Ich kannte das Gefühl schon, sowohl von der Fürstengrube als auch von der Zugfahrt nach Mauthausen. Es ist schon seltsam, wie sehr einen solche Kleinigkeiten trösten können. Vertrautheit erzeugt so etwas wie Hoffnung. Natürlich gab es keinen

Wetterschutz und auch nichts, was im Entferntesten an eine Toilette erinnerte, aber wir mussten wenigstens nicht marschieren, und schon dafür war ich dankbar. Schmidt stand lässig an sein Motorrad gelehnt und plauderte mit dem Hafenkommendanten, aber ich konnte nicht hören, was sie redeten. Die Elbe strömte Richtung Norden, dem Meer entgegen, nahm ich an, aber zu dieser Zeit wusste ich ja nicht einmal genau, um welchen Fluss es sich handelte.

Nach Norden. Wir bewegten uns definitiv Richtung Norden, tuckerten stromabwärts, die Schiffsschornsteine bliesen ihren schwarzen Rauch in den Aprilhimmel. Wir sprachen nicht viel, kauerten oder sassen, so gut wir konnten, hundert Männer, die beobachteten, wie die Welt an ihnen vorbeizog. Wir sahen Dörfer am Ufer, den Rauch, der sich träge aus den Kaminen erhob. Wir sahen Kinder in Gärten spielen. Hier und da rochen wir sogar Essen. Eine andere Welt. Eine Welt, in der es keinen Krieg und keine Lager gab, eine friedliche Welt, die wir sehen, riechen und beinahe sogar anfassen konnten. Aber natürlich war es auch eine Welt ohne Juden. Ich frage mich bis heute, was die lachenden, fröhlichen Kinder über uns dachten, wenn sie uns sahen, wie wir sie anstarrten, mit unseren rasierten Köpfen und unseren schmutzigen, verlausten Uniformen: ein schwimmendes Konzentrationslager.

Drei Tage und Nächte fuhren wir und fragten uns die ganze Zeit, wohin es ging. Mag sein, dass es Kapo Wilhelm auf unserem Schiff oder Hersh Goldberg wusste, aber sie sagten uns nichts. Einmal sah ich am Ufer Flüchtlinge auf einer Strasse. Sie trugen Spülbecken auf den Schultern, hatten Karren und Wägelchen dabei. Ein Volk auf Wanderschaft. Aber diesmal war es nicht der Exodus. Diese Menschen waren Nicht-Juden, Arier, die man aus ihren Häusern vertrieben hatte. Die Russen, die Amerikaner, die Briten – wir wussten es nicht. Gelegentlich sahen wir Max Schmidt mit Hermann Josef hinter sich auf dem Motorrad durch dieses Rinnsal von Heimatlosen fahren.

Jeden Abend machten wir irgendwo am Fluss fest. Am zweiten Morgen kam ein Lastwagen, aus dem vier Zivilisten stiegen, die uns Brot und Ersatzkaffee brachten, das erste Essen seit Turmalin. Kein Wunder, dass es uns

himmlisch schmeckte. Am dritten Tag kamen wir an und machten an einem Kanal ausserhalb eines Hafens fest. Das war Lübeck, erfuhren wir einige Stunden nach unserer Ankunft. Der Name bedeutet «schöne Stadt», aber zu dieser Zeit war von der Schönheit nicht viel zu sehen. Die mittelalterliche Hauptkirche war eine Ruine, und die ganze Stadt war ein einziges Chaos: Lastwagen, Sanitätswagen und überall Menschen. Die Hafenanlagen und U-Boot-Werften waren in den letzten drei Jahren immer wieder Ziel der britischen Air Force gewesen, das konnte man deutlich sehen.

Aber bald zeigte sich, dass wir ohnehin nur auf der Durchreise waren. Von den Schiffen wurden wir durch ebenes, reich aussehendes Bauernland nach Norden getrieben. Ausserhalb der zerbombten Stadt konnte man wieder meinen, es herrsche gar kein Krieg. Bei einer grossen Scheune an der Hauptstrasse eines Dorfes namens Neuglasau hielt unser Zug an. Erschöpft und verwirrt standen wir wieder in unseren Fünferreihen. Einige der Älteren wussten ungefähr, wo wir uns befanden: in Schleswig-Holstein, genauer gesagt, in Ostholstein an der Ostseeküste. Wir hatten auf unserem Marsch die Lübecker Bucht zu unserer Rechten. Hier wurde der Letzte von uns ermordet – als wir die Allee von alten Eichen entlangtroteten, die nach Neuglasau hinführte, wurde ein Gefangener erschossen.

Wir verbrachten drei oder vier Tage in dieser Scheune oder im Hof davor, zweihundert erschöpfte, verängstigte Männer. Schmidt war nur selten da, wir wussten nicht, warum. Vielleicht fuhr er voraus, um etwas auszukundschaften, wie er es während des gesamten Todesmarsches getan hatte. Oder vielleicht besuchte er das SS-Hauptquartier, das Gerüchten zufolge vor dem Feuersturm in Berlin hierher geflüchtet war. In seiner Abwesenheit wurden vier Männer von den Ortspolizisten in die Scheune gebracht. Möglicherweise handelte es sich um Partisanen oder Ausbrecher eines anderen Todesmarsches. Schmidts Stellvertreter, ein rothaariger Feldwebel, dessen Namen ich nie erfuhr, verhörte die Männer einen nach dem anderen im Stundenabstand

hinter der Scheune, dann sah ich, wie er die Pistole zog. Ein Schuss, ein wenig Rauch, dann lag wieder ein Toter im Gras.

Am nächsten Tag tauchte der Oberscharführer wieder auf und spielte Gott – eine weitere Selektion. Etwa zwanzig von uns wurden ausgesucht und machten sich auf den Weg zu einer anderen Scheune, die kleiner war als die vorherige. Oberkapo Hermann Josef erklärte uns, worum es ging. Das hier war Max Schmidts Zuhause, der Hof seiner Eltern. Und dort würden wir arbeiten.

Bis heute habe ich keine Ahnung, was in Schmidts Kopf vor sich ging. Hatte er von höherer Stelle den Befehl bekommen, uns dorthin zu bringen? Wir wussten ja nicht, dass die SS, die in den letzten sechs Jahren über unser Leben und Sterben bestimmt hatte, gerade zusammenbrach und dass jeder nur noch seine eigene Haut retten wollte. Hatte Schmidt die irre Idee, uns jüdische Häftlinge bis zum bitteren Ende bei sich zu behalten, um auf Hitlers Befehl die Vernichtung der europäischen Juden zu vollenden? Oder hoffte er, uns als Geiseln gegen sein eigenes Leben einzutauschen?

Eins war jedenfalls für uns alle klar: Es war keine menschliche Geste. Oberscharführer Max Schmidt hatte absolut nichts Menschliches an sich.

10

Auf einem Hof in Ostholstein

Wir waren von brüllenden SS-Leuten aus der Scheune getrieben worden, aber man konnte das alles hier nicht mit der Fürstengrube oder Auschwitz vergleichen. Und wir bekamen tatsächlich frisches Brot und echten Kaffee, nicht nur den widerlichen Ersatzkaffee, den ich seit dem 7. August 1943 zu mir nahm, meinem ersten Tag im Quarantäneblock. Es fällt mir schwer, den Geschmack dieses Brotes zu beschreiben. So etwas bekamen die Leute hier auf dem Hof jeden Tag, ich konnte mich kaum noch erinnern, wie so etwas schmeckte. Aber bevor ich richtig anfang, wieder an Wodzisław Śląski und den Garten Eden und all die schönen Dinge meiner Kindheit zu denken, wurde ich mit einem Ruck in die Wirklichkeit zurückgeholt. Um mich herum in dieser klammen Scheune sassen erschöpfte, halb verhungerte Gefangene des Nazi-Staates. Wir hatten immer noch geschorene Köpfe, unsere gestreiften Uniformen hingen uns in Fetzen vom Leib, und unsere Holzschuhe waren blutverschmiert. Und nach wie vor bestimmte die SS über uns, wenn auch nur noch aufgrund der Tatsache, dass diese Männer die Waffen in Händen hielten.

Hier führte Schmidt eine weitere Selektion durch. Wollten sie uns in kleine, besser handhabbare Einheiten aufteilen, um uns am Rand von Erdgruben zu erschiessen, die wir zuerst einmal selbst ausheben müssten? Am Ende war dies die wohlwollendste Selektion, die ich je erlebt hatte. Wir wurden in kleine Gruppen aufgeteilt und über die Felder von Ostholstein getrieben. Meine Gruppe blieb noch da, sie bestand aus den Absolventen der Mauerschule, und so wenig Stolz ich darüber empfand, so war ich zumindest unter Freunden.

Der Hof der Schmidts wurde in den nächsten Tagen eine Art Zuhause für uns. Wir wohnten auf einem Heuboden über dem Schweinestall, was schon einiges darüber aussagte, was die Familie von uns hielt. Und wir mussten arbeiten. Zwei Wochen lang bauten wir Mauern und reparierten Wege, im

eisigen Regen und im Wind, der über die Felder heulte. Aber im Vergleich zu allem, was wir erlebt hatten, war es eine Art Paradies. Auf dem Hof der Schmidts fanden keine Selektionen mehr statt. Wir arbeiteten schwer, weil wir dazu in der Lage waren. Ich bekam nicht viel mehr zu essen als im Lager Fürstengrube oder auf der Rampe, aber die Qualität war eine ganz andere. Es war richtiges Essen, und es war frisch. Morgens gab es Brot aus richtigem Mehl und Butter dazu. In unserer Suppe war echtes Gemüse, manchmal sogar ein Stück Fleisch. Das mag kindisch klingen, aber so ist es nicht gemeint – seit langer Zeit hatte keiner von uns solchen Luxus erlebt.

Gelegentlich wurden wir in diesen zwei Wochen zu anderen Höfen gebracht, wo es eher noch besseres Essen gab. Einer der Männer, für die wir arbeiteten, war Herr Miller. Er war krank und konnte die Arbeit nicht selbst erledigen. Seine Frau war uns so dankbar für die Hilfe, dass sie Bratkartoffeln mit Schmalz für uns machte. Wir konnten essen, so viel wir wollten. Bei den Schmidts auf dem Hof lebten zwei Mädchen aus der Ukraine, Zwangsarbeiterinnen, die dort putzten und kochten. Ihre Bratkartoffeln waren unglaublich gut; seit unserem Umzug auf den Kamionka hatte ich nicht mehr so gut gegessen.

Die Situation im Haushalt der Schmidts war absurd. Nach den Jahren in den Lagern, nur unter Männern und unter dem täglichen Terror der Selektionen und Appelle, herrschte hier eine ganz andere Atmosphäre. Schmidts Frau Gerda hatte ich schon im Lager Fürstengrube gesehen, erinnerte ich mich. Sie war kaum älter als ich und sehr hübsch, mit goldblonden Haaren, die sie normalerweise zu Zöpfen geflochten trug, wie man es in Deutschland gern sah – eine Walküre von Kopf bis Fuss. Ihr Vater war ebenfalls dort, ein Ingenieur namens Bergman, der auch in der Fürstengrube gearbeitet hatte. Solange das Lager existierte, hatten die Bergmans im nahen Myslowice gelebt, aber ich vermutete, dass dieser Teil Polens inzwischen von der Roten Armee überrannt worden war und dass die Bergmans auf eine der kleinen «Inseln» geflüchtet waren, auf denen das Tausendjährige Reich noch existierte. Schmidts Eltern waren Anfang fünfzig, schätze ich. Nach der Zeit im Lager

fiel es mir schwer, das Alter von Leuten zu schätzen, vor allem, seit ich das tödliche, hoffnungslose Mantra der Rampe gehört hatte: «Sag ihnen, du bist achtzehn.» Die Schmidts waren wohlhabende, kräftig gebaute «gute Deutsche». Er trug die Haare so kurz, wie es unter Männern mittleren Alters mit preussischem Hintergrund üblich war. Sie war von Kopf bis Fuss eine typische norddeutsche Hausfrau. Ich fragte mich, ob sie genau wussten, womit ihr Sohn seinen Lebensunterhalt verdiente, und ob sie womöglich stolz auf ihn waren. Einige Landarbeiter oder Knechte aus der Umgebung arbeiteten mit uns auf den Feldern, aber sie redeten nicht mit uns, und wir liessen sie einfach in Ruhe.

Inzwischen war es Ende April geworden, und auch das Wetter wurde frühlingshaft. Die Bäume wurden grün, der Himmel zeigte sich ab und zu blau. Von Zeit zu Zeit hörten wir Flugzeuge dröhnen und sahen die schwarzen Umrisse der Bomber hoch über uns. Ob das die Briten waren – Wellingtons, Halifax und Lancasters – oder amerikanische B-24, konnten wir nicht sagen. Aber der Himmel gehörte ihnen, von der deutschen Luftwaffe war nichts zu sehen. Jede Nacht sahen wir, wie der Himmel über Hamburg südlich von uns rot aufleuchtete. Auch am Boden war Artilleriefire zu hören, und es kam nicht aus dem Osten, wo die Rote Armee sich durch das gebeutelte Land pflügte, sondern von Westen. Ich erinnerte mich an den Tag, als ich dreizehn geworden war. Wie wir alle in den Strassen von Będzin gestanden hatten, um britische oder französische Panzer zu begrüßen. Jetzt würden sie bald, sehr bald hier sein, während wir auf deutschen Feldern arbeiteten. Sie würden kommen, sechs Jahre zu spät. General Miles Dempsey und die Second British Army waren auf dem Weg zu uns.

Eines Abends sassen wir auf unserem Heuboden über dem Schweinestall und assen unsere Suppe, als Schmidt und sein Vater vorbeigingen, tief ins Gespräch versunken. In den letzten Tagen waren sie immer nervöser geworden, den Finger sozusagen stets am Abzug, die Stimmung gereizt. Sie beobachteten den Himmel und die Strassen. Ständig hörte man es irgendwo krachen, sobald es dunkel wurde. Heute wissen wir, dass dieses Artilleriefire

die Briten zwei Millionen Pfund pro Tag kostete. Die Totenglocke für das Dritte Reich. Schmidt sagte zu seinem Vater: «Das wird schlimm.» Er kam zum Schweinestall, beugte sich über den Zaun und sah uns an. War es jetzt so weit?, fragte ich mich. Würde er jetzt die Pistole ziehen, wie er es in der Fürstengrube getan hatte, als der Boiler nicht funktionierte? Hatte er beschlossen, uns ein für alle Mal loszuwerden? Er sagte kein Wort, sein Gesicht verriet keine Regung. Er drehte sich auf dem Absatz um und ging ins Haus.

Warum wir nicht wegliefen, als wir in dieser Nacht nach unserer Suppe im Schweinestall sassen? Oder am nächsten Tag, als Ostholstein im Sonnenlicht lag und die Felder frühlinggrün leuchteten? Warum liefen wir nicht weg? Schmidt war noch da, genau wie seine Männer und ihre Waffen. Aber wir wurden nicht ständig bewacht, höchstens von unbewaffneten, harmlos aussehenden Bauern. Wir hätten weglaufen können, wir hätten es schaffen können, hätten uns in die Arme der Briten werfen können, die sicher nicht auf uns Vogelscheuchen in der Häftlingskluft eines Konzentrationslagers geschossen hätten. Aber wir liefen nicht weg. Keiner von uns. Ich habe immer wieder in den Erinnerungen anderer Überlebender davon gelesen. Die Jahre des Schreckens, des Stacheldrahts, der elektrischen Zäune – sie verschwinden nie. Man zieht sich in sich selbst zurück, versteckt sich in der vertrauten Hölle. Und warum? Weil da draussen, auf den Feldern und in den Wäldern des gut gepflegten norddeutschen Bauernlandes eine Welt existierte, die ich überhaupt nicht kannte. Ich war gerade einmal dreizehn gewesen, als die Wehrmacht in mein Heimatland einmarschiert war, und im Grunde genommen war mein Leben in diesem Moment angehalten worden. Oder ganz einfach gesagt: Ich hatte zu viel Angst, um wegzulaufen.

Aber das änderte sich eines Tages, und zwar am 1. Mai. Radio Hamburg meldete, Hitler sei tot. Den Wahnsinnigen, der seinen eigenen Garten Eden in meinem Land hatte errichten wollen, gab es nicht mehr. Sein Nachfolger war Admiral Dönitz, von dem ich noch nie gehört hatte, und er erklärte seinen verstörten Zuhörern, es sei seine Pflicht, das deutsche Volk vor der Vernichtung durch die Bolschewiken zu retten. Als die Rote Armee in die

Reichskanzlei eindrang, fand sie dort im Garten die verkohlten Überreste von Hitler und seiner Frau. Es hatte schon etwas Poetisches an sich, auch wenn es noch Jahre dauern sollte, bis die Welt alle Einzelheiten erfuhr.

Wir frühstückten an diesem Tag wie üblich, aber jetzt bekamen wir wieder den Befehl, eine Kolonne zu bilden. Wir würden nicht mehr auf dem Hof arbeiten, sondern zurückmarschieren, durch Ahrensbök, das kleine Dorf mit der Kirche und dem Wochenmarkt, wo die Einheimischen versuchten, so zu tun, als wäre alles ganz normal, selbst wenn kahl geschorene Männer in gestreiften Lumpen dort herumliefen. Die anderen Häftlinge, die auf Höfen untergebracht worden waren, schlossen sich uns an, und wieder ging es Richtung Norden, zum Meer.

Ich weiss nicht mehr, wer es als Erster hörte, wir Häftlinge oder die schiesswütigen SS-Männer, die neben uns, vor uns und hinter uns liefen. Das unverwechselbare Geräusch eines Flugzeugs, das im Sturzflug links vor uns herunterkam und dann mit einem Dröhnen auf Höhe der Baumwipfel auf uns zuflog. Es muss ein britisches Kampfflugzeug gewesen sein, aber niemand nahm sich die Zeit, die Abzeichen anzusehen. Schon bevor wir den Befehl bekamen, uns zu verteilen, brach die Kolonne auseinander, und wir gingen in Deckung. Ich muss dreissig oder vierzig Meter gerannt sein, dann warf ich mich in den Strassengraben und wartete. Überall tauchten Köpfe auf, aber die Gefahr war noch nicht vorbei. Das Flugzeug kam zurück. Eine Kolonne auf der Strasse, das konnten Truppen sein oder Flüchtlinge, also Zivilisten. Das Letzte, was die Royal Air Force hier vermutete, waren die Überreste eines Todesmarschs. Wieder dröhnte das Flugzeug über uns. Diesmal erkannte ich die rot-weiss-blauen Erkennungszeichen. Aber es wurde nicht geschossen. Die deutsche Luftwaffe hätte unsere gestreiften Lumpen sofort erkannt und schon zum Vergnügen draufgehalten.

Diesmal blieb ich unten, kauerte im Graben, so nass und ungemütlich es in dem Erdloch auch war. Das Flugzeug kam drei oder vier Mal vorbei, dann verschwand es als kleiner Punkt im blauen Himmel. Als ich den Kopf wieder hob, war niemand mehr da. Ich weiss bis heute nicht, wie das passieren konnte. Warum hatte ich den Befehl der SS nicht gehört, uns wieder als Kolonne aufzustellen, oder das Klappern der Holzschuhe auf der Strasse? Tat-

sache ist, ich hörte nichts. Und plötzlich geriet ich in höchste Panik. Ich konnte mich nicht erinnern, wann ich zuletzt ganz allein gewesen war, aber es muss wohl vor meinem dreizehnten Geburtstag gewesen sein. In der Modrzejowska 77 während meiner Schulzeit hat es Zeiten gegeben, in denen ich allein war. Aber nach dem Einmarsch der Deutschen – nie mehr.

Felder und Bäume erstreckten sich weit an diesem schönen Tag Anfang Mai in Ostholstein. Alles schien ganz normal. Warum waren sie ohne mich losmarschiert? Meine Erfahrungen auf dem Appellplatz hatten mich gelehrt, dass die Lebenden und die Toten immer wieder gezählt wurden. Aber jetzt hatten wir es nicht mehr mit der alten SS zu tun, dieser tödlichen Organisation, die so viele Möglichkeiten hatte, Menschen zu Tode zu foltern. Unsere Wachen hatten genauso viel Angst wie wir, vielleicht sogar noch mehr, weil sie wussten, dass ihre Taten nicht ungesühnt bleiben würden. Niemand kam mich holen, und ich hatte keinen Ort, an den ich gehen konnte. Mein Vater, meine Mutter und alle meine Geschwister waren in den Gaskammern von Auschwitz-Birkenau gestorben. Nathan war uns schon entrissen worden, als wir auf den Kamionka gezogen waren. Meine Grossmutter hatten wir Monate zuvor im Hakoah-Stadion verloren. Ich musste davon ausgehen, dass die beiden ebenfalls tot waren.

Ich wusste nicht genau, wo ich mich befand. Wenn ich es jetzt aufschreibe, ist alles klar. Ahrensbök kann man googeln, und man kann sogar über eine digitale Wiedergabe der Strasse «hinwegfliegen», an der ich an diesem Tag Anfang Mai hockte. Damals wusste ich nur, ich befand mich mitten im Herzen des Dritten Reichs, und die Menschen hier hassten Juden. Wie lange würde ich allein unter freiem Himmel überleben? Also beschloss ich zurückzugehen, zurück zum Hof der Familie Schmidt, wo ich eine Weile schlecht und recht überlebt hatte. Zurück zu dem letzten Ort, an dem ich irgendwie zu Hause gewesen war. Ich wartete im Strassengraben, bis es dämmerte, dann machte ich mich auf den Weg.

Ich achtete sorgfältig darauf, die Hauptstrasse durch Ahrensbök zu meiden. Es gab hier SS, und ich vermutete in jedem Haus einen eingefleischten

Nazi. Also lief ich tief gebückt über die Felder, suchte Schutz hinter Hecken, rannte von Scheune zu Scheune, von Aussengebäude zu Aussengebäude. In einer Scheune fand ich ein paar rohe Zuckerrüben, die ich ass. Seit dem Frühstück hatte ich nichts mehr bekommen. Dann erkannte ich den Schweinestall und den Heuboden darüber und kroch hinein. Ich schob die grunzenden Bewohner zur Seite und streckte mich auf dem Stroh aus.

Am nächsten Tag im Morgengrauen hörte ich etwas unter mir. Ich muss mich beim Aufwachen bewegt haben, denn wenig später knarrte eine Diele, und dann schaute ich direkt in das gebräunte, wettergegerbte Gesicht von Schmidt senior. Er fluchte auf Deutsch, eher überrascht als wütend, und fragte mich, was ich da machte. Ich sagte ihm, ich hätte mich verlaufen. Das klang nicht sehr überzeugend, aber als ich hinzufügte, ich hätte das Gefühl gehabt, ich müsste zurückkommen, schien er zufrieden. Ich würde ihm keine Schwierigkeiten machen. Er befahl mir, zu bleiben, wo ich war, und genau das tat ich. Ich liess mich einfach wieder ins Stroh sinken.

Einige Zeit später – keine Ahnung, wie lange es dauerte – tauchte Max Schmidt auf. Ich hörte sein Motorrad auf den Hof knattern, dann ein paar Gesprächsfetzen zwischen ihm und seinem Vater. Das Nächste, was ich mitbekam, war, dass Oberscharführer Schmidt vor dem Schweinestall stand und mich ansah. Er wollte wissen, warum ich nicht bei den anderen war, und ich erklärte ihm, ich sei verloren gegangen, als das Flugzeug gekommen sei. Er schüttelte den Kopf, eher bekümmert als ärgerlich, und für einen Moment kam ich mir wieder vor wie ein unartiger Schuljunge, der der Frau mit dem komischen Hut in Będzin Schneebälle nachgeworfen hatte. Nur dass ich jetzt nicht den Gürtel meines Vaters oder ein strenges Wort von Herrn Rapaport zu spüren bekommen würde, meinem alten Schuldirektor. Dieser Mann konnte mir einfach eine Kugel in den Kopf jagen.

«Komm mit», sagte er nur, und ich folgte ihm zu seinem Motorrad. Er stieg auf, trat auf den Anlasser und befahl mir, aufzusteigen. Der Letzte, den ich hinter Schmidt auf dem Motorrad gesehen hatte, war Oberkapo Hermann Josef während des Todesmarschs gewesen. Ich hatte schreckliche Angst. Ausserdem hatte ich noch nie auf so einem Ding gesessen, und es dauerte ein Weilchen, bis ich begriff, dass ich mich mit Schmidt und dem Motorrad

in die Kurven legen musste. Ich hatte keine Ahnung, wohin ich meine Hände tun sollte. Einen SS-Mann zu umarmen, den Kommandanten des Lagers Fürstengrube, einen Judenhasser und Mörder – das brachte ich einfach nicht fertig. Also hielt ich mich an dem Stahlbügel hinter dem Sitz fest und hoffte, alles würde gut gehen.

Das alles ergab überhaupt keinen Sinn. Noch vor wenigen Wochen hätte mich Schmidt halb totgeschlagen, weil ich «verloren gegangen» war. Er hätte mich eher erschossen, als einen Juden so nah an sich heranzulassen. Aber jetzt ... jetzt war der Führer tot, und das Dritte Reich existierte nur noch vier Tage. Auch wenn wir das natürlich nicht wussten. Oberscharführer Schmidt erfand sich gerade in aller Eile neu, um der Welt ein ganz neues, menschliches Gesicht zu präsentieren. Und die erste Handlung in diesem Zusammenhang war, dafür zu sorgen, dass man auf dem Hof seiner Eltern keine Überlebenden eines Konzentrationslagers fand.

Wir donnerten durch Ahrensböök, und nach etwa einem Kilometer sahen wir vor uns eine Marschkolonne. Sie trugen die gestreifte Kleidung und die Holzschuhe, die ich nur allzu gut kannte, aber es waren nicht meine Jungs von der Maurerschule, es waren überhaupt keine Leute aus dem Lager Fürstengrube. Schmidt sprach zu dem Kommandanten der Wachmannschaft und befahl mir dann, mich in die Kolonne einzureihen. Dann sah ich nur noch, wie er auf sein Motorrad stieg und Richtung Süden fuhr. Ich hoffte inständig, ihn nie wieder zu sehen.

Wir marschierten wieder Richtung Norden, die Sonne stieg in den Himmel, aber am Vormittag hüllte uns ein dichter grauer Seenebel ein, sodass wir die Männer in der Reihe vor uns kaum sehen konnten. Im Dunkeln erkannte ich ein paar Gebäude am Stadtrand. Das war Neustadt, wir waren wieder an der Ostsee angekommen.

In Deutschland gibt es zweiundzwanzig Städte mit diesem Namen. Diese hier war eine Marinebasis, wir konnten die Kriegsschiffe, die in der Bucht vor Anker lagen, im Nebel liegen sehen wie Gespenster. Überall waren Häftlinge, sie saßen in ihren gestreiften Anzügen herum, die SS bewachte sie mit

Argusaugen. Alles nicht ungewöhnlich. Nur dass jetzt einige Busse mit gut gekleideten Zivilisten in der Nähe standen. Und diese Busse waren mit roten Kreuzen markiert.

Ich starrte sie immer noch an, als ich eine bekannte Stimme hörte. «Szlamek, wo zum Teufel bist du gewesen? Beweg deinen Arsch hierher!» Es war Oberkapo Hermann Josef, der mich zu seiner Gruppe herüberwinkte. Allmählich erkannte ich die Gesichter. Die Jungs aus der Fürstengrube, die ich zuletzt im Strassengraben hinter Ahrensböck gesehen hatte. Herzko Bawnik, Peter Abramovitch, Hersh Goldberg. Ich hatte die Gruppe aus der Maurerschule wieder gefunden.

Alle flüsterten aufgeregt miteinander. Das Rote Kreuz hatte einen grenzüberschreitenden guten Ruf. Vertreter dieser Organisation hatten es sogar bis nach Auschwitz geschafft. Der Krieg war vorbei, sagten alle. Und jetzt würde uns das Rote Kreuz nach Schweden bringen. Nach der Hysterie der ersten Augenblicke im Hafen kehrte wieder so etwas wie Realität ein. Wenn der Krieg vorbei war, warum war dann die SS noch hier, mit Waffen und Fahrzeugen? Und warum fuhren wir nach Schweden, in ein neutrales Land, und nicht zurück nach Hause, nach Polen? Ausserdem dämmerte uns noch eine kältere Wirklichkeit. Wie sollten die etwa tausend Häftlinge, die hier auf dem Beton kauerten, in die paar Busse passen?

Die Antwort kam ziemlich bald. Ein paar Offizielle des Roten Kreuzes und einige SS-Offiziere waren in der Nähe der Busse ins Gespräch versunken. Dann kam ein SS-Mann herüber und marschierte um uns herum. «Häftlinge aus dem Westen!», rief er. «Häftlinge aus dem Westen – in die Busse.»

Links. Links. Rechts. Links. Eine Selektion. Es war, als würde Mengele wieder vor mir stehen und mit seinen grauen Handschuhen nach links und rechts winken. Meistens nach links. Jetzt ging es nicht mehr darum, ob man achtzehn Jahre alt war, ob man gesund und arbeitsfähig war oder alt und verkrüppelt oder eine Familie. Jetzt ging es um die Frage, wo wir geboren waren. Die Stimmen um mich herum klangen fremd. Abgesehen vom Jiddisch und dem Polnisch der Maurerschule hörte ich Fetzen Französisch, Wallonisch und eine vollkommen fremde Sprache, von der jemand behauptete, es sei Dänisch.

Diese Männer standen jetzt auf, stellten sich in Reihen auf, wie sie es inzwischen gewöhnt waren, und schlurften los. Ich hörte die Stimme meiner Mutter: «Szlamek, sieh zu, dass du dich in Sicherheit bringst!», und spürte ihre Hand, die mich liebevoll, aber fest hinüberschob. Ich erinnerte mich an die Reihe arbeitsfähiger Männer auf dem Appellplatz in Auschwitz-Birkenau, die Männer, die ins Aussenlager Fürstengrube gingen, ins Leben. Und ich wusste, jetzt war wieder so ein Moment. Als eine Gruppe an mir vorbeiging, rappelte ich mich auf und reihte mich ein. Ich wagte nicht zurückzuschauen, auf die Gesichter, die mich ansahen. Ich wusste, niemand würde etwas sagen, niemand würde mich verraten. Und ich vermutete, eine ganze Reihe von ihnen hatte dieselbe Idee wie ich gehabt.

Der Weg zu den Bussen kam uns kilometerlang vor. Sie standen da, mit geöffneten Türen und Ledersitzen. Ich konnte den Diesel riechen, konnte fast schon spüren, wie der Bus anfuhr. Seit fast sechs Jahren war ich nicht mehr in einem Bus mitgefahren. Und dann stand ich an der Tür. Und die Bürokratie versperrte mir den Weg. Ein Zivilist im braunen Mantel mit einem Klemmbrett und einem Stift. Neben ihm stand ein Hauptsturmführer der SS, makellos unter der Uniformmütze mit dem Totenkopf, immer noch mit aller Befehlsgewalt, obwohl es doch hiess, der Krieg sei vorbei. Mit einem deutschen Akzent, den ich nie zuvor gehört hatte, fragte er mich, woher ich käme. Und ich sagte, aus Frankreich. Er kniff die Augen zusammen und sprach weiter, diesmal in einer für mich unverständlichen Sprache. Es muss wohl Französisch gewesen sein, er stellte mir eine Falle. Mit Erfolg. Für den Bruchteil einer Sekunde fühlte ich mich wie in der Schule in Będzin und wünschte mir, ich hätte mich weniger aufs Gärtnern und mehr auf Fremdsprachen konzentriert. Ich stellte mich taub, aber das funktionierte auch nicht. Der SS-Mann kehrte wieder zur deutschen Sprache zurück und sagte dem Mann vom Roten Kreuz, ich sei kein Franzose. Der Mann vom Roten Kreuz sah mich von oben bis unten an, wie ich dastand, fast noch ein Kind in meinem gestreiften Pyjama mit den Stoppelhaaren und Tränen in den Augen. Er beugte sich zu mir.

«Woher kommst du denn wirklich, Junge?», fragte er.

Eine so sanfte Stimme hatte ich seit Jahren nicht mehr von einem Offiziellen gehört. Ich gestand sofort. «Aus Polen», sagte ich zu ihm. Er lächelte und meinte, es täte ihm leid, aber im Moment könne er nur Häftlinge aus dem Westen mitnehmen. Sie hätten nicht so viel Platz in den Bussen. Dann richtete er sich auf und sagte lauter, als es nötig war: «Der Krieg ist in ein paar Tagen zu Ende, dann bist du in Sicherheit.»

Ich ging zurück zu den Leuten aus dem Lager Fürstengrube. Ein paar andere wurden ebenfalls abgewiesen. Auf die Begrüßung war ich nicht vorbereitet, obwohl ich es eigentlich hätte wissen müssen. Ein kräftiger Schlag auf den Hinterkopf, dann beugte sich Oberkapo Hermann Josef über mich und nannte mich mit zusammengebissenen Zähnen einen dämlichen Bastard. Und ob ich vielleicht erschossen werden wollte.

«Noch ein solcher Blödsinn, Szlamek, dann prügle ich dir die Scheisse aus dem Leib. Und jetzt setz dich hin.»

Das tat ich, und ich beobachtete die Glücklichen, die durch einen dummen Zufall in Westeuropa geboren waren, wie sie in die Busse einstiegen und durch den Seenebel davonfuhren. Sie verschwanden in die Freiheit, als wäre das ein fernes, unerreichbares Land, das ich nie sehen würde.

Wie lange wir dort warteten, weiss ich nicht mehr. Vielleicht wollten sie uns dort sitzenlassen, an der Hafenufermauer kauend, bis der Krieg zu Ende war. Vielleicht wollten sie uns ins Meer werfen. Ich hatte noch nie das Meer gesehen. Będzin, Wodzisław Śląski, Auschwitz-Birkenau, Fürstengrube – alle Orte, die ich irgendwie als Zuhause bezeichnet hatte, waren weit von der Küste entfernt. Und noch geheimnisvoller wurde es, weil ich das Meer ja gar nicht recht sehen konnte. Es war nur eine graue Masse, die sich mit dem Nebel vermischte.

Und aus diesem Nebel kam nun ein Fischerboot getuckert, mit Netzen und Gewichten an den Seiten. Er brachte sich in Stellung, dann packten die SS-Leute etwa fünfzig Häftlinge an Bord. Als es wieder im Grau verschwand, kam ein zweites, dann ein drittes Boot. Das vierte Boot war für uns Fürstengruber bestimmt, ein bewaffneter Rottenführer begleitete uns, und

wir kletterten an Bord. Das Schwanken gefiel mir gar nicht, man konnte nicht sitzen, und im Übrigen war das Boot ja auch vollkommen überfüllt. Der Motor brummte los, und schon verschwanden auch wir im Nebel.

Ich weiss nicht, wie weit wir in die Lübecker Bucht hinausgefahren waren, als ich feststellte, dass der Nebel sich lichtete. Von dem Anleger und der kleinen Stadt war nichts mehr zu sehen. Vor uns lag ein grosses graues Schiff im Halbdunkel, ein riesiges Fahrzeug mit drei Schornsteinen. Noch nie hatte ich ein solches Schiff gesehen, nicht einmal auf Bildern. Rostnasen liefen über den grauen Rumpf, es hatte ganz offenbar schon bessere Tage gesehen. In der Mitte des Rumpfs war eine offene Tür in den grauen Stahl geschnitten, und eine tödlich aussehende Strickleiter führte von dort bis kurz über den Wasserspiegel.

In der Tür erschien ein Schiffsoffizier. Er trug die Uniform der deutschen Kriegsmarine und rief dem Rottenführer zu, das Schiff sei schon überfüllt mit Häftlingen, er könnte niemanden mehr aufnehmen.

«Ich habe meine Befehle!», rief der Rottenführer zurück. Diesen und ähnliche Sätze hatte ich schon oft gehört und würde sie später wieder hören, wenn ehemalige Nazis den Wahnsinn entschuldigen wollten, an dem sie teilgenommen hatten.

Der Schiffsoffizier sagte ihm, er solle es auf einem anderen Schiff versuchen. Wir konnten die anderen Schiffe sehen, drei von ihnen lagen in der Nähe vor Anker, aber sie waren alle kleiner als dieses. Wenn dieses Schiff schon voll war, wie standen unsere Chancen bei den anderen? Der Steueremann des kleinen Boots hatte sich während des gebrüllten Gesprächs an dem riesigen Rumpf entlangtreiben lassen. Jetzt drehte er das Steuer, und wir kamen zurück zu der Leiter und der Tür. In diesem Moment sah ich unter dem grauen Tarnanstrich den ursprünglichen Namen des Schiffes.

SS Cap Arcona.

11

Cap Arcona

Die Berichte der Royal Air Force erhärten meine Erinnerungen an den 3. Mai 1945. Es war ein Donnerstag, niedrige Bewölkung hing über der südwestlichen Küste der Ostsee, vor allem dem Küstenstreifen bei Neustadt und die Lübecker Bucht. Einer nach dem anderen kletterten wir die schwankende Strickleiter hinauf. Ich hatte kaum Zeit, um mich zu fürchten, bevor ich durch das Loch in den Rumpf des Schiffes stolperte und für einen Augenblick nur undurchdringliches Dunkel sah.

Der Geruch fiel mir zuerst auf. Als sich meine Augen an die schwache elektrische Beleuchtung gewöhnt hatten, konnte ich die Köpfe und Schultern der Häftlinge sehen, die überall sassen, eingezwängt wie Sardinen in ihrer Büchse. Dem Geruch nach befanden sich die Männer schon seit Tagen in diesem schwimmenden Konzentrationslager, und wir waren die Letzten, die ankamen. Es war eine schwimmende Hölle, und in der Enge gab es überhaupt keinen Platz mehr für uns. Die Toten, stellten wir fest, waren schon über Bord geworfen worden. Sie trieben wie menschlicher Abfall im schwarzen Wasser der Lübecker Bucht. Selbst die SS-Wachen waren erschüttert. Sie fragten die Besatzungsmitglieder, wohin sie uns bringen sollten.

Die Atmosphäre war äusserst angespannt. Es war klar, dass wir gegen den Willen und das bessere Wissen der Mannschaft an Bord gebracht worden waren und dass die Besatzungsmitglieder keine Lust hatten, sich von SS-Leuten herumkommandieren zu lassen. Was wir nicht wussten – und was die Welt erst viel später erfahren sollte –, war die Tatsache, dass der Kapitän der *Cap Arcona*, Heinrich Bertram, schon seit Tagen Widerstand gegen die Forderung der SS leistete und berechtigterweise erklärt hatte, dass die sanitären Anlagen des Schiffes nur für siebenhundert Häftlinge ausgelegt waren. Es gab

keine Möglichkeit, die Männer zu zählen, aber an diesem Morgen in der Lübecker Bucht waren wir fast viereinhalbtausend. Die SS war mit einem Erschiessungsbefehl gegen den Kapitän aufgetaucht, und so hatte er zögernd klein beigegeben. Er wusste genau, dass man ihn sonst erschiessen würde und dass sie uns dann eben ohne seine Einwilligung auf die *Cap Arcona* packen würden.

Wir wurden nach oben gebracht und folgten unserem Rottenführer durch die stinkenden Menschenmassen. Die meisten hier auf dem Schiff, so erfahren wir später, kamen aus dem Lager Stutthoff und hatten, im Gegensatz zu uns, keine Erholungszeit auf einem Bauernhof gehabt. Ich verlor den Überblick über die Stufen, die wir hochstiegen, bis wir einen Raum erreichten, der wohl früher eine Lounge für Passagiere gewesen war. Auch hier waren Menschen, Hunderte, die in ihrem eigenen Dreck sassen und vor sich hinmurmelten. Es war wie auf einer alten Darstellung der Hölle, die Bullaugen waren übermalt, nur etwas graues Licht gelangte zu den zusammengekauerten «Passagieren». Aber wenigstens konnte man sich hier hinsetzen. Ich kletterte gerade über ein paar Leute, um mir einen Platz zu suchen, als plötzlich die Hölle losbrach. Das Schiff machte einen regelrechten Sprung, es gab einen unglaublichen Knall, und ich fiel hin, zusammen mit allen anderen, die noch gestanden hatten.

Jetzt hing ich auf allen vieren da, das Herz klopfte mir bis zum Hals, aber vor allem war ich vollkommen verwirrt. Was zum Teufel ging hier vor sich? Es gab noch einen Schlag und einen Krach, und dann flogen die Fensterscheiben raus und überschütteten uns alle mit Glasscherben. Wir wurden tatsächlich angegriffen.

Wenn man die ruhigen, gefassten Berichte vom Sinken der *Cap Arcona* liest, die heutige Militärhistoriker schreiben, dann klingt das alles so geordnet, fast alltäglich. Es gab drei Gefängnisschiffe in der Lübecker Bucht. Zwei weitere hatte ich kurz gesehen, bevor ich an Bord der *Cap Arcona* gebracht worden war, die *Thielbek* und die *Athen*. Ausserdem gab es noch ein viertes Schiff: die *Deutschland*. Auf allen vier Schiffen vermuteten die Aufklärer der

Royal Air Force SS-Leute und Soldaten der Wehrmacht, die den Versuch unternahmen, nach Norwegen zu entkommen und von dort aus weiterzukämpfen. Man hielt sie also für legitime Ziele, und nur wegen des schlechten Wetters am Morgen des 3. Mai 1945 hatte man den Angriff auf den Mittag verschoben.

Der erste Angriff kam um zwölf Uhr mittags. Vier Typhoon IB-Bomber der 184. Schwadron der RAF bombardierten, was sie in ihren Berichten als «ein Frachtschiff mit zwei Schornsteinen, 10.000 BRT, unter Dampf in der Lübecker Bucht» bezeichneten. Das war die *Deutschland*, die erst ein paar Tage zuvor zum Lazarettsschiff umgewidmet worden war. Nur ihre Schornsteine waren weiss gestrichen, weil man nicht genug Farbe für das ganze Schiff hatte, und das rote Kreuz war nur auf einen Schornstein gemalt worden, der von den Angreifern wegzeigte. Die Typhoons feuerten insgesamt zweiunddreissig Raketen ab, von denen vier das Schiff trafen und in Brand setzten.

Ich wusste nichts von diesem Angriff und habe erst viel später davon gelesen. Die *Deutschland* muss im Nebel weiter von uns entfernt gewesen sein, sodass wir nichts mitbekamen. Was ich aber sehr wohl mitbekam, war der zweite Angriff, denn der holte mich von den Füßen. Er kam von der 198. Schwadron unter dem Kommando von «Johnny» Johnson, einem der am meisten gefeierten britischen Fliegerasse. Die *Cap Arcona* wurde kurz nach fünfzehn Uhr getroffen. Neun Typhoons brumzten über die Bucht und beschossen das Schiff mit vierzig Raketen. Ich hörte und spürte die ersten beiden. Den Berichten zufolge wurde die *Cap Arcona* mittschiffs getroffen, genau zwischen den Schornsteinen. Die Geschosse enthielten sechzig Pfund hochexplosiven Sprengstoff, sodass die nachfolgenden Einschläge mit dem Lärm der Explosionen zusammenfielen.

Was dann folgte, war das schrecklichste Geräusch, das ich je gehört habe. Es grollte und brüllte irgendwo unter uns, und ich brauchte eine Weile, bis ich begriff, was es war. Es waren die Todesschreie Tausender Männer, die durch die Gänge und Treppenhäuser hallten. Als hätte jemand in eine Triller-

pfeife geblasen, waren wir plötzlich alle auf den Beinen und schrien durcheinander. Wir versuchten herauszukommen oder wenigstens Licht zu machen. Irgendwo über mir wurde eine Luke geöffnet, und ich konnte den grauen Himmel sehen. Mit letzter Kraft – es ist schon erstaunlich, wie viel Kraft man noch entwickeln kann, wenn das Überleben davon abhängt – versuchte ich, diese Luke zu erreichen. Das gelang mir nicht, meine Finger krallten vergeblich in die raucherfüllte Luft, aber mein Freund Peter Abramovitch aus dem KZ Fürstengrube war sofort da, brüllte Anweisungen und hob mich auf seine Schultern. Ich griff nach dem kalten Metall und zog mich hoch, stützte mich auf die Ellbogen und zog meine Füße nach, bis ich an Deck war.

Das ganze Schiff vibrierte und zitterte unter mir, aber ich sah nur die tarnfarbenen Flugzeuge über uns. Immer wieder drehten sie ab und kamen wieder, ich sah sogar die Flammen, die aus ihren Triebwerken schlugen. Es war wie damals in Będzin an dem Tag, an dem ich Fußball gespielt hatte und der Krieg in unsere Welt eindrang. Damals war ich dreizehn Jahre alt gewesen. Jetzt war ich achtzehn und hatte mehr Schrecken gesehen als die meisten Menschen in einem ganzen Leben. Damals hatte die deutsche Luftwaffe Fabriken bombardiert. Jetzt schoss die RAF auf mich. Dabei sollten sie doch eigentlich auf unserer Seite sein!

Überall rannten Leute übers Deck, und aus den unteren Bereichen des Schiffs drang dicker grauschwarzer Rauch. Jemand rief, wir würden sinken, ich drehte mich um, griff in die offene Luke und wollte nach Peters Händen greifen. Aber sie waren nicht mehr da.

«Peter!», schrie ich in die Dunkelheit hinunter. «Das Schiff brennt! Wir müssen weg!» Keine Antwort. Peter war in der kopflosen Panik unter Deck verschwunden, wo die Männer verzweifelt nach einem Ausweg suchten.

Eines der vielen Gerüchte heute besagt, dass die SS die Rettungsboote entfernt und die *Cap Arcona* absichtlich in ein Todesschiff verwandelt habe. Das zieht allerdings nicht mit in Betracht, dass dann die SS-Leute an Bord und die Mannschaft des Schiffs Selbstmord begangen hätten. Ausserdem ha-

be ich die Rettungsboote mit eigenen Augen gesehen. Die Häftlinge versuchten verzweifelt, sie loszumachen. Die Mannschaft war ebenfalls da, zog an den brennenden Leinen und sprang durch die Rauchwolken. Wir Häftlinge hatten keine Ahnung, wie man die Boote losmachte. Einige Hanfseile gaben nach oder waren durchgebrannt, sodass die Boote ins Meer stürzten, leer und nutzlos. Andere hingen an ihren Gestellen fest und waren nicht zu bewegen.

Ich dachte nicht mehr gross an die Männer unter Deck, obwohl Herzko dort war, Peter und Joe und die anderen Jungs von der Maurerschule. Seeleute von der *Cap Arcona*, die später den Alliierten berichteten, sagten, das Feuer hätte sich auf den oberen Decks so schnell ausgebreitet, dass man die Löscheinrichtungen nicht mehr in Gang bringen konnte. Die Pumpen waren nicht mehr erreichbar.

Während ich mich entsetzt und verwirrt an die Reling klammerte, konnte ich sehen, dass die Fischerboote zurückkamen, die uns in dieses Inferno gebracht hatten. Aber es war klar, wie ihre Befehle lauteten. Sie nahmen nur Uniformierte auf, Angehörige der Kriegsmarine und SS-Leute, keinen von uns. Wenn Häftlinge versuchten, die Fischerboote zu entern, wurden sie von der SS erschossen, entweder von denen, die noch an Deck waren, oder von denen, die sich bereits auf den Fischerbooten befanden. Einschliesslich der Leute, die sie aus dem Wasser fischten, wurden nach den Aufzeichnungen sechzehn von achtzig Besatzungsmitgliedern gerettet, dazu zwischen vierhundert und fünfhundert SS-Angehörige. Kein einziger Häftling gelangte auf die Boote.

Überall herrschte die reine Panik. Die *Cap Arcona* brannte vom Bug bis zum Heck, und ich wusste nur, ich musste irgendwie runter von diesem Schiff. Ich war nie ein besonders guter Schwimmer gewesen, und das hier war weiss Gott schwieriger, als ein bisschen in dem Fluss Lesnica beim Garten Eden herumzupaddeln. Ich blickte hinunter, zwanzig Meter bis zum Wasser, die Höhe eines neunstöckigen Gebäudes. Und im Wasser schwammen Trümmerteile und Menschen, die verzweifelt versuchten, sich zu retten.

Also schloss ich mich ihnen an. Ich hielt die Luft an und sprang, spürte Luft in Nase und Mund, spürte, wie sie meine Jacke aufblähte und mir in die Augen stach. Ich hatte keine Zeit, mein Leben an mir vorbeiziehen zu lassen, bevor ich ins Wasser fiel. Es war, als würde man auf eine Mauer treffen. Ich hörte das Geräusch nicht, ein Platschen war es jedenfalls nicht. Das Wasser war eiskalt, mir blieb ganz einfach die Luft weg. Ich ging unter, alles wurde schwarz, das Tageslicht über mir fuhr wie Suchscheinwerfer durch meinen Kopf. Wie weit ich unter die Oberfläche sank, weiss ich nicht, aber es schien ewig zu dauern, bevor ich wieder aufstieg und den Kopf über Wasser bekam. Dort atmete ich gierig ein und versuchte mich verzweifelt zu erinnern, wie man schwimmt. Seit dem Wassertank im KZ Fürstengrube war ich nicht mehr geschwommen, aber man vergisst es zum Glück nicht, und so paddelte ich erst mal auf eine grosse Planke zu die in der Nähe trieb.

Als ich sie erreichte, berührten meine Hände die eines anderen halb toten Häftlings, der wohl den gleichen Gedanken gehabt hatte. Beide hatten wir wohl den gleichen Impuls: Vergiss alle Gedanken an Menschlichkeit und tritt den Kerl weg. Andere Männer im Wasser machten genau das. Sie schlugen sich und schrien sich an in dem verzweifelten Versuch, am Leben zu bleiben. Aber die Planke wurde durch uns beide eher stabilisiert, und so waren wir beide dankbar für die Gegenwart des anderen. Wir zogen uns bis zu den Ellbogen hoch und traten Wasser.

Der Lärm war unbeschreiblich. Die *Cap Arcona* hing über uns, ein brennendes Wrack, aus dem entsetzlicher Krach kam. Der Rumpf strahlte eine gewaltige Hitze ab. Die Fischerboote fuhren überall um uns herum, während die Mannschaften SS-Leute aus dem Wasser zogen. Hier und da hörte man Pistolenschüsse oder Maschinengewehrfeuer, wenn doch einmal ein Häftling versuchte, an Bord zu kommen. Irgendwann tauchte ein deutsches Torpedoboot mit mörderischem Tempo aus dem Rauch auf. Die Mannschaft überstrich die gesamte Umgebung des Schiffs mit Maschinengewehrsalven. Ich sah das Wasser aufspritzen, wenn die Kugeln die Oberfläche trafen. Entsetzte

Männer sprangen halb aus dem Wasser, wenn sie getroffen wurden, fielen zurück und tauchten unter.

Ich weiss nicht, wie lange ich im Wasser gelegen hatte, als die Flugzeuge zurückkamen. Die Logbücher der Piloten besagen, dass um sechzehn Uhr neun Typhoon-Maschinen der 263. Schwadron die *Deutschland* beschossen. Minuten später wurde das brennende Schiff noch ein viertes Mal getroffen. Die 197. Schwadron bombardierte das Deck mit acht Fünfhundertpfundbomben. Ich hatte vor langer Zeit zu Hause in der Fabrik von Herrn Killov Kisten für Bomben dieser Grösse hergestellt, aber natürlich hatte ich keine Ahnung, welche Waffen die Flugzeuge trugen, die jetzt wieder über der *Cap Arcona* kreisten. Eins von ihnen kam im Tiefflug herunter und feuerte aus den Bordkanonen auf uns.

Das alles hätte natürlich niemals passieren dürfen. Heute vermutet man, dass die Aufklärung der RAF über falsche Informationen verfügte. Sie hätten wissen müssen, dass auf den Schiffen, die sie bombardierten, KZ-Häftlinge waren. Wenn man mit hoher Geschwindigkeit über ein brennendes Meer fliegt, sieht im schwarzen Rauch wohl ein Schwimmer aus wie der andere. Der Mann, der die Bordkanone des Flugzeugs bediente, dachte sicher, er würde Deutsche töten. Das war seine Aufgabe. Seine Pflicht. Er flog in niedriger Höhe über die Lübecker Bucht und drehte dann nach Westen ab. Vielleicht war es seine letzte Mission.

Irgendwann hörte das Schiessen auf, die Flugzeuge waren verschwunden. Ein dritter Häftling hatte sich zu uns gesellt, und gemeinsam entwickelten wir eine Art Plan. Wir hatten keine Ahnung, was passiert, wenn ein Schiff untergeht, und dass der Sog alles im Umkreis von Hunderten Metern mit hinunterziehen kann. Fast das Letzte, was auf der *Cap Arcona* passierte, war eine riesige Explosion. Heute vermutet man, dass das ganze Schiff von der SS als schwimmende Bombe präpariert worden war und dass die Treibstofftanks mit Gas und brennbarem Material gefüllt waren. Wenn das stimmt, wäre es nur eine weitere teuflische Art der SS gewesen, uns umzubringen. Aber vermutlich explodierte die *Cap Arcona* wegen einer Verpuf-

fung von Treibstoff in den Tanks. Aus welchem Grund auch immer: Das Schiff legte sich wie ein sterbender Wal auf die Backbordseite und blieb halb gesunken liegen. Es brannte immer noch lichterloh. Auf dem Rumpf konnte wegen der Hitze niemand stehen. Der Stahl wölbte sich und schlug regelrechte Blasen. Wer jetzt noch an Bord war, musste tot sein.

Wind und Strömung trieben uns bis zum frühen Abend Richtung Küste. Die Fischerboote mit Angehörigen der Kriegsmarine, Polizei und SS fuhren immer noch herum und suchten nach Überlebenden. Wir wussten alle ganz genau, dass jeder Mann in gestreifter Jacke erschossen würde. Inzwischen war es sechs Uhr, wir lagen seit mehr als zwei Stunden im Wasser. Ich war erschöpft und konnte meine Beine nicht mehr spüren, so kalt war es. Aber etwa hundert Meter vom Ufer entfernt beschlossen wir, den Rest zu schwimmen.

Schüsse vom Strand hielten uns auf. Ich konnte zwei Polizisten sehen, die in die Brandung schossen. Wir sahen nicht, worauf sie zielten, aber es war klar, sie schossen auf halb tote Männer wie uns. Wir beschlossen zu warten, bis es dunkel wurde. An dieser Stelle konnte ich schon stehen. Aber gegen die Strömung waren wir machtlos, und bei Einbruch der Nacht wurden wir an Land geschwemmt und waren zu schwach, um noch etwas dagegen zu tun. Hätte die SS uns dort gefunden, dann wäre es wohl vorbei gewesen. Ich konnte keinen Schritt mehr gehen, kroch auf den Strand und lag wie ein Seehund im Sand. Am Flutsaum lagen Leichen, von jeder Welle bewegt und herumgerollt. Zu erschöpft, um mich zu bewegen, und unfähig zu stehen, bin ich wohl eingeschlafen.

Irgendwann hörte ich Stimmen aus der Ferne. Waren es Leute ein Stück weiter den Strand hinunter oder die Geister der *Cap Arcona*? Jedenfalls wurden die Stimmen lauter, und dann spürte ich, dass mich jemand an der Schulter rüttelte.

«Aufwachen!», sagte die Stimme. «Wenn Sie hier liegenbleiben, erfrieren Sie.»

Ich versuchte meinen Blick auf die Person zu richten und mich zu konzentrieren. Es war wie damals auf der Rampe, als mich das Judenfieber nie-

derstreckte. Aber diesmal half mir ein freundlicher Mann in gestreifter Häftlingskluft, mich aufzusetzen.

Ich bemerkte auch noch andere Männer, dunkle Gestalten im Abenddämmer, die mir halfen, ein Stück zu gehen. Der Untergrund war rutschig, meine Kleider hingen mir durchweicht am Körper, die Stiefel hatte ich verloren. Ich erinnere mich, dass da zwischen den Bäumen ein Feuer brannte. Zwei Männer schlepten mich dorthin und legten mich in die Nähe des Feuers. Als mein Kreislauf wieder in Gang kam, fing ich an zu zittern, vor Kälte und Nässe, aber auch vom Schock. Es gab kein Essen, kein Wasser und keine Decken, aber ich fiel trotzdem in einen unruhigen Schlaf.

Das Erste, woran ich mich am nächsten Tag erinnere, war Vogelgezwitscher. Und nach einer Weile begriff ich, dass dies der erste Morgen seit meiner Ankunft in Auschwitz-Birkenau war, an dem es keinen Zählappell gab. Keine geschnauzten Befehle, keine Knüppel, Fäuste, Stiefel. Tatsächlich – und das war wirklich befremdlich – hörte man gar keine anderen Geräusche. Fünf Männer sassen um die Asche des Nachtfeuers. Einer von ihnen war mit mir auf dem Trümmerteil der *Cap Arcona* getrieben; es hatte uns beiden das Leben gerettet. Die anderen, die uns wohl am Strand gefunden hatten, waren Fremde. Niemand sprach ein Wort. Wir waren alle zu schockiert und erschöpft.

Vielleicht waren meine Ohren besser als die der anderen, weil ich der Jüngste war. Jedenfalls hörte ich das tiefe Brummen eines Motors. Ich erwartete einen Lastwagen oder vielleicht ein Motorrad mit SS-Abzeichen, aber was da die Strasse herunterkam, die hinter den Bäumen verlief, war ein zerbeulter Lieferwagen, ein alter Ford, der von einem ebenfalls alten Zivilisten gefahren wurde. Die Bremsen quietschten, als er anhielt und sich aus dem Fenster lehnte. Mit seinem schweren norddeutschen Akzent fragte er, ob wir vom Schiff wären. Jemand bejahte.

«Dann steigt auf», sagte der alte Mann und deutete mit dem Daumen nach hinten auf die Ladefläche. «Ich bringe euch nach Neustadt, da gibt es was zu essen.»

Und so fuhren wir nach Neustadt. Schweigend sassen wir auf der schwankenden Ladefläche. Kein Hakenkreuz weit und breit, nur Männer mit ernsten Gesichtern in kakifarbenen Uniformen, die uns anstarrten. Wenn Sie in den Geschichtsbüchern nachlesen, werden Sie feststellen, dass Admiral Dönitz, Hitlers Nachfolger, an diesem Tag seine Offiziere in die Lüneburger Heide schickte, ins Hauptquartier des britischen Feldmarschalls Bernard Montgomery, um über die Kapitulation zu sprechen.

Eigentlich war das ein Tag für Blumen und Lachen und Heimkehr und Erleichterung. Stattdessen sassen wir sechs Juden auf einem Lieferwagen in einer fremden Stadt, nass bis auf die Haut, durstig und hungrig und durchgefroren.

Für einige von uns würde der Krieg nie enden.

12

Die Befreiung

Es gibt ein Foto von mir, das ein paar Wochen nach Kriegsende aufgenommen wurde. Da war ich achtzehn. Es ist das einzige Foto in meinem Besitz, das vage an meine Kindheit erinnert. Alle anderen – allerdings gab es wohl ohnehin nicht viele – wurden von den Nazis weggeworfen und vernichtet, als sie versuchten, mein Leben und meine Lebensart auszulöschen. Auf dem Foto wächst mein Haar wieder, es ist schon wieder so lang, dass ich einen Scheitel durch meine Locken ziehen kann.

«Er sieht doch ziemlich gut aus», würden die Holocaustleugner wohl sagen. «Wenn man bedenkt, was er angeblich alles durchgemacht hat.» Und das stimmt. Als dieses Foto aufgenommen wurde, bekam ich schon wieder seit einigen Wochen anständiges Essen. Meine Häftlingskluft hatte ich ausgezogen, irgendwo hatte ich ein Militärhemd ergattert. Es passt mir nicht, aber das war ja bei den Streifen genauso. Und es ist warm und weich und bequem – das ist schon viel wert. Ich finde nicht, dass ich auf dem Foto aussehe, als wäre ich achtzehn Jahre alt. Und auf eine sonderbare Art ist es mehr als nur ein Schnappschuss. Es ist ein Memento meiner Teenagerjahre. Ich sah gar nicht so viel anders aus als an jenem Tag, als ich dreizehn wurde und die Flugzeuge kamen. Sechs Jahre. Sechs Jahre, in denen die Welt still stand und ein Albtraum an ihre Stellgetreten war.

Der freundliche alte Deutsche hatte uns vor den grossen Ziegelbauten der Marinekaserne abgesetzt. Es war dunkel dort, Lichtschalter fanden wir nicht. Wir wussten, der Krieg musste zu Ende sein, aber von den britischen «Tommys» war keine Spur zu sehen. Offenbar wollte niemand so kurz vor dem Waffenstillstand noch zum Opfer werden, also hielten alle ihre Köpfe unten und vermieden jede Konfrontation. In den nächsten Wochen hörten wir Gru-

selgeschichten über den wilden Widerstand einiger Waffen-SS-Einheiten gleichzeitig mit der Kapitulation des Reichs.

Unsere erste Priorität war wie immer das Essen. So gut ich auch auf dem Foto aussehe, tatsächlich war ich stark untergewichtig, und die Tatsache, dass die Briten Neustadt eingenommen hatten, garantierte uns noch keine Lebensmittel. Wir konnten in der Marinekaserne hausen und uns nehmen, was dort an Kleidung herumlag. Zum ersten Mal nach fast drei Jahren zog ich die gestreiften Lumpen aus und «richtige» Kleidung an. Ironischerweise waren es Nazi-Uniformen der Kriegsmarine. Mit höchstem Vergnügen rissen wir die Abzeichen herunter, zum einen, weil wir damit die Überbleibsel des übelsten Regimes in der Geschichte der Menschheit zerstörten, zum anderen, weil wir auf keinen Fall irrtümlich als deutsche Kriegsgefangene in einem britischen Lager enden wollten.

In der Kaserne wimmelte es von Flüchtlingen, Überlebenden der Lager und Leuten von Gott weiss woher, die schon vor langer Zeit ihr Zuhause verloren hatten und nicht wussten, wohin. Es war wie beim Turmbau zu Babel, alle redeten aufgeregt durcheinander, es herrschte ein grosses Sprachengewirr. Nur Lebensmittel gab es nicht. Die Stunden vergingen, ein paar Einheimische brachten Brot und Käse, die erste Nahrung, seit wir an Bord der *Cap Arcona* gegangen waren.

Alle redeten vom Untergang der Schiffe, verwirrende Geschichten von angeblichen Augenzeugen, Gerüchte darüber, wer gestorben war und wer noch lebte. Geschichten von Menschen, die wir nicht kannten und die den Albtraum überlebt hatten, dann aber kurz vor Morgengrauen gestorben waren. In diesen Stunden begriff ich, das der grösste Teil der Jungs aus der Maurerschule tot war: Peter Abramovitchs Bruder und sein Cousin, die Brüder Willi und Viky Engel, Max Schmidts Lagerfrisör – die Liste war endlos. Einige waren im Wasser mit Maschinengewehren erschossen worden, andere in die Schrauben des Torpedobootes geraten. Viele sind einfach ertrunken oder erschossen worden, als sie an Land kamen. Die meisten jedoch sind

wohl in dem Inferno im Rumpf der *Cap Arcona* verbrannt. Ich erinnere mich vor allem an die Erzählungen der Überlebenden von der *Athen*. Das war ein kleiner Frachter, und auch der Kapitän dieses Schiffes hatte versucht, der SS die Aufnahme von Häftlingen zu verweigern. Auch ihn hatte man mit dem Tod bedroht. Mit dem Schiff wurden Häftlinge zur *Cap Arcona* gebracht, die weiter draussen in der Bucht vor Anker lag.

Als die Typhoons kamen, befahl der Kapitän, weisse Flaggen zu hissen. Die Flugzeuge flogen weiter. Die *Athen* kam aus eigener Kraft zurück in den Hafen und liess die Passagiere wieder von Bord gehen. Wir fragten uns, wie vielen SS-Leuten wohl die Flucht gelungen war, bevor die britischen Bodentruppen ankamen.

Am nächsten Tag hörten wir, dass der Krieg definitiv zu Ende war. Die Leute rannten über den Kasernenhof, schrien und lachten hysterisch, umarmten sich und klopfen sich gegenseitig auf den Rücken. «Wir sind befreit, wir sind frei!», hörte man in einem Dutzend Sprachen. Die Worte klangen in jeder Sprache gut. Ich hatte mit unseren Befreiern nicht viel zu tun. Gelegentlich sahen wir einen gepanzerten Wagen oder hörten die Stiefel der Tommies auf den Strassen, während sie die Stadt in Besitz nahmen. Es gab keine Kämpfe, keine Widerstandsnester. Hier und da ein bisschen Tumult, wenn ein deutscher Soldat festgenommen wurde, ein paar Ohrfeigen oder ein Tritt in den Hintern.

Natürlich konnte ich damals kein Wort Englisch und hatte nur eine ganz vage Vorstellung davon. Die paar Brocken, die unser Vater seinerzeit in Stamford Hill aufgeschnappt hatte, waren verloren gegangen. Aber unsere Befreier brachten uns Lebensmittel, wenn auch in ihrer typisch reservierten Art. Später hörten wir, das weiter südlich die Amerikaner, die Buchenwald befreit hatten, Schokoladenriegel verteilt hatten und den Ex-Häftlingen erlaubten, Läden und Lagerhäuser zu plündern. Derlei gab es in Neustadt nicht. Die Briten übergaben die Angelegenheit sofort an die verschiedenen Hilfsorganisationen.

In den Tagen und Wochen nach der deutschen Kapitulation muss überall Chaos geherrscht haben. Überall Menschen, verzweifelte, verwirrte, hungri-

ge und mittellose Menschen. Ich weiss das, ich war ja einer von ihnen. Ein britischer Soldat gab mir ein kakifarbenes Hemd, das ich statt dem Blau der Kriegsmarine tragen konnte. Diese grüne Farbe war ganz anders als das Graugrün der Waffen-SS, das ich in den letzten sechs Jahren jeden Tag zu sehen bekommen hatte. Die Briten nannten es Kampfanzug, es war kratzig und ziemlich kurz, aber nach den Jahren in der Häftlingskleidung von Auschwitz-Birkenau fühlte ich mich wie ein Millionär. Lebensmittel bekamen wir von den Hilfsorganisationen, Papiere vom *Jewish Refugees Committee*. Das Dach über meinem Kopf war eine freundliche Gabe der deutschen Marine, beschlagnahmt von der Zweiten Britischen Armee.

So seltsam es sein mag – ich erinnere mich an keine Einschränkungen in den Tagen nach Kriegsende. Es hätte doch eigentlich so etwas wie eine Ausgangssperre oder Sperrzonen geben müssen, alles Auflagen, die man unter Kriegsrecht erwartet, wenn ein feindliches Land erobert wird. Tatsächlich konnten wir uns frei bewegen, und ich erinnere mich vor allem an die Langeweile, speziell an den Abenden. Das klingt undankbar, ist aber nicht so gemeint. Meine Tage waren so lange mit entsetzlich anstrengender Arbeit und ständigem Terror angefüllt gewesen, dass es sich jetzt einfach fremd anfühlte, nichts zu tun zu haben. Die Briten zeigten Filme in der Kaserne, und durch den Zigarettenrauch – bares Geld, das sich in Luft auflöste – sah ich noch einmal die Schwarz-Weiss-Western an, die ich schon als Kind in Będzin geliebt hatte. Ich verstand natürlich kein Wort von dem, was gesprochen wurde, aber den Guten erkannte man immer an der Hutfarbe, und es ist ja nicht besonders schwierig, der Handlung zu folgen, wenn in einem Saloon eine Schlägerei ausbricht.

Noch etwas war seltsam an meiner Befreiung: Ich schlief zum ersten Mal in meinem Leben allein in einem eigenen Bett. Und das Bett hatte Laken und ein Kopfkissen.

Von all den Gefühlen, die uns in diesen ersten Freiheitstagen durch den Kopf gingen, war das stärkste der Wunsch nach Rache. Simon Wiesenthals Nazijäger gab es noch nicht, auch die Bezeichnung Holocaust war noch nicht

erfunden. Die ganze Industrie rund um die Aufklärung der Nazi-Verbrechen existierte noch nicht. Für uns hatten das Lager Fürstengrube und der Todesmarsch vor allem ein Gesicht: das des Bauernjungen aus Neuglasau, des Henkers und Judenmörders Oberscharführer Max Schmidt. Drei oder vier Tage nach der Befreiung organisierten ein halbes Dutzend von uns ein Pferd und einen Karren und machten uns auf den Weg. Wir mieteten das Fahrzeug und bezahlten den Fahrer mit Zigaretten. Dann ging es in Richtung Neuglasau.

Es war noch keine Woche her, dass wir dort abmarschiert waren, dem Tod auf der *Cap Arcona* entgegen. Ich erinnere mich, dass ich sogar an der Stelle vorbeikam, wo ich mich in den Strassengraben geworfen hatte, als die britischen Flugzeuge kamen. Der Hof sah natürlich immer noch so aus wie vor einer Woche – Haus, Scheune und Aussengebäude, die Pflastersteine, die wir im Hof gelegt hatten, der Heuboden über dem Schweinestall, wo wir geschlafen hatten. Trotzdem war jetzt alles anders. Wir waren als «Untermenschen» dort weggegangen, unwertes Leben. Und jetzt kamen wir zurück, nicht gerade als Sieger, aber doch unter gänzlich veränderten Umständen.

Herr und Frau Schmidt waren von geradezu peinlicher Höflichkeit und entschuldigten sich fast, dass ihr Sohn nicht da war. Als ob wir mit dem Fussball unter dem Arm vor der Tür stünden und fragten, ob Max wohl zum Spielen rauskommen könnte, und seine Mama uns sagte, das könnte er leider nicht. Wir waren zu acht, alles Juden, alles Überlebende, aber es zeigte sich, dass wir nicht alle dasselbe Motiv hatten. Herzko hatte die Bombardierung der *Cap Arcona* überlebt, und ich hatte ihn durch einen Glücksfall in Neustadt gefunden. Er lief auf seinen Plattfüssen einfach so durch diese Stadt, die nie ein Ghetto gekannt hatte. Der Zahnarzt Bronek Jakobówicz war mit seinem Bruder Josek dabei, dann noch die beiden Elektrikerbrüder Lipshitz. Und Kapo Janek, ein grosser Mann mit dunklen Haaren, Peter Abramovitch, der mir auf der *Cap Arcona* aufs Deck geholfen hatte, und der «Mischling», der Architekt und Oberkapo Hermann Josef, den ich zuletzt im Hafen gese-

hen hatte. Da hatte er mir eine runtergehauen, weil ich versucht hatte, in den Bus des Roten Kreuzes zu gelangen. Nicht dabei war der Schuster Mendeler Davidovitch. Er hatte sich auf dem Hof der Millers versteckt, vermutlich mit Wissen von Max Schmidt, und war auf diese Weise den Schrecken der *Cap Arcona* entkommen.

Die Schmidts bestanden darauf, dass wir zum Essen blieben – Schweinebraten. Sie sagten, wir könnten uns ein Schwein aussuchen und es selbst schlachten. Ich wusste, das würde ich nicht fertigbringen. Ich hatte noch nie ein Tier getötet und hatte keine Ahnung, wie ich das machen sollte. Auch die anderen hatten keine Ahnung, und wir verbrachten einige sinnlose Minuten im Schweinestall mit dem Versuch, eins der quiekenden Viecher zu fangen. Am Ende erlöste Herr Schmidt sowohl uns als auch das Schwein, indem er ein Seil über einen Dachbalken warf, eine Schlinge um die Hinterbeine des Schweins legte, es hochzog und ihm die Kehle durchschnitt. Mit einem letzten Quieken und Zittern starb das Tier. Nach den Entbehrungen der letzten drei Jahre waren wir entschlossen, in Bezug auf jüdische Speisegebote nicht allzu pingelig zu sein. Tatsächlich hauten wir kräftig rein. Ich fragte mich freilich, was mein Vater dazu sagen würde. Bei diesem bizarren Essen sprachen wir alle Deutsch, tranken Schnaps und plauderten. Bildete ich mir das nur ein, oder machte Herzko tatsächlich Gerda Schmidt schöne Augen? Und vor allem – genoss sie tatsächlich seine Aufmerksamkeit?

Vielleicht lag es daran, dass ich der Jüngste war, jedenfalls schien Gerdas Schwester Gefallen an mir zu finden. Sie war hübsch und gerade sechzehn Jahre alt, aber an ihren Namen kann ich mich nicht mehr erinnern. Trotz allem, was ich bei den Frauen aus Theresienstadt gesehen hatte – von Sex hatte ich keine Ahnung. Wie in jeder anderen Hinsicht fehlten mir die Teenagerjahre und die entsprechenden Erfahrungen. Vermutlich wurde ich rot, als sie mit mir sprach, lachte und lächelte, und ich versuchte den weltgewandteren Herzko zu imitieren, ohne dass sie es zu sehr merkte.

Als es Abend wurde, beschlossen wir zu bleiben. Die meisten von uns quetschten sich in die Zimmer auf dem Dachboden des grossen Hofes, die

ganz anders waren als der Heuboden über dem Schweinestall. Herzko, beobachtete ich, schlich sich in ein Zimmer in der Nähe von Gerda Schmidt.

Die nächsten Tage spazierten wir durch die Frühlingssonne von Neuglasau. Auch Mendeler war aus seinem Versteck gekommen. Ich freundete mich immer mehr mit Gerdas Schwester an. Heute, wenn ich als alter Mann daran zurückdenke, fallen mir alle möglichen Bedenken dagegen ein, dass ich mit einer Nazi-Frau schlief, der Schwägerin eines SS-Oberscharführers. Aber damals waren wir in einer Stimmung, die die Juden *hefker* nennen: Wir liessen alles Verantwortungsgefühl fahren und genossen einfach nur unsere Freiheit. Ich glaube nicht, dass uns daraus jemand einen Vorwurf machen kann. Und das sechzehnjährige Mädchen, das mit mir über die grünenden Felder von Ostholstein spazierte, spürte wohl auch das Knistern in der Luft. Wenn die Dinge sich anders entwickelt hätten, wäre vielleicht eine gemeinsame Zukunft daraus geworden. So bleibt mir nur die Erinnerung an ein hübsches blondes, namenloses Mädchen.

Ich weiss auch nicht mehr, wie lange wir auf dem Hof blieben oder was die Schmidts von unserer Anwesenheit hielten, aber ich erinnere mich sehr genau an den Abend, als ihr Sohn auftauchte. Es war eine der bizarrsten Verwandlungen, die ich je gesehen habe. So bizarr, dass jeder von uns eine andere Erinnerung daran hat. Die SS-Uniform war verschwunden, ebenso wie die aufrechte, elegante Haltung. Der Oberscharführer war weg, und an seiner Stelle stand der schlichte Max Schmidt, der Bauernsohn. Sein Kopf war rasiert, wenn auch entschieden ordentlicher als unsere Frisur in Auschwitz-Birkenau und Fürstengrube. Und er setzte sich zu uns an den Tisch und plauderte mit uns, als wären wir alte Freunde, die sich nach dem Ende des Krieges endlich wieder trafen. Ich wusste es damals nicht, aber möglicherweise war er im Besitz der Papiere von Kapo Hans, dessen Leiche er in Turmalin zurückgelassen hatte. Wir hatten einen Plan, Ex-Oberscharführer Schmidt einen ganz anderen. Sein Benehmen liess mir das Blut in den Adern gefrieren. Hatte es einen Krieg gegeben? Hatte es so etwas wie Auschwitz gege-

ben? Waren in den letzten Jahren Menschen gestorben? Es war absolut ungläublich.

Nach dem Essen brach zwischen uns, ohne dass die Schmidts es hören konnten, ein Riesenstreit aus. Hermann Josef argumentierte, Schmidt habe in den letzten Wochen sein Bestes getan, um uns zu helfen. Er habe uns in sein Elternhaus gebracht und dafür gesorgt, dass wir etwas Anständiges zu essen bekamen. Er hatte zugelassen, dass sich Mendeler bei den Millers versteckte – was von uns überhaupt keiner verstand – und hatte ihn, also Hermann, die ganze Zeit auf dem Motorrad mitfahren lassen. Jakobówicz sprach von Vergebung, von der Notwendigkeit, nach vorn zu schauen und das Beste aus unserem Leben zu machen. Schmidt hatte ihm, sagte er, bei mindestens drei Gelegenheiten geholfen. Auf dem Todesmarsch, als Jakobówicz fast zusammenbrach, war der Oberscharführer mit dem Motorrad aufgetaucht und hatte ihm Wodka eingeflösst. Schmidt hatte Jakobówicz erlaubt, in Ahrensböck als Zahnarzt zu arbeiten und Freunde von ihm zu behandeln. Kurz vor unserem Abmarsch nach Neustadt hatte Schmidt Jakobówicz beiseitegenommen und ihm von dem bevorstehenden Besuch des Roten Kreuzes erzählt. Er hatte ihm geraten, sich als Westeuropäer auszugeben, damit er nach Schweden gebracht würde. Die beste Art, ihm seine Freundlichkeit zu vergelten, wäre, ihm ein gutes Alibi zu geben. Wenn britische Soldaten Herrn Schmidt anhielten, müsste er nur den Ärmel hochrollen und eine tätowierte Nummer vorzeigen. Das Zeichen der Schande. Das Zeichen von Auschwitz.

Während wir hin und her stritten, begriff ich, dass ich als Einziger dafür sprach, Schmidt festzunehmen. Herzko war gerade nicht da, Mendeler Davidovitch auch nicht. Hermann Josef war kein Oberkapo mehr, aber er verfügte über eine grosse Überredungskraft und eine starke Persönlichkeit. Am Ende haute mir Kapo Janek eine runter und befahl mir, die Klappe zu halten. Mir klangen die Ohren, aber ich erinnere mich noch, das Broniek Jakobówicz sich daranmachte, Schmidts Ärmel aufzukrempeln und ihm eine falsche Nummer auf den Unterarm zu tätowieren. Das Ganze war umso verrückter, als Schmidt – wie ich später erfuhr – tatsächlich die Identität von Hans ange-

nommen hatte, der als christlicher Häftling gar nicht tätowiert worden war. Alles andere musste sich Schmidt jetzt selbst ausdenken. Wenn ihn jemand in den nächsten Tagen, Wochen und Monaten befragte, verfügte er über genug Insiderwissen aus Auschwitz-Birkenau und Fürstengrube und über den Todesmarsch, um eine überzeugende Geschichte zu erzählen. Und die Tätowierung wäre der letzte Beweis.

Warum ich in dieser widerwärtigen Situation nichts unternahm? Warum ich nicht ins Wohnzimmer der Schmidts ging, das Jagdgewehr vom Halter nahm und dem Oberscharführer eine Kugel in den Kopf jagte? Vielleicht, weil ich zu viel Tote gesehen hatte. Vielleicht bin ich einfach nicht zum Mörder geboren. Es hatte sich ja gezeigt, dass ich nicht einmal ein Schwein schlachten konnte. Ich wollte, dass Max Schmidt vor Gericht gestellt wurde, nicht vor ein Scheintribunal. Und einfach so erschossen wollte ich ihn auch nicht. So verstrich die Gelegenheit. Mein Gesicht schmerzte noch von der Ohrfeige, die ich bekommen hatte. Dann verschwanden Max Schmidt, Hermann Josef, die Brüder Jakobówicz, die Lipshitz-Brüder und Schmidts Schwiegervater Bergman, der Ingenieur von der IG Farben im Lager Fürstengrube. Bis heute weiss ich nicht, warum die Lipshitz' mitgingen. Jakobówicz war der SS schon die ganze Zeit in den Arsch gekrochen, und sein Bruder folgte ihm. Hermann Josef gehörte irgendwie zu Schmidt, seit dieser in Fürstengrube das Kommando von Moll übernommen hatte. Aber was die Lipshitz' antrieb, verstand ich nicht, und ich verstehe es bis heute nicht. Schmidt hatte gerade einen Krieg verloren – wie konnte man an eine Zukunft mit ihm glauben?

Am nächsten oder übernächsten Tag kamen die Briten, ein kakifarbener Lastwagen mit einer Handvoll Tommies. Es hatte wohl Beschwerden vom evangelischen Pastor gegeben, dass auf dem Hof der Schmidts ehemalige Häftlinge hausten und die Ruhe im Dorf störten. Welch eine Ironie! Männer wie dieser evangelische Pastor hatten sich Hitler gebeugt, als dieser in Deutschland die Macht übernommen und auch ihre Kirche weitgehend gleichgeschaltet hatte. Und jetzt erklärte er, wir Juden würden uns schlecht

benehmen. Er wollte uns nicht in seinem Dorf haben, und ausnahmsweise machten die Briten mit. Als wir auf den Lastwagen kletterten, stellte ich fest, dass Herzko fehlte. Er war schon während des Streits um Schmidts Zukunft nicht dabei gewesen, und jetzt, da die Briten uns wegbrachten, war er auch nicht da. Er konnte doch nicht nach Polen verschwunden sein! Das war er auch nicht. Später hörte ich, dass er sich offenbar mit Wissen von Gerda Schmidt in der Toilette versteckt hatte. Sie hatte sehr viel Gefallen an Henry Herzko Bawnik gefunden. Vermutlich störte er nach unserem Weggang die Ruhe im Dorf noch eine Weile ganz allein.

Ich blieb ungefähr zwei Monate in der Marinekaserne. Die Briten benahmen sich uns gegenüber sehr förmlich, was uns seltsam vorkam, zumal es Gerüchte darüber gab, wie die Amerikaner weiter südlich mit Überlebenden wie uns umgingen. Als die GIs die Lager rund um Buchenwald befreit hatten, hatte General Eisenhower einen besonderen Befehl gegeben: «Öffnet die Lagerhäuser», hatte er gesagt. «Die Häftlinge sollen sich nehmen, was sie wollen. Alles, was sie brauchen, aus der Stadt, aus den Bäckereien, aus den Metzgereien – gebt es ihnen.» In Neustadt war das anders. Die Stadt war besetzt, der blutigste Krieg der Menschheitsgeschichte war zu Ende, und jeder hatte seine eigenen Pläne. Für Joe Zoller und mich jedenfalls ging es wie schon in den Jahren zuvor ums Überleben.

Vor Neustadt hatte ich Joe nicht besonders gut gekannt. Er hatte im Lager Fürstengrube in einer anderen Schicht gearbeitet und in einer anderen Baracke geschlafen. Aber wir verfügten beide über ein ganz gutes Organisations-talent, und bald gingen wir eine Geschäftspartnerschaft ein. Wir rauchten nicht, aber wir organisierten Zigaretten und verkauften sie auf dem Schwarzmarkt. In den Nebenstrassen von Neustadt verkauften wir alles – Uhren, Fotoapparate, alles, was die SS und die Wehrmacht bei ihrer eiligen Flucht hinterlassen hatten. Im Rückblick halte ich Joe und mich für keine besonders guten Schwarzmarkthändler. Wir besaßen am Ende ziemlich viel Zeug, das wir nicht eintauschen konnten.

Irgendwann in dieser Zeit kamen wir an ein deutsches Motorrad und don- nerten damit nach Bergen-Belsen, um Heringe zu verkaufen, die wir von Fi-

schern in der Lübecker Bucht ergattert hatten. Die *Cap Arcona* lag noch immer dort, ein schwarzes Gerippe, von den grauen Wellen umspült. Wochenlang trieben Leichen aus dem verbrannten Schiffsrumpf. Wir fotografierten alles – es wäre heute ein fantastisches historisches Dokument, wenn ich den Film jemals hätte entwickeln lassen oder überhaupt behalten hätte.

Tatsächlich waren wir vor allem auf der Suche nach Mädchen. Meine Begegnung mit Gerdas Schwester hatte meinen Appetit geweckt, und ausserdem, was sollten zwei Achtzehnjährige mit Zigaretten und einem Motorrad denn sonst tun? In Neustadt gab es professionelle Schwarzmarkthändler, die uns den Rang abliefen – sollten sie doch! Wir wollten uns amüsieren – *hefker*, reines Vergnügen ohne die Spur von Verantwortung.

Die Briten sahen das anders. Wir wurden nicht in der Kaserne eingesperrt, aber es war klar, dass sie ihre Aufgabe vor allem darin sahen, Brücken zu bauen, tatsächlich und metaphorisch. Und zwar mit den Einheimischen. Schwarzhandel war in Grossbritannien verboten, und die Tommies durchsuchten regelmässig junge Männer auf den Strassen, konfiszierten ihre Waren und sperrten sie eine Nacht ein. Als ich versuchte, Treibstoff für mein Motorrad zu bekommen, weigerte sich ein britischer Soldat mit den Rangabzeichen eines Sergeants, mir etwas zu verkaufen.

Eines Tages jedoch hatte ich genug Benzin, um zurück zum Hof der Schmidts zu fahren. Ein einsamer Besucher auf einem Motorrad in britischer Armeejacke erregte kein besonderes Aufsehen. Ich tat so, als wollte ich zur Meierei, um frische Butter und Käse zu besorgen, aber tatsächlich wollte ich Gerdas Schwester besuchen. Wir gingen an diesem Tag nicht zusammen ins Heu. Ob wir uns etwas versprochen haben? Ob wir in Verbindung bleiben wollten? Ich weiss es nicht mehr, es gab Dringenderes zu tun, und ich zog mit Butter und Käse in den Packtaschen wieder meiner Wege. An diesem Abend hatten wir in der Kaserne ein gutes Essen.

Im Hinterkopf formierte sich in diesem Frühsommer 1945 allmählich die Frage, was ich mit dem Rest meines Lebens anfangen sollte. Ich hatte wesentlich mehr als neun Leben aufgebraucht, dabei war ich noch nicht einmal

zwanzig. Neustadt war ein surreales Abenteuer nach der Hölle der Lager, aber so konnte man auf die Dauer nicht leben, ich wollte weiter. Für viele Überlebende hiess «weiter» eigentlich «zurück». Nach Hause. Zurück zur Familie, zu dem Leben, das sie kannten. Einige gingen tatsächlich zurück, so auch Joe Zoller. Er hatte eine Schwester, von der er annahm, dass sie noch irgendwo in Polen lebte, und er machte sich auf den Weg, um sie zu finden. Was mich betraf, so wusste ich, dass meine Familie nicht mehr existierte. Grossmutter Ruchla-Lea konnte auf keinen Fall überlebt haben. Meine Mutter, mein Vater, Hendla, Chana, Majer, Wolf und Josek waren schon seit zwei Jahren im Himmel, auf dem Weg durch die Schornsteine von Auschwitz-Birkenau. Das Letzte, was ich von Będzin gesehen hatte, waren christliche Polen, die an einem glühend heissen Augusttag unsere Habe vom Kamionka schleppten. Schon Monate zuvor war jemand in unser Haus in der Modrzejowska-Strasse eingezogen. Die einzige Möglichkeit – und auch die war verschwindend gering – war, dass Nathan noch lebte. Zuletzt hatte ich von ihm vor drei Jahren gehört, als er im Arbeitslager in Blechhammer gewesen war. Aber Nathan hatte einen Bruch und musste einen Spezialgürtel tragen. Wie lange konnte er in einer Welt überlebt haben, in der die Nazis danach strebten, den perfekten arischen Staat zu erschaffen, und in der Unvollkommenheit einfach nicht toleriert wurde?

In diesen Wochen in Neustadt flogen die Gerüchte nur so hin und her. Menschen zogen in alle Richtungen: auf den Strassen, in Zügen und auf Lastwagen, und suchten nach anderen Menschen, die vielleicht längst tot waren. Die Juden suchten nach mehr: Wir suchten nach unserer Vergangenheit, unserer Geschichte, unserer Lebensweise. Und wir fanden sie nirgends. In dieser Gerüchteküche hörte ich von einem Cousin meines Vaters, der in Bergen-Belsen gelandet war, und irgendwann im Juni besorgte ich mir eine Mitfahrgelegenheit und machte mich auf die Suche.

Das Lager Bergen-Belsen war von derselben britischen Division befreit worden wie wir in Neustadt. Es war eines der ersten Lager, die von den Alliierten befreit wurden, und die entsetzlichen Verhältnisse dort schockierten

die Welt. Die SS-Leute, die man im Lager aufgriff, hatten keine Ahnung, wie viele Insassen noch dort waren, sie schätzten etwa vierzigtausend. Die Toten lagen in grossen Haufen in den Baracken und auf dem Appellplatz. Männer, die zu schwach waren, um sich zu bewegen, lagen in ihrem eigenen Dreck in den Stockbetten; ihr Kot tropfte auf die unteren Pritschen. Seit Wochen hatte es kein Wasser mehr gegeben, als die Briten dort ankamen: Bomben hatten die Pumpen zerstört. Das Rote Kreuz verteilte Dosensuppe, Milch und Fleisch aus den Lagern und aus Sendungen verschiedener jüdischer Organisationen. Die Vorräte des Lagers waren von der SS gestohlen worden. An einem einzigen Tag kurz nach der Befreiung starben nach offiziellen Aufzeichnungen der britischen Armee fünfhundertachtundvierzig Häftlinge. Freie Männer.

Ich fand nichts in Bergen-Belsen, ausser einem Lager, das die Bulldozer zusammenschieben würden, und einer deutschen Stadt, die mit ihrer jüngsten Vergangenheit konfrontiert wurde. Ich war immer noch heimatlos und unterwegs. Also kehrte ich nach Neustadt zurück. Und als ich zur Kaserne kam, stand dort vor dem Haus auf der Strasse mein Bruder Nathan.

Er sah irgendwie ganz unverändert aus, mein grosser Bruder. Und doch war er ein anderer geworden. Das galt für uns beide. Wir nahmen uns in die Arme und weinten. Wir schlossen sie alle in unsere Umarmung ein: unsere Mutter und unseren Vater, die alte Ruchla-Lea, Hendla, Chana und die Jungs, Majer, Wolf und Josek. Wir umarmten uns für alles, was wir gesehen und durchgemacht hatten. Und wir umarmten eine Lebensweise, die für immer verschwunden war.

Nathan fragte mich nie, was mit unserer Familie passiert war. Das musste er auch nicht, er wusste es schon. Durch den Schornstein in den Himmel – so einfach und furchtbar war das. Acht Menschen, die wir beide mehr als alles andere auf der Welt geliebt hatten, ausgelöscht, um die Träume eines Wahnsinnigen zu verwirklichen. Eines Wahnsinnigen, der nicht durch den

Schornstein gegangen war, obwohl wir irgendwann erfuhren, dass Hitlers Leichnam auf seinen eigenen Befehl hin im Garten der Reichskanzlei in Berlin verbrannt worden war. Aber das tröstete Nathan und mich kein bisschen.

Die Geschichte meines Bruders würde ein zweites Buch füllen. In den nächsten Tagen in Neustadt erzählten wir uns alles, was wir erlebt hatten. Das fiel uns damals leichter als heute. Wir waren beide noch jung, und die Erinnerungen waren zwar frisch und schmerzten, aber es war noch nicht genug Zeit vergangen, um aus Albträumen und Traurigkeit eine Art Lebensgewohnheit zu machen. Nathan war einen langen Weg durch verschiedene Lager gegangen und schliesslich in Blechhammer gelandet, das zu dieser Zeit ein Aussenlager von Auschwitz war. Während er erzählte, dachte ich, dass er wegen seines Bruchs mit dem Rest der Familie im Gas gelandet wäre, wenn er an jenem schrecklichen Tag im August 1943 mit uns nach Auschwitz-Birkenau gefahren wäre. Mengeles Begrüssungskomitee hätte diese Behinderung niemals akzeptiert, die eleganten Handschuhe des Arztes wären garantiert nach links geflogen. Und wenn Nathan mit ins Gas gegangen wäre, dann wäre ich ihm wohl gefolgt, wie ich es bei so vielen Leuten auf der Rampe erlebt hatte. Es gab viele, die sich dafür entschieden, bei ihrer Familie zu bleiben. An zwei Brüder erinnerte ich mich besonders. Dem einen hatte ein Kapo mit seinen Schlägen den Arm gebrochen, und der andere ging mit seinem Bruder durch die Pforten des Schreckens. Er stützte den anderen und hielt seinen Arm.

In den Lagern, in denen Nathan gearbeitet hatte, hatte es kein brutales Ausziehen, keine Selektionen und keine Gaskammern gegeben. Das änderte sich erst, als er nach Blechhammer und damit unter die Oberhoheit von Auschwitz kam. Nathan musste seine Zivilkleidung abgeben und die gestreifte Häftlingskluft anziehen. Er wurde auch tätowiert, seine Nummer war irgendetwas mit 176.000. Als wir jetzt in der Sicherheit der Marinekaserne darüber sprachen, während unsere Haare wieder wuchsen und wir eine bunte Mischung organisierter Kleidung trugen, erwähnte Nathan den Namen unseres alten Freundes Vladek Lipanski. Auch er hatte in Blechhammer gearbei-

tet und uns oft besucht, bevor unser Umzug auf den Kamionka das unmöglich machte. Wir hatten beide Fussball mit ihm gespielt, und er hatte Nathan für einen Sack Kartoffeln das Fahrrad abgekauft. Nie hatte er Nathan erwähnt. Zu Nathan hatte er gesagt: «Ich wusste, dass du hier enden würdest. Und hier wirst du verrecken wie ein Hund.» Unser Freund. Ein nicht jüdischer Pole.

Durch einen jener bizarren Zufälle, die im Krieg manchmal geschehen, hätten Nathan und ich uns beinahe getroffen. Das Lager Blechhammer war genauso brutal gewesen wie Auschwitz-Birkenau. Stundenlanges Stehen auf dem Appellplatz bei eisigen Temperaturen, Fünferreihen, Schläge und Morde durch die Kapos und die SS. Muselmänner, die langsam aufgerieben wurden. Anders als Auschwitz-Birkenau war Blechhammer aber von den Alliierten bombardiert worden. Zehnmal wurde Blechhammer zwischen Juli und November 1944 von Bomben getroffen. Ich hatte die Bomber vielleicht sogar über das Lager Fürstengrube hinwegfliegen sehen, ohne zu wissen, dass ihre Bombenlast für meinen Bruder bestimmt war.

Nathan hatte das Lager zu Fuss im bitterkalten Januar 1945 verlassen. Seine Gruppe ging als eine der Letzten, drei Tage nachdem wir aus Fürstengrube abmarschiert waren. Seine Erfahrungen unterwegs waren genauso grässlich wie meine. Die verzweifelten Hungernden waren aus der Kolonne ausgeschert, um Kohlstrünke von den schneebedeckten Feldern zu holen. Und sie waren dafür von der SS erschossen worden – rote Flecken zwischen Grün und Weiss. Er war ebenfalls in offenen Kohlewaggons gefahren, in Buchenwald sogar im selben Zug wie ich. Während die SS verzweifelt nach einem Plan suchte und ihre Welt in Stücke zerfiel, waren Nathans Waggons nach Buchenwald hineingerattert, während wir nach Nordhausen und Mittelbau-Dora weiterfuhren. Was für ein Zusammentreffen.

Als wir uns in der Marinekaserne wieder trafen, lebte Nathan schon in Konstanz am schönen Bodensee, also in der französischen Besatzungszone. Schnell wurde klar, dass die Alliierten der Kriegszeit jetzt, nach Kriegsende, keine Alliierten mehr waren. Vor 1941 hatten die Russen sich mein Land mit

den Deutschen geteilt. Vor 1941 und dem japanischen Angriff auf Pearl Harbor hatten die Amerikaner wenig Neigung gezeigt, sich schon wieder in einen europäischen Krieg einzumischen. Während des Krieges war Frankreich zum grössten Teil unter dem «Blitzkrieg» der deutschen Wehrmacht zusammengebrochen, und der kleine Teil, in dem das nicht passierte, Vichy, wurde von Nazi-Kollaborateuren regiert. Es gab keine Liebe zwischen Ost und West, Stalins Kommunismus stand gegen Churchills Demokratie, die Briten und Franzosen hatten sich jahrhundertlang bekämpft, wie auch immer die Erfahrungen der letzten Zeit aussehen mochten. Tatsächlich bewachten die Alliierten ihre Stückchen von Deutschland eifersüchtig und belauerten sich gegenseitig.

Nathan hatte mich gefunden, als er im Zug von Konstanz einen Freund begleitet hatte. Dieser Freund suchte nach seiner Familie. In einem Lager namens Feldafing bei München traf er jemanden aus Będzin, der mich in Neustadt gesehen hatte. Als Nathan allerdings dort ankam, war ich schon unterwegs nach Bergen-Belsen, um dort nach möglichen Überlebenden meiner Familie zu suchen.

Jetzt hielt mich nichts mehr in Neustadt. Ich fuhr mit Nathan in einem dieser fantastischen, schmutzigen Züge, die nichts kosteten und ohne Fahrplan fuhren, nach Konstanz. Es war der Sommer 1945. So weit im Westen war ich noch nie gewesen, plötzlich befanden wir uns in Baden an einem stillen See mit strahlend weiss gestrichenen Schiffen und den Schweizer Bergen im Hintergrund. Sie erinnerten uns daran, dass wenigstens ein paar Länder von den Schrecken des Krieges verschont geblieben waren. Wir wussten beide, dass die Schweizer Juden nicht mit Viehwaggons in die Krematorien gefahren worden waren. Die französische Erste Armee mit ihren geliehenen amerikanischen Waffen hatte Konstanz Ende April ohne Gegenwehr eingenommen, sodass die Stadt jetzt das Zentrum der französischen Besatzungszone bildete.

Nathan lebte in einem Schloss! So etwas hatte ich noch nie gesehen. Gailingen war schon seit Jahrhunderten eine jüdische Siedlung, aber die Nazis

hatten es zerstört und die grosse Synagoge dort kurz vor dem Krieg niedergebrannt. Das Haus, in das ich jetzt einzog, gehörte der Familie Rothschild, wohlhabenden Juden aus der internationalen Bankenwelt, wie sie Hitler sein Leben lang gehasst hatte. Tatsächlich hatten die Nazis das Haus gerade erst freigemacht. Im Krieg war es ein Lazarett gewesen, und jetzt hatte ein jüdisches Komitee es übernommen. Ich schlief in einem Bett, das noch bequemer war als in der Marinekaserne, und bekam anständiges Essen, das vom *Joint Refugee Committee* zur Verfügung gestellt wurde.

Wir spielten Fussball, und wir lernten Hebräisch. Wir blickten in die Zukunft und in die Vergangenheit. Die Zukunft hiess Palästina, das biblische Kanaan, das Land, in dem Milch und Honig fliessen. Fast jeden Tag fuhren Lastwagen durch Konstanz und brachten jüdische Flüchtlinge, die beschlossenen hatten, nach Palästina zu gehen. Wir brachten sie ein paar Tage unter und schickten sie dann weiter. Sie waren Überlebende der Lager wie wir, Männer und Frauen, die jung und kräftig genug gewesen waren, um alles zu überstehen, was die Nazis ihnen angetan haben. Sie hatten die gestreiften Lumpen abgelegt und sich ein bisschen Fleisch auf die Rippen gefuttert, und jetzt machten sie sich auf den Weg ins Unbekannte.

Von uns gingen sie ausgeruht und erfrischt über die Grenze nach Frankreich oder Italien, meistens mit gefälschten Papieren und Bargeld, um die Grenzposten zu bestechen. Und hinter den Grenzen lockte das Heilige Land.

Uns lockte es nicht. Noch nicht. Unsere Vergangenheit lag in Polen, in Będzin oder bei den Verwandten unserer Mutter im Garten Eden. Doch unsere Erinnerungen waren zu bitter, um an eine Rückkehr auch nur zu denken. Wir wussten, dass die Synagoge von Będzin bis auf die Grundmauern abgebrannt war. Der Kamionka war sicher verfallen und ausserdem auch zu primitiv, um dort zu wohnen. Die Stadt war «judenrein», die Polen, die unsere Häuser und Möbel übernommen und zugesehen hatten, wie wir in den Zug nach Auschwitz gestiegen waren, wollten uns sicher nicht zurückhaben.

Das einzige Zuhause, das wir uns vorstellen konnten, war England. Mein Vater hatte kurz dem Ersten Weltkrieg bei Verwandten in Stamford Hill gelebt, und mindestens eine seiner Schwestern wohnte im Londoner East End. Wir schrieben an unseren entfernten Cousin in Bergen-Belsen, der sich noch an die Londoner Adresse erinnerte, und das *Joint Refugee Committee* finanzierte unsere Emigration nach London.

Wieder waren wir mit Zügen unterwegs, diesmal in überfüllten Personenwaggons. Beim letzten Mal war ich gemeinsam mit meiner Familie auf dem Weg in die Hölle gewesen. Jetzt waren wir nur noch zu zweit, die Letzten der Pivniks. An einem grauen, regnerischen Tag im Herbst 1947 überquerten wir den Ärmelkanal.

Ich war einundzwanzig Jahre alt, nach den Gesetzen der meisten Länder war ich jetzt offiziell ein erwachsener Mann. Und nach dem Sommer am Bodensee war London ein wirklich elender Anblick. Alles sah so grau und traurig aus. Die Stadt, die zwei Blitzkriege überstanden hatte, trug noch die Wunden und Narben. Überall gab es Bombenkrater, grosse Löcher im Boden, wo Häuser, Hotels und Läden gestanden hatten. Die Lebensmittel waren noch rationiert, Grossbritannien erlebte eine Zeit der harten Austeritätspolitik. Im Monat zuvor waren Auslandsurlaube verboten worden, die wöchentliche Fleischration war um 200 Gramm gesenkt worden. Während Nathan und ich Englisch lernten und versuchten, den Inhalt der Tageszeitungen zu erfassen, lasen wir, dass die Regierung unter Clement Attlee soeben ein Gesetz durchgebracht hatte, mit dessen Hilfe Arbeiter zur Annahme jeder beliebigen Arbeit in bestimmten Bereichen gezwungen werden konnten. Mir fiel diese Sache vor allem deshalb auf, weil die konservative Opposition das Gesetz als SS-Gesetz bezeichnete. Diese Leute hatten ja keine Ahnung!

Dicker Nebel hüllte die Stadt in diesem November ein. «Erbsensuppe» sagten die Einheimischen dazu. So etwas hatte ich noch nie erlebt. Wir wohnten im Haus unserer Tante und unseres Onkels im East End, nur vorübergehend, denn dort war einfach nicht genug Platz. Eins der Lieder, die ich im

Radio hörte, hatte den Text «Maybe it's Because I'm a Londoner». Und mir wurde klar, dass ich keiner war. Nathan und ich arbeiteten in der Schneiderwerkstatt unserer Verwandten und traten so beide, wie das Schicksal es offenbar wollte, in die Fussstapfen unseres Vaters. Aber niemand wollte von uns wissen, was wir durchgemacht hatten. Die Leute hatten ihre eigenen Probleme: die Rationierung, den Verlust von Angehörigen, die Bomben, die in den schwefeligen Tunneln von Mittelbau-Dora hergestellt worden waren. Die Lager, Auschwitz, der Holocaust – das war alles weit weg und das Problem anderer Leute.

Seit August 1943 war ich ständig unterwegs gewesen: Auschwitz-Birkenau, Fürstengrube, der Todesmarsch, Ahrensböck, Neustadt und Konstanz. Nun war es Zeit, wieder aufzubrechen.

13

Das Land, in dem Milch und Honig fliessen

Nächstes Jahr in Jerusalem», lautete ein Slogan der zionistischen Bewegung. Wenn ich nicht mit dieser Idee im Hinterkopf aufgewachsen war – Nathan und Hendla schon. Sie waren ja beide älter als ich und hatten sich in Będzin der *Gordonia* angeschlossen, einer Organisation, die es ernsthaft darauf anlegte, Juden in ihr ursprüngliches Heimatland zurückzuführen.

Seit ich Zeit dafür habe, lese ich viel über den Zionismus, und irgendwie gehöre ich ja auch dazu. «Wir sind ein Volk», schrieb Theodor Herzl zur Zeit meines Grossvaters. «Unsere Feinde haben uns dazu gemacht, ob wir wollen oder nicht ...» Er hat recht, die Anfechtung schweisst uns zusammen, und darin erkennen wir unsere Stärke. Ja, wir sind stark genug, um einen Staat zu gründen: einen Modellstaat. Wir verfügen über alle menschlichen Fähigkeiten und materiellen Mittel dazu.»

Herzl schrieb dies, lange bevor der Holocaust mit seiner wahnsinnigen Vernichtung begann. Aber das Herzstück der Idee von einem jüdischen Heimatland ging nicht verloren. Unsere gemeinsamen Erfahrungen in den Kriegsjahren liessen die Idee eher noch attraktiver und drängender erscheinen. Überlebende, die nach Polen zurückkehrten, um ihr altes Leben wiederzufinden, stellten fest, dass ihre Häuser von anderen bewohnt wurden, dass ihre Synagogen niedergebrannt und ihre Bräuche verschwunden waren. Einige wurden sogar auf offener Strasse erschlagen.

Die britischen Zeitungen waren Ende 1947 und Anfang 1948 voll von Nachrichten aus Palästina. Seit die Region während des Ersten Weltkrieges dem Osmanischen Reich durch die Briten entrissen worden war, gehörte das Land, in dem Milch und Honig fliessen, im Grunde genommen zum briti-

schen Empire. Ich war mit den Geschichten von der Sintflut und Abraham und Isaak aufgewachsen, kannte ihre Bilder an den Wänden der grossen Synagoge in Będzin und lebte mit der vagen Vorstellung, die Leute würden sich dort immer noch so kleiden und ihre Herden hüten, und überhaupt wäre das ganze Land eine schöne, leere Wildnis, in der sonst niemand lebte. Die Nazis hatten die Umsiedlung der Juden nach Madagaskar möglicherweise unter ähnlich naiven Voraussetzungen geplant. Aber natürlich war mir klar, dass es so nicht sein konnte, und die Zeitungüberschriften machten jeden Gedanken an einen Garten Eden schnell zunichte. Trotzdem teilten Millionen von Juden auf der ganzen Welt die Vorstellung von einem idyllischen Landleben im Kibbuz.

Im März gab es terroristische Anschläge, vor allem auf Tel Aviv. Einige radikale Gruppen versuchten, die Briten zum Rückzug zu zwingen und die Araber – die natürlich seit Jahrhunderten in Palästina lebten – zurückzudrängen, um Platz für die Juden zu schaffen. Die Stern Gang und die Irgun – manche ihrer Mitglieder waren genauso in britische Uniformteile gekleidet wie ich in Neustadt – sprengten ein Gefängnis in Akko und bombardierten das King David Hotel in Jerusalem. Im Sommer fand man die Leichen zweier britischer Soldaten in einem Eukalyptushain bei Haifa aufgehängt, und in einer Aktion, die die Fantasie der ganzen Welt erregte, stürmten die Briten das Haganah-Schiff *Exodus 47*, mit dem fünftausend jüdische Einwanderer nach Palästina gebracht wurden. Kein Vergleich mit der *Cap Arcona*, aber es gab Kämpfe an Bord, Tränengas wurde gegen Eisenstangen und Konservendosen eingesetzt, drei Juden starben. Der Steuermann wurde erschlagen. Das Schiff drehte bei, die Passagiere wurden nach Zypern gebracht, und die Insel entwickelte sich bald zu einem riesigen Gefangenenlager. Von dort aus fuhr das Schiff weiter nach Frankreich, aber die Passagiere weigerten sich, von Bord zu gehen, und so landete es – ausgerechnet – in Hamburg.

Im September beschlossen die Briten, dass es jetzt reichte, und stimmten einem Abzug aus Palästina zu. Zwei Monate später wehte die blau-weisse

Flagge mit dem Davidstern über Jerusalem. Die Generalversammlung der Vereinten Nationen hatte der Gründung eines jüdischen Staates zugestimmt.

Das jedoch bedeutete Krieg zwischen Juden und Arabern. Es war der erste in einer langen Reihe von Konflikten, die bis heute den Nahen Osten erschüttern. Die Zeitungüberschriften vom 17. Januar fassten das gegenseitige Töten zusammen, das immer noch anhält. Kurz nach Mitternacht war am Tag zuvor ein Lebensmittelladen nahe der Klagemauer in Jerusalem von arabischen Terroristen in die Luft gejagt worden. Zur Vergeltung sprengte die Haganah, die jüdische Verteidigungstruppe, ein Haus und tötete dabei sieben arabische Kinder. Zwischen allen Fronten standen die Briten, die versuchten, die Lage zu beruhigen, indem sie mit den Gemäßigten auf beiden Seiten zusammenarbeiteten. Nur leider sank die Zahl der Gemäßigten jeden Tag, je mehr die Zahl der Todesopfer auf beiden Seiten anstieg.

Da die britische Regierung die Einwanderung nach Palästina wegen der Unruhen gestoppt hatte, musste ich illegal aus Grossbritannien herausgeschmuggelt werden, zuerst über den Ärmelkanal, dann mit dem Zug durch Frankreich. In Marseille ging ich an Bord eines Schiffes.

Die Hitze in Palästina war unglaublich, selbst im April, als ich ankam. In Polen hatte nie so die Sonne geschienen, und ich hatte noch nie in meinem ganzen Leben so geschwitzt, nicht einmal in den Tagen vor dem Ende des Kamionka-Ghettos, bevor man uns nach Auschwitz brachte. Es war weniger Milch und Honig als vielmehr eine verdorrte, unfruchtbare Wildnis mit Felsen, Sand und noch mehr Sand. Viele von uns Freiwilligen aus Nordeuropa ertrugen die Hitze nicht, es gab schwere Fälle von Sonnenstich und Verbrennungen. Fast die ganze Zeit, die ich in Palästina verbrachte, trug ich Shorts und praktisch immer einen Hut.

Inzwischen war mein Englisch ziemlich gut, sodass ich dem Telavinsky Camp zugeteilt wurde, wo eine neu gebildete Brigade stationiert war, die 7th Armoured. Sie bestand aus vielen englisch sprechenden Mannschaftsdienst-

graden und Offizieren. Im Prinzip gehörte ich zu einer Organisation mit Namen *Machal*, die aus dreieinhalbtausend Freiwilligen aus sechsundvierzig Ländern bestand.

Viele von uns waren Überlebende der Lager, aus ganz Europa zusammengeführt durch unsere gemeinsame Erfahrung und mit dem Wunsch, etwas zu leisten. Es war schon eine Leistung gewesen, am Leben zu bleiben, aber ich war jetzt einundzwanzig, und das Leben musste doch noch mehr für mich bereithalten als die Arbeit in einer Schneiderwerkstatt im Londoner East End. Wenn man die Fotos der Anführer in diesem Freiheitskrieg ansieht, wie er später genannt wurde, dann sieht man lauter junge Männer, die bereit sind, es mit der Welt aufzunehmen. Auch ein Foto von mir aus dieser Zeit zeigt einen neuen Sam Pivnik. Der verschreckte, introvertierte Junge, der ich noch drei Jahre zuvor gewesen war, ist verschwunden. Jetzt sieht man einen harten Mann mit stählernem Blick, der aus einer gewissen Distanz in die Zukunft schaut.

In meiner Abteilung der *Machal* waren wir nur zweihundertfünfzig englischsprachige Freiwillige, und zwei von ihnen, mit denen ich die Grundausbildung absolvierte, waren Herschel Margules und Max Wolinski. Ich wusste nicht, wo bei einem Gewehr vorne und hinten war, obwohl ich so viele Waffen in den Händen der SS gesehen hatte. Auch Marschieren war mir neu. Das hier unterschied sich doch sehr von unserem Geschlurfe während des Todesmarsches und im Lager Fürstengrube.

Einer der Kommandeure im 72. Bataillon der 7th Armoured Brigade war Captain David Appel. Er beeindruckte mich als ein grosser Mann, zumal er aufgrund seiner Herkunft wirklich mehr zu verlieren hatte als die meisten anderen. Sein wirklicher Name war Thomas Bowden. David Appel war eine Art *nom de guerre*. Er muss einer der wenigen Engländer gewesen sein, die ein Konzentrationslager von innen gesehen hatten, denn er war während des Krieges in Deutschland verhaftet worden. Da er Briefe eines jüdischen Freundes in seinem Kampfanzug trug, vermutete man, er sei Jude, und schickte ihn nach Bergen-Belsen. Er war verheiratet mit einer Israeli und deshalb im Nahen Osten geblieben, statt auf die Farm seiner Familie in Norfolk zurückzukehren.

Appel suchte Fahrer. Heute erklären Militärhistoriker, dass die Juden 1948 tatsächlich über mehr Truppen verfügten als die Araber, aber uns kam es damals nicht so vor. Wir fühlten uns wie David vor dem Kampf gegen Goliath, und alles, was wir hatten, war die sprichwörtliche Steinschleuder gegen eine riesige Feindesmacht. Natürlich hatten wir keine militärische Erfahrung, und eine Nebenwirkung des Zweiten Weltkriegs war, dass die wenigsten von uns Auto fahren konnten. In Będzin hatten nur richtig reiche Leute ein Auto besessen. Ich hatte das Fahren in Konstanz bei Nathan gelernt, also meldete ich mich.

Ich weiss noch, dass ich dachte, wie sehr sich meine Situation von dem Appellplatz in Auschwitz-Birkenau und Fürstengrube unterschied, wo man sich nie freiwillig für irgendetwas meldete. Captain Appel sagte ich, ich könnte fahren, und er ordnete mich zum 79. Bataillon ab, wo dringend Fahrer gebraucht wurden. Dort blieb ich während meiner gesamten Zeit in Palästina.

Um vier Uhr nachmittags am 14. Mai, einige Stunden vor dem Ende des britischen Mandats, erklärte sich der Anführer der *Jewish Agency*, David Ben-Gurion, zum ersten Premierminister einer provisorischen Regierung des Staates Israel. Für Millionen Juden weltweit und vor allem für die Tausenden, die den Holocaust überlebt hatten, war das Musik in ihren Ohren. Die Musik wurde noch lauter und fröhlicher, als US-Präsident Truman als erster internationaler Staatsmann den neuen Staat anerkannte. Jetzt mussten wir diesen Staat nur noch verteidigen.

Es gab schon deutliche Unterschiede zwischen dem Fahren eines Zivilautos und einem gepanzerten Wagen der berittenen Infanterie. Mein Fahrlehrer war ein Mann, der später ein guter Freund wurde: Sidney Friedman, ein Junge aus Sheffield, der im British Armoured Corps gedient hatte. Sidney zeigte mir, wie man die Gänge reinhaute, sich durch den Matsch wühlte, Sanddünen hinauf und wieder hinunter fuhr und Spalten ganz selbstverständlich überquerte. Vierradantrieb, Zweiradantrieb, schwere Fahrzeuge, leichte Fahrzeuge. Ich musste lernen, einfache Strassen hinunterzubrettern, auf dem

Teller zu wenden und mit Sand in allen Erscheinungsformen zurechtzukommen. Das Zeug war glühend heiss und stach in den Augen und im Gesicht, wenn ein Sandsturm aufkam. Ausserdem musste ich die verdammten Geräte selbst warten. Oft verbrachte ich Stunden in der Nachtkälte der Negev-Wüste unter einer Motorhaube und werkelte mit Zangen und Hämmern. Tagsüber war der Stahl der Motoren zu heiss, um daran zu arbeiten. Ausserdem wurde man bei lebendigem Leibe von den Mücken gefressen.

Die regulären europäischen Armeen wären wohl entsetzt gewesen, wenn sie unsere zusammengewürfelte Ausrüstung gesehen hätten. Die meisten von uns besaßen nicht einmal Armeestiefel; sie trugen ihre normalen Schuhe. Wir hatten britische Helme, und die meisten banden sich auch ein Palästina-sertuch um, um sich vor dem Sand zu schützen. Es war eine surreale Situation. Wir kämpften für Israel, führten einen Befreiungskrieg für den jüdischen Staat, dabei waren die wenigsten von uns Juden, und den meisten ging es wie mir: Sie konnten nur wenige Brocken Hebräisch.

Unser erster Kommandant bei der 7th Armoured war Chaim Laskov, ein Russe, dessen Familie 1925 nach Haifa gezogen war. Er hatte sich 1940 der britischen Armee angeschlossen, während wir gerade lernten, mit der deutschen Besatzung in Będzin zurechtzukommen. Später war er zum Major der jüdischen Brigade befördert worden. Die letzten drei Jahre hatte er intensiv für die *Aliyah Bet* gearbeitet, eine Organisation, die jüdische Einwanderer illegal nach Palästina brachte. Es gab Gerüchte, dass er persönlich die Art von Rache geübt hatte, die ich an Max Schmidt nehmen wollte, allerdings ohne den Umweg über die Gerichte. In den Wochen vor meiner Ankunft im Telavinsky-Camp hatte Laskov die dringend benötigten Offiziere ausgebildet. Dann hatte man ihm das Kommando der 7th Armoured übertragen.

Während meiner Zeit dort ging Laskov zurück in den Rekrutierungsdienst, jetzt im Rang eines Generalmajors. Sein Nachfolger war ein sehr spannender Kanadier namens Ben Dunkelman, in der Wüste auch unter dem Namen Benjamin Ben-David bekannt. Er war ein Schneidersohn wie ich, kam aber aus Toronto und war mit achtzehn Jahren nach Palästina gekom-

men, um in einem Kibbuz zu arbeiten, so wie Hendla es sich gewünscht hatte. Als der Krieg begann, hatte er versucht, zur kanadischen Marine zu gehen, aber – Ironie des Schicksals – der damalige Antisemitismus im Militär verhinderte das. So hatte er sich stattdessen der Armee angeschlossen und war bis zum Major aufgestiegen. Bei der Landung am D-Day war er durch die Brandung zum Juno Beach gefahren. Wie Laskov war er kaum in Palästina angekommen, als auch schon der nächste Krieg begann.

Die meisten meiner Kameraden im 79. Bataillon waren Veteranen. Wieder einmal war ich der Neuling ohne Erfahrung. Um mich herum gab es Amerikaner, Kanadier und Südafrikaner, und ständig gab es Kabbeleien zwischen den Nationen. Vor allem die Amerikaner hatten ständig Sprüche für die südafrikanischen Juden parat: «Wie ich sehe, hat dein House Boy deine Schuhe nicht besonders gut geputzt.» Und so weiter. Das alles wurde nicht wirklich ernst genommen, wir waren froh, dass dieser harmlose Rassismus den tödlichen Wahnsinn der vergangenen Jahre ersetzt hatte.

In diesem Sommer 1948 fuhr ich das dritte Fahrzeug in unseren Konvois auf dem Weg nach Jish, Safed und Galiläa. Wir befreiten eine Stadt nach der anderen. Sechs von uns fuhren in dieser Blechbüchse auf Rädern mit. Ich sass vorne eingeklemmt gleich neben dem Kommandeur, vor mir der Schrott unzähliger verlassener syrischer Fahrzeuge. Hinter mir sass die Schützen mit ihren Panzerfäusten und Flugabwehrwaffen sowie den schnell feuern den Zwanzig-Millimeter-Geschützen. General Kaukji und seine Syrer hielten eine Position in Galiläa. Die 7th Armoured hatte Befehl, sie einzunehmen, und genau das taten wir.

Während dieses Feldzuges verbrauchte ich wieder eines meiner unzähligen Leben, und zwar am Rande von Jish. Man gewöhnt sich an den Geschützlärm, aber an diesem Tag gerieten wir in schweres Artilleriefeuer. Ich weiss nicht, was passierte, weil ich von dem Schlag bewusstlos wurde. Ich erinnere mich nur noch an den schrecklichen Knall und dann ... alles schwarz. Als ich wieder zu mir kam, herrschte Chaos. Dicker schwarzer

Rauch quoll aus dem Fahrzeug. Ich schüttelte den Kopf, um das Summen im Ohr loszuwerden und nicht mehr doppelt zu sehen. Hinter mir lag einer meiner Südafrikaner tot neben seinem Geschütz, der andere schrie laut, während das Blut aus den Fetzen spritzte, wo gerade noch sein linkes Bein gewesen war. Wüstenkriege sind nie besonders hübsch, und die Vorstellung, irgendwann Freunde zu verlieren, war der Grund dafür, warum ich mich in den Ausbildungslagern mit niemandem richtig angefreundet hatte. Als wir das zerstörte Fahrzeug untersuchten, begriffen wir, dass wir noch Glück gehabt hatten. Wäre die Mine fünf Zentimeter tiefer eingeschlagen, dann hätte sie die Treibstofftanks erwischt und wir wären alle in die Luft geflogen.

Ende Mai nahmen wir an den Schlachten von Latrun teil. Hier lag ein mittelalterliches Kloster an einer Strassenkreuzung von Jerusalem nach Jaffa und von Gaza nach Ramallah. Es erinnerte daran, dass dies einmal Kreuzfahrerland gewesen war und dass Ost und West hier schon seit Jahrhunderten aufeinandertrafen. Wenn Sie sich für die militärischen Bewegungen der nächsten Wochen interessieren, können Sie das an anderer Stelle nachlesen. Ich bin kein Militärhistoriker, und damals erfuhren wir ohnehin nur, was wir unbedingt wissen mussten. Unser Befehl lautete, den Arabern die Festung Latrun abzunehmen, und genau das versuchten wir. Der erste Schritt dazu war die Operation Bin Nun Alef, benannt nach Josua, dem Sohn des Nun, der nach der Bibel Kanaan erobert hat. Ausser der 7th Armoured war die Alexandroni-Brigade beteiligt, und wir standen alle unter dem Kommando von Shlomo Shamir, der während des Zweiten Weltkrieges in der britischen Armee gedient hatte.

Bevor es richtig losging, gab es unendlich viele Verspätungen. Schliesslich begannen die Gefechte am frühen Morgen des 25. Mai. Unsere Artillerie reichte nicht so weit wie die arabischen Waffen, wir mussten uns zurückziehen, ohne Wasser und unter mörderischem Beschuss.

Es dauerte zwei Monate. Zwei Monate mit gelegentlichen Gefechten, Verlegungen, Märschen und neuen Märschen. In den Geschichtsbüchern

kann man lesen, dass die Jordanier gewannen und wir verloren, aber so einfach war es nicht. Wir konnten Latrun nicht einnehmen, aber wir hielten die Strasse nach Jerusalem offen, und das hiess, wir konnten die Juden dort weiterhin mit Waffen und Ausrüstung versorgen. Latrun wurde für die Juden, was Dünkirchen für die Briten gewesen war. Dünkirchen 1940 war eine militärische Katastrophe gewesen, aber wenn man Winston Churchill zuhörte (was Millionen Menschen taten), dann war es ein heldenhafter Sieg für die britische Armee gewesen. Tatsächlich prägte dieses Ereignis den gesamten Krieg. Der Begriff des «Geistes von Dünkirchen» ist unauslöschlich mit allen traditionellen britischen Werten verbunden. So ähnlich war es mit Latrun. Für Winston Churchill, oder eben in diesem Fall David Ben-Gurion. Einhundertachtundsechzig israelische Soldaten kamen bei den Gefechten ums Leben, ein Bruchteil der Verluste, die wir jeden Tag in den Gaskammern von Auschwitz-Birkenau erlitten hatten. Aber die Schlachten um Latrun wurden zu einem Gründungsmythos des Staates Israel, und ich war stolz, dass ich daran teilgenommen hatte.

In dem Schwebezustand nach Latrun, während die Vereinten Nationen einen Waffenstillstand aushandelten, harrten wir aus. Die Araber hatten versprochen, uns alle ins Meer zu treiben. Das war nicht geschehen. David hatte Goliath nicht getötet, aber er stand immer noch auf seinen Füßen.

Als der Krieg mit einem Waffenstillstand zwischen Israel und Ägypten im Februar 1949 endete, atmeten wir alle erleichtert auf. Ben-Gurion liess die geflohenen Araber in ihre Häuser zurückkehren, die Strassen zu den Kibbuzim in Galiläa blieben offen und frei. Ich zog in einen dieser Kibbuzim, nach Dafna. Er war im Mai 1939 von polnischen und litauischen Juden gegründet worden. Als ich dort ankam, gab es schwere Bombenschäden von den kürzlich beendeten Kämpfen, aber das Wasser des Flusses Dan sorgte für kräftiges Grün und verwandelte den Ort in eine kühle Oase des Friedens. Hier besuchte ich meinen Cousin Zvi Wandasman, den ich zuletzt in Będzin gesehen hatte. Es war eine Ewigkeit her.

Manchmal denke ich, ich hätte in Palästina bleiben sollen, bei dessen Verwandlung in den Staat Israel ich auf eine ganz kleine, unbedeutende Weise mitgeholfen hatte. Es war ein junges Land mit allen Hoffnungen und Plänen für eine strahlende Zukunft, und doch ganz eng mit seiner Vergangenheit verwoben. Tausende der ersten jüdischen Bewohner waren Überlebende der Lager wie ich. Jetzt hatten sie es mit einem anderen Feind zu tun, der viel hartnäckiger war als die Nazis. Bis heute ist der Kampf nicht zu Ende.

Gerechtigkeit und Frieden?

London, 1951. Das *Festival of Britain* erleuchtete die Skyline der Stadt – ein Schulterklopfen für die Menschen, die so viel durchgemacht hatten. Riesige, teuer aussehende Gebäude schossen an der South Bank aus dem Boden und ersetzten die Lagerhäuser und kleinen viktorianischen Wohnhäuser, die Görings Luftwaffe zerstört hatte. Acht Millionen Pfund – heute eine unglaubliche Summe. Eine Tasse Kaffee kostete neun Pence.

Wie ich zurück nach England kam, darüber möchte ich lieber schweigen. Ich war illegal aus dem Land geschmuggelt worden, zu einer Zeit, da Grossbritannien noch unter den Nachkriegswirren litt. Die Rückkehr war schwieriger, weil sich jetzt alles beruhigt hatte und die Behörden wieder normal arbeiteten. Ich reiste über Belgien und Frankreich und musste abwarten, bis sich eine Gelegenheit ergab, den Ärmelkanal zu überqueren.

Für Nathan und mich begann das neue Leben offiziell am 15. September 1953, als in der *London Gazette* verkündet wurde, dass wir zu den Ausländern gehörten, die jetzt ihre Einbürgerungsurkunde erhielten. «Slomo» Pivnik und Nathan Pivnik lebten in einem Haus im Bezirk N 16, das wir zusammengekauft hatten. Als Berufe waren Schneider und Schnittmeister beim Film angegeben. Das war geschwindelt, klang aber sicher. Man konnte sagen, die Ankündigung in der *London Gazette* markierte nicht nur den Beginn meines neuen Lebens, sondern auch das Ende des alten. Aber so einfach ist es nicht. Ich hatte eine Art «Umsiedlung in den Westen» erlebt, aber ich konnte die «Umsiedlung in den Osten» und alles, was damit zusammenhing, nie vergessen. In den Lagern hatten wir nicht geträumt, aber jetzt kamen die Träume – und oft waren es Albträume. Wie ich schon sagte: Für einige von uns hat der Krieg nie aufgehört.

In den folgenden Monaten und Jahren versuchte ich mir ein Bild von dem zu machen, was uns in den Lagern widerfahren war. Vieles ist vergessen und wird immer im Verborgenen bleiben. Vor allem die letztlich nicht zu beantwortende Frage, wie ein hochzivilisiertes Volk wie die Deutschen sich von einem Wahnsinnigen verführen lassen konnte, sodass diese unaussprechlichen Verbrechen passierten. In den Fünfzigerjahren wollte niemand etwas vom Schicksal der Juden wissen. 1939 gab es in Grossbritannien eine Menge Leute, die der Ansicht waren, Polen sei es nicht wert, sich in einen Krieg mit Deutschland verwickeln zu lassen. In Frankreich teilten vermutlich noch mehr Menschen diese Ansicht. Britische Männer und Frauen mussten sterben, weil ihre Länder Verträge mit weit entfernt liegenden Staaten einhalten mussten: So sahen das viele. Und das Letzte, was sie danach brauchten, war eine Horde Juden, die Schwierigkeiten machte.

In Deutschland gab es ein schnelles Entnazifizierungsprogramm. Die Leute liessen ihre Uniformen verschwinden, nahmen die Armbinden mit dem Hakenkreuz ab und gingen ihrer Wege. Einige der berüchtigtsten Verbrecher wurden aus Europa hinausgeschmuggelt und in den unbekanntem Bergen und Urwäldern von Süd- und Mittelamerika untergebracht. Die gewöhnlichen Schurken schüttelten sich einmal und leugneten, überhaupt etwas von Lagern oder sonstigen Gräueltaten der Nazis gewusst zu haben. Und die, die nicht leugnen konnten, verlegten sich auf den alten Blödsinn, sie hätten nur ihren Befehlen gehorcht und keine Wahl gehabt. Eine ausgezeichnete Studie von Daniel Goldhagen – der deutsche Titel lautet *Hitlers willige Vollstrecker*, das Buch erschien 1996 – hat ganz klar bewiesen, dass das eine Lüge war.

Tatsache war, die meisten Menschen in Grossbritannien wollten in den Fünfzigerjahren nichts von alldem wissen. Aber wir, die Überlebenden, mussten es wissen. Ob wir nach Amerika oder Israel gegangen waren oder ob wir uns – so unmöglich das war – unser altes Leben wieder aufbauen wollten, wir *mussten* es wissen. Allerdings wurden unsere Nachforschungen über die Kriegseignisse in Polen jahrelang durch die Existenz des Eisernen Vorhangs behindert.

Während meiner Zeit in Konstanz, wo ich den Führerschein machte und mit allen möglichen Tricks überlebte, hielt Winston Churchill eine Rede in Fulton, Missouri, in der er vor dem «Eisernen Vorhang» warnte, der sich «von Stettin an der Ostsee bis nach Triest an der Adria» über den Kontinent gesenkt hätte. In seiner üblichen leicht übertriebenen Art wagte er die Prophezeiung: «Das dunkle Zeitalter könnte auf den leuchtenden Schwingen der Wissenschaft zurückkehren. Hütet euch, sage ich. Es könnte schon bald sein.» Er sprach vom Kalten Krieg, von der kommunistischen Bedrohung, die Richtung Westen wandere, und vom ständig wachsenden Risiko eines Atomkrieges. Für uns hiess das: Die Russen, die sich wie seit jeher rätselhaft und humorlos gaben, liessen keine Informationen über die Verhältnisse hinter dem «Vorhang» heraus. Und die Situation schien sich im Laufe der Zeit immer mehr zu verschlechtern.

Ich habe in diesem Buch versucht zu zeigen, dass die Verantwortlichen für den Holocaust meiner Ansicht nach die einfachen, ganz «normalen» Mitglieder der SS und die Kapos waren, die allzu oft ihre Befehle geradezu freudig ausführten. Aber dabei sollte man nicht vergessen, dass die Männer an der Spitze, die das Ganze planten, zwar nie für die Millionen von Toten zur Rechenschaft gezogen wurden, aber am Ende des Krieges immerhin tot waren. Adolf Hitler, der heute durchgehend als Verkörperung des Bösen angesehen wird, erschoss sich und/oder nahm Gift in seinen Privaträumen im Bunker, während die Rote Armee die Stadt über ihm dem Erdboden gleichmachte. Das geschah am 30. April 1945, als mir in Neuglasau der Marsch zur *Cap Arcona* noch bevorstand. Tausende von Büchern sind von klügeren Männern als mir geschrieben worden, die versuchten, seine verdrehten Gedanken zu verstehen. Heinrich Himmler, Reichsführer jener SS, die mich bis heute in den Schlaf verfolgt, setzte eine Augenklappe auf und tarnte sich als Gestapo-Agent, offenbar nicht wissend, dass jeder Angehörige der Gestapo sofort verhaftet wurde. In Bremervörde wurde er von den Briten aufgegriffen, und während einer Routineuntersuchung durch einen Militärarzt schluckte er eine Blausäurekapsel, die er im Mantelfutter versteckt hatte, und

starb auf der Stelle. Hans Frank, der Polen seit 1939 regiert hatte und versprochen hatte, uns alle zu Sklaven zu machen, wurde verhaftet und von dem Internationalen Gerichtshof in Nürnberg verurteilt. Er gab vor, von den Zeugenaussagen vor Gericht erschüttert zu sein, bekannte seine Schuld und erklärte, er hätte mithilfe der katholischen Kirche Gott gefunden. Wie auch immer – er wurde als Kriegsverbrecher und wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit schuldig gesprochen und am 16. Oktober 1946 gehängt.

Und die Menschen, die ich kannte? Die kleinen Leute, die Opfer dieser Ungeheuer und diejenigen, die so willig mithalfen? Wodzisław Ślaski, mein geliebter Garten Eden, wurde ungefähr zur selben Zeit liquidiert wie das Kamionka-Ghetto. Die Vermieterin meiner Tante Lima Novarsky, deren Namen ich zu meinem grossen Bedauern vergessen habe, gehörte zu den wenigen christlichen Polen, die für uns Juden ihr Leben riskierten. Limas Sohn, mein Cousin Shlomo, war zu dieser Zeit in den Zwanzigern, und die Vermieterin versteckte ihn in ihrem Haus. Leider betrank sie sich irgendwann einmal in einem Gasthaus und erzählte davon. Nicht nur in Grossbritannien galt der Slogan «Careless talk costs lives» – unbedachtes Reden kostet Leben: Jemand informierte die SS. Am nächsten Tag wurden beide, die alte christliche Polin und der junge Jude, auf den Hauptplatz des Ortes gezerrt und erschossen.

Das letzte Mal, dass ich meine Grossmutter Ruchla-Lea gesehen hatte, stand die halb blinde alte Dame verschreckt mit den anderen alten Menschen von Będzin zusammen. Es war jener Augusttag, der Tag der *Aktion* im Hakoah-Stadion, an dem der Tag zur Nacht wurde. Sie wurde in einen Zug getrieben und die paar tödlichen Kilometer nach Auschwitz gebracht. Wir hörten, dass sie in den letzten Stunden ihres Lebens vollständig erblindete. Ob ihre Angst dafür verantwortlich war, weiss ich nicht. Ich weiss auch nicht, ob es besser oder schlechter war, dass sie nicht sah, was auf der Rampe passierte, wo ich ein paar Monate später selbst arbeitete. Ich kann nur hoffen, dass ihr jemand aus dem Zug und auf den Bahnsteig half. Dass ihr jemand half, sich auszuziehen. Und vor allem hoffe ich, dass jemand ihre Hand hielt, als sie starb.

«Schon im Himmel» oder «durch den Schornstein»: Ich wusste schon lange, dass so das Schicksal meiner nächsten Angehörigen ausgesehen hatte. Lejbus Pivnik, der Schneider, der Gott und seine Traditionen so ernst nahm. Fajgla Pivnik, die Mutter, die mich geboren hat, die mir das Leben schenkte und rettete. Hendla Pivnik mit ihren Träumen von *Eretz Yisrael* und dem Heiligen Land. Und die Kinder: Majer, vierzehn Jahre alt, Chana, dreizehn Jahre, der achtjährige Wolf und der kleine, erst sechsjährige Josek. Sie waren Menschen, die zu mir gehörten, aber sie wurden zu Zahlen in einer Statistik. Ihre Namen tauchten nicht einmal in den Listen auf. Irgendwann erfuhren wir, dass Hendla nicht gleich ins Gas geschickt wurde, wie ich vermutet hatte. Gutscha Diamond, der weibliche Kapo im Frauenlager von Auschwitz-Birkenau, die Frau, die mir sagte, ich sollte irgendwie versuchen, rauszukommen, denn hier würden sie uns alle umbringen, berichtete mir viel später, Hendla hätte noch etwa zehn Tage gelebt. Sie hat wohl eine ähnliche Zeit im Quarantäneblock erlebt wie ich – ich hoffe nur, es war nicht ganz so brutal wie bei mir. Ihr Kopf wurde rasiert, ihre Achselhöhlen, ihre Scham. Sie bekam ein formloses Kittelkleid und ein Paar schlecht sitzende Holzschuhe. Und sie muss gewusst haben, genau wie ich, dass ihre Familie tot war. Vielleicht hat sie sich aufgegeben. Vielleicht auch nicht. Schliesslich war sie eine Kämpferin, unsere Hendla, sie war Mitglied der *Gordonia*, meine grosse Schwester. Nathan hat Gutscha nie vergeben. Er hat immer gedacht, sie hätte mehr für Hendla tun können, die schliesslich zur Familie gehörte. Aber auch Gutschas eigene Kinder sind im Lager gestorben. Wie hätte sie einen anderen Menschen retten können, wenn sie nicht einmal ihre eigenen Kinder schützen konnte? Nach zehn Tagen winkte jemand bei Hendlas Anblick nach links, und sie ging in die Gaskammer.

Und die Leute zu Hause in Będzin, die wir während der deutschen Besatzung gekannt hatten? Kornfeld, der Wirt, war einer der ersten, die deportiert wurden. Sein Schwager Machtinger, der Schuster, ging mit ihm. Wenig später verschwanden auch der Pferdehändler Piekowski, seine Frau und die

Töchter, die ich beobachtet hatte, wie sie von Machtinger und dem Polizisten Mitschker missbraucht wurden. Wohin? Jedenfalls nicht nach Blechhammer, denn Blechhammer war ein relativ kleines Lager, und Nathan hätte sie dort höchstwahrscheinlich bemerkt. Aber es gab viele Arbeitslager in Polen und an anderen Orten – Auschwitz allein hatte siebenundvierzig Aussenlager. Gott weiss, wo sie landeten und welches Schicksal sie ereilte.

Auch was mit den Häubers passierte, weiss ich nicht. Dem freundlichen Fabrikverwalter bei Killov und seiner Frau, deren kleine Tochter ich manchmal zur Schule gebracht hatte. Die Tochter lebt noch, aber ihre Eltern müssen längst tot sein. Ihr Engagement während der Kriegsjahre glich einem Drahtseilakt, denn Hilfe für Juden konnte für einen Deutschen den Tod bedeuten. Ein Mann musste das am eigenen Leibe erfahren: Alfred Rossner, Verwalter der Fabrik, in der mein Vater und Hendla gearbeitet hatten. Ich kann mich nicht daran erinnern, aber er muss zu Beginn der Deportationen 1942 mit seinem Pferd und Wagen durch die Strassen gegangen sein und auf Jiddisch – wie viele nicht jüdische Deutsche konnten das? – dazu aufgerufen haben, die Aufforderungen des Judenrats zu ignorieren und sich den Versuchen zu verweigern, die Menschen zusammenzutreiben. Ich erinnere mich auch nicht daran, dass am 6. August 1943, als wir verschreckt auf den Zug nach Auschwitz warteten, einige Leute aus der Menge herausgewinkt wurden. Es waren Rossners wichtigste Arbeitskräfte, lauter Juden. Sie wurden in aller Ruhe in seine Werkstätten zurückgebracht. Er muss die SS-Leute mit hohen Summen bestochen haben. Vier Monate später, als eine Handvoll Juden immer noch bei ihm arbeitete und inzwischen auch in der Fabrik lebte, wurde Rossner von der Gestapo verhaftet. Aufgrund unklarer Anschuldigungen wurde er im Januar 1944 gehängt. Einundfünfzig Jahre später wurde Alfred von der Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem als *Gerechter unter den Völkern* anerkannt.

Der alte Dombek, der Spediteur, dessen Pferde Nathan und ich so liebten, starb in Auschwitz-Birkenau. Ich erinnere mich, wie er vor meinen Augen zum Muselmann wurde; nachdem sie ihn mit Arbeit zermürbt hatten, schick-

ten sie ihn ins Gas. Wie alle diese Menschen hatte er weiss Gott etwas Besseres verdient.

Mein Onkel Moyshe lebte nicht in Będzin, aber auf indirekte Weise hat er eine sehr wichtige Rolle in meinem Leben gespielt, ohne je etwas davon zu erfahren. Wenn Kapo Manfred, wie ich glaube, tatsächlich ein gutes Wort für mich eingelegt hat, als ich mit Typhus in Auschwitz-Birkenau lag, dann weil er Onkel Moyshe kannte. Andere, die ihn nicht kannten, schickten ihn nach Buchenwald, wo er in einem überfüllten Stockbett über Nathan schlief. Irgendwann, aus irgendeinem Grund, holte ein namenloser SS-Mann Onkel Moyshe dort ab. In Buchenwald gab es keine Gaskammern, deshalb vermute ich, er starb in einem anderen Lager.

Sie erinnern sich an meine Fahrt von Będzin in diesem schrecklichen Zug nach Auschwitz, an die Männer, die Psalmen rezitierten. Sie haben meine Zeit in Auschwitz noch im Kopf. Im Januar 1944 habe ich dieses Lager verlassen.

Als ich im Sommer desselben Jahres im Lager Fürstengrube meine Chance nutzte, wurden immer mehr Menschen in Auschwitz-Birkenau ermordet. Es fanden überhaupt keine Selektionen mehr statt, wer an der Rampe ankam, wurde direkt ins Gas geschickt. Die Statistiken erzählen nur einen Teil der Geschichte. Denn als die Rote Armee sich von Osten her näherte, gerieten das deutsche Oberkommando und die SS vor Ort in Panik. Die Massenvernichtung endete offiziell im November auf direkten Befehl Himmlers. Aber viele Überlebende wissen aus eigener Erfahrung, wie ernst dieser Befehl genommen wurde.

In den letzten Monaten des Jahres 1944 wurden die Baracken, in denen wir gelebt hatten, zum Teil abgebaut und an andere Orte im Reich transportiert. Das Gleiche galt für die Waren, die in Kanada landeten: Kleidung, Brillen und Holzbeine von Toten, die selbst zu diesem Zeitpunkt noch einen Nutzen für die Nazi-Ökonomie hatten. Ab September wurden die Gruben, in denen Tote und die Asche meiner Familie lagen, geleert und mit Erde aufgefüllt, trotz aller Bemühungen der Sklavenarbeiter, wenigstens ein paar Beweise für den Massenmord zu erhalten. Sie hofften ja alle, dass die Befreiung

nicht mehr lange auf sich warten lassen würde. Das Sonderkommando, die armen Kerle, die die Leichen aus den Gaskammern zu den Verbrennungsöfen brachten, probte am 7. Oktober den Aufstand. Man hatte ihnen mitgeteilt, sie würden in die «Gummifabriken» der Aussenlager verlegt, aber sie wussten genau, dass sich hinter dieser Lüge ein Todesurteil verbarg. Mit Spitzhacken und Steinen griffen sie die SS-Wachen an und setzten die Krematorien in Brand. Einer der SS-Männer wurde lebend in einen Ofen des Krematoriums II geworfen. Es war ein tapferer Versuch, aber er zeigte nur, wie fruchtlos offener Aufstand war, selbst in diesem sterbenden Lager und gegen eine SS, die mit dem Rücken zur Wand stand. Schätzungsweise vierhundertfünfzig Häftlinge starben im Zusammenhang mit diesem Aufstand. Und drei SS-Männer.

Der letzte Zählappell in Auschwitz fand am 17. Januar 1945 statt, zwei Tage bevor wir aus dem Lager Fürstengrube in die eiskalte Nacht hinausmarschierten. An diesem Tag standen 31.894 Männer und Frauen auf dem Appellplatz. Birkenau war verkleinert worden, sodass die beiden Lager im Prinzip zu einem wurden. Bei den nachfolgenden Todesmärschen starb etwa die Hälfte dieser Menschen unter ähnlichen Umständen, wie wir sie erlebten.

Auschwitz-Birkenau wurde am 27. Januar von der 60. Armee der Ersten ukrainischen Front befreit. Es war ein Samstag – Sabbat. In Birkenau gab es heftigen Widerstand von der SS, die dabei war, sich zurückzuziehen, aber gegen drei Uhr wehte eine provisorische Rote-Kreuz-Flagge im Frauenlager. Eine der Frauen rief auf Russisch: «Willkommen, Sieger und Befreier!» Und ein Soldat rief zur Antwort die Worte, mit denen nur wenige Häftlinge noch gerechnet hatten: «Ihr seid frei!»

An diesem Tag befanden sich noch siebentausend überlebende Häftlinge in Auschwitz. Nach vorsichtigsten Schätzungen sind in diesem Lager anderthalb Millionen Menschen gestorben.

Was geschah mit denen, die dieses Lager betrieben hatten, die uns jahrelang das Leben zur Hölle gemacht hatten? Den Kommandanten habe ich nie gesehen, zu meiner Zeit war es Rudolf Höss. Irgendwo habe ich gelesen,

dass sein Vater sich gewünscht hatte, er würde Priester. Aber der Junge hatte offenbar eine ganz andere Berufung. Er wurde von den Alliierten verhaftet und in Nürnberg verurteilt. Seine Aussage im Prozess ist zusammen mit seinen persönlichen Aufzeichnungen als Buch erschienen. Es ist eines der wichtigsten Zeugnisse des Holocaust. Heutige Holocaustleugner können die Erinnerungen von Menschen wie mir als Verzerrung und Übertreibung in den Dreck ziehen, vor allem nach so vielen Jahren. Aber Höss war verantwortlich für die Vernichtung, und seine Aussage stammt aus den Monaten nach dem Ende. Sie lässt sich auch von Holocaustleugnern nicht einfach so vom Tisch wischen. Am schlimmsten ist seine ruhige Beschreibung des Völkermordes, als handelte es sich um die normalste Sache von der Welt. Er war offenbar viel stärker interessiert daran, einen guten Eindruck auf seine Vorgesetzten zu machen. Die Unmenschlichkeit des Lagers kümmerte ihn nicht. Als seine Frau ihn fragte, ob in Auschwitz-Birkenau tatsächlich Menschen vergast würden, antwortete er ihr in einem Brief, im Frühling 1942 seien viele blühende Menschen unter blühenden Bäumen in den Tod gegangen, ohne es zu wissen. Wie schön, dass einer der effizientesten Massenmörder aller Zeiten – fast – ein Dichter war. Rudolf Höss wurde vor Block II in Auschwitz I gehängt, vor dem Todesblock, in dem so viele auf seinen Befehl hin gestorben waren. Er trank eine letzte Tasse Kaffee – guten Kaffee, nicht das Gebräu, das wir bekommen hatten – und starb an dem Galgen, der bis heute dort steht. Seine Leiche hing nur dreizehn Minuten dort, dann wurde er von einem Arzt für tot erklärt. Es war die letzte öffentliche Hinrichtung in Polen.

Hauptscharführer Otto Moll wurde von den Amerikanern verhaftet und vor Gericht gestellt. Die Mitschriften seiner Verhöre sind heute öffentlich zugänglich. Er bestand darauf, dass Höss dabei anwesend war, um die Fehler zu korrigieren, die Höss in seiner langen Aussage gemacht hatte. Selbst in diesem Stadium, als seine Schuld auf der Hand lag, versuchte Moll, sich herauszuwinden. Ja, gab er zu, er war für die Krematorien verantwortlich gewesen, aber es waren die Ärzte gewesen, die das Zyklon B in die Gaskammern

geschüttet hatten. Und die Ärzte hatten auch bestimmt, wer sterben musste. Was die Zahlen anging, erklärte er, sie seien mit Sicherheit übertrieben – dieselbe Art von Unsinn wie sie die Holocaustleugner heute behaupten. Moll beschwerte sich auch, dass man ihn an einen Wachmann fesselte, während das bei Höss nicht der Fall war. Der Vernehmungsoffizier, Lt. Colonel Smith W. Brookhart, liess sich davon nicht beeindrucken. «Ihre Gefühle in dieser Angelegenheit interessieren uns nicht.» Moll wurde wegen Kriegsverbrechen in Auschwitz-Birkenau und auf den Todesmärschen verurteilt und am 28. Mai 1946 gehängt. Er wurde einunddreissig Jahre alt.

Heute wird Molls Grab wie auch einige andere im alten Landsberger Gefängnis – wo Hitler einmal einsass – vom Freistaat Bayern gepflegt. Als müsste man diesem Mann irgendwelchen Respekt zollen.

Unterscharführer Karel Kurpanik, der Mann, dessen Gesicht mich bis heute im Dunkeln verfolgt, führte im Januar 1945 einen Todesmarsch an und wurde bei einem Luftangriff während der chaotischen Monate des Zusammenbruchs verwundet. Verhaftet wurde er in seiner Heimatstadt Neu Beuthen, heute ein Vorort von Bytom, am 19. Juli. Er wurde in Kattowitz vor ein Spezialtribunal gestellt, nicht weit von dem Ort, wo er viele seiner Verbrechen begangen hatte. Sie hängten ihn im Februar 1946.

Ich würde mir gern vorstellen, dass all die Ungeheuer von Auschwitz ihrer gerechten Strafe zugeführt wurden, aber so war es nicht. Dr. Josef Mengele, der Todesengel, der meine Familie in die Gaskammern schickte und sich alle Mühe gab, mir dasselbe Schicksal zuzuweisen, wurde nach der Liquidation von Auschwitz Ende Januar 1945 in das Lager Gross-Rosen versetzt. Für kurze Zeit arbeitete er noch als Arzt für die Wehrmacht, dann verschwand er ins Zivilleben. Trotz zahlreicher Aussagen von Überlebenden gab es nur wenige definitive Beweise für Mengeles Tun in Auschwitz. Bis im Jahr 2007 dem Holocaust Memorial Museum in Washington ein Fotoalbum angeboten wurde. Die Fotos darin sind aussergewöhnlich. Sie zeigen

die SS in ihrer Freizeit – also wenn sie gerade keine Menschen umbrachten –, bei Offizierspartys und Picknicks. Und dort ist auch Mengele zu sehen, wie er sich fröhlich grinsend mit all den Mördern umgibt.

Er arbeitete mit gestohlenen Papieren als Knecht auf einem Hof in Oberbayern in der Nähe von Rosenheim. Von dort aus wurde er nach Argentinien geschmuggelt. In Buenos Aires praktizierte er wieder als Arzt und führte illegale Abtreibungen durch, bis die Behörden ihm auf die Spur kamen. Dort traf er auch mit Adolf Eichmann zusammen, dem Architekten des Völkermords. Aber 1960 waren Eichmanns Tage gezählt, weil der israelische Geheimdienst Mossad ihn im Visier hatte. Als Eichmann entführt wurde, um in Israel vor Gericht gestellt zu werden, flüchtete Mengele wieder, diesmal nach Paraguay, und zwar unter seinem echten Namen. Ende der Sechzigerjahre hatte sich die Stimmung weltweit gewandelt. Einerseits war der Holocaust ein anerkanntes Forschungsfeld für Historiker und die Erinnerungen von Überlebenden wie mir wurden bereits gesammelt. Andererseits schienen schon in den Fünfzigern die Amerikaner und selbst die Russen, die den unglaublichen Verlust von 20 Millionen Menschen erlitten hatten, wenig interessiert daran, Nazis zu jagen. Trotzdem ist es absolut unvorstellbar, dass der israelische Botschafter in Paraguay erklärte: «Ich muss zugeben, dass ich nicht besonders darauf erpicht war, Mengele zu finden ... Er war schliesslich ein deutscher Staatsbürger, der seine Verbrechen im Namen des Dritten Reichs begangen hatte. Und keines seiner Opfer war Israeli. Israel wurde ja erst einige Jahre später gegründet.» Wenn selbst ein Israeli bereit ist, die Behauptung vom Befehlsnotstand zu akzeptieren, wie soll man da auf Gerechtigkeit hoffen?

Mengele starb ziemlich sicher bei einem Badeunfall in Brasilien. Sechs Jahre später wurde seine Leiche, die unter dem Namen «Wolfgang Gerhard» beerdigt worden war, exhumiert und einer Autopsie unterzogen. Die charakteristische Zahnlucke bewies bereits seine Identität, die dann auch durch DNA-Analysen bestätigt wurde. Sein Sohn hat erklärt, der Todesengel sei bis zu seinem Lebensende ein eingefleischter Nazi geblieben und hätte immer

behauptet, keinem Menschen etwas zuleide getan zu haben. Was wohl die Hunderttausende dazu sagen würden, die einer lässigen Bewegung seiner Handschuhe zum Opfer fielen? Niemand erhob Anspruch auf den Leichnam von Josef Mengele. Er liegt bis heute in einem Kühlfach im Institut für forensische Medizin in São Paulo in Brasilien.

Unter den SS-Leuten, die Auschwitz-Birkenau am Laufen hielten, dienten die Kapos, Juden und Nicht-Juden, die aktiv an all der Brutalität und den Morden teilnahmen. Männer wie Rudi im Quarantäneblock verschwanden im Nachkriegschaos irgendwo in Deutschland. Sie wussten, dass die meisten ihrer Opfer tot waren, änderten ihre Namen und verhielten sich ruhig. Sie wurden Väter und Grossväter, nette Männer, die in Würde alterten. Und niemand wollte die Leichen aus den Kellern holen oder in die Vergangenheit schauen. Natürlich waren die Kapos in einer schwierigen Position gewesen, selbst in den Lagern. Solange sie nach der Pfeife der SS tanzten, waren sie nützlich, vielleicht sogar unentbehrlich. Aber wenn sie in irgendeiner Weise aus der Rolle fielen, sich zu sehr bereicherten oder zu freundlich waren, dann war ihr Weg in die Öfen vorgezeichnet.

Eine von ihnen spielt für mich eine besondere Rolle: Gutscha. Ich habe sie nie so richtig als Kapo gesehen. Sie war eine nette Frau voller Wärme und Freundlichkeit und lebte die letzten Jahre in Israel. Ich weiss nicht, was sie in Auschwitz-Birkenau getan hat. Forschungsergebnisse und Erinnerungen zeigen, dass die Frauen, die in Kanada arbeiteten, nicht geschoren wurden. Ausserdem richtete Höss ein Bordell ein, das für die SS und einige ausgewählte Kapos reserviert war. Vermutlich liessen doch eine ganze Reihe von SS-Leuten ihre ideologischen Vorurteile gegen Juden hinter sich, wenn es um Sex mit weiblichen Häftlingen ging. Mit Gutscha habe ich nie darüber geredet. Ihre drei Kinder sind im Lager ermordet worden, sie hat genug durchgemacht. In Tel Aviv fing sie ein neues Leben an und heiratete Moniek Diamond. Sie hatten zwei Kinder zusammen, Miriam und Emmanuel. Gutscha starb im Jahr 2001. Sie war eine reizende Frau.

Der andere Kapo, der eine besondere Rolle für mich spielte – er hat mir vermutlich das Leben gerettet –, war Manfred. Er lebte nicht im gleichen Block wie ich, sodass ich ihn in Auschwitz-Birkenau nur selten sah. Und ich hatte auch nie Gelegenheit, ihm für sein Eingreifen im Krankenblock zu danken. Was mit ihm passiert ist, bleibt ein Rätsel.

Und der Boxer Kajtek? Die SS hatte ihn in Auschwitz-Birkenau als eine Art Punchingball benutzt und immer wieder gegen stärkere, fittere Männer antreten lassen. Das war wohl ihre Vorstellung von Sport. Aber ich freue mich, sagen zu können, dass er überlebte, nach dem Krieg nach Polen zurückkehrte und andere Boxer trainierte. Er starb in ehrwürdigem Alter im Jahr 2003.

Nach unserem Abtransport aus dem Lager Fürstengrube fand dort ein Massaker statt. Das Letzte, was ich von dem Lager gesehen hatte, war die dunkle Januarnacht, nachdem wir den grössten Teil des Tages auf dem Appellplatz gestanden hatten und die SS Unterlagen verbrannte. Diejenigen, die bleiben mussten, weil sie nicht mehr laufen konnten, wohl etwa hundertzwanzig Männer – Muselmänner und Kranke, die auch keinen Lebenswillen mehr hatten –, blieben noch ein oder zwei Tage mit einer kleinen Wachmannschaft dort, ohne Wasser und Lebensmittel. Einige haben sich sicher aus dem Lager geschleppt, das kaum noch bewacht wurde. Wie viele von ihnen es geschafft haben und wie viele Hilfe von Menschen aus der Umgebung bekamen, weiss ich nicht. Aber die Mehrheit hatte sicher nicht die Kraft dazu. Sie lagen auf ihren Pritschen oder liefen verwirrt und verhungert auf dem Appellplatz herum, bis eine Patrouille der Waffen-SS auftauchte, die Männer in ihren Betten mit Maschinengewehren ermordete und die Baracken in Brand setzte. Die russische Artillerie war schon ganz nah. Wer nicht erschossen worden war, verbrannte bei lebendigem Leib. Ich glaube nicht, dass es Aufzeichnungen darüber gibt, wie viele Überlebende die Rote Armee wenige Tage später noch antraf. Viele können es nicht mehr gewesen sein.

Die meisten Insassen des Lagers Fürstengrube begaben sich mit mir auf den Todesmarsch. Ihr Schicksal gehört also zum letzten Teil meiner Ge-

schichte. Meine Freunde Herzko Bawnik, Hersh Goldberg und Peter Abramovitch emigrierten nach dem Krieg in die USA, wo Goldberg und Abramovitch auf dem Bau arbeiteten. Herzko hat geheiratet und wird von seinen Kindern und Enkeln heiss geliebt. Hermann Josef, der glätteste Typ unter all den Überlebenden, hat eine Gefängnisstrafe abgesessen – wie lange und wofür, weiss ich nicht. Den Rest seines Lebens hat er als Architekt in Nürnberg verbracht.

Nicht mit auf den Marsch ging Rapportführer Anton Lukoschek. Bis 1948 hatte ich keine Ahnung, was mit ihm passiert war, aber am 20. Februar dieses Jahres wurde er von einem Gericht in Krakau zu zehn Jahren Haft verurteilt. Er hatte die Erhängungen von Maurice, Leon, Nathan und dem Hühnermann ins Werk gesetzt.

Mauthausen wurde am 5. Mai von dreiundzwanzig US-Soldaten der 11th Armoured Division befreit, die zu General Pattons Third Army gehörte. Im Lager befanden sich zahlreiche politische Häftlinge aus Spanien, Kommunisten, die während des spanischen Bürgerkriegs verhaftet worden waren. Die SS hatte Befehl, die Häftlinge in Tunnel zu treiben und diese dann in die Luft zu sprengen, aber dazu kam es nicht mehr. Ein Foto, das am nächsten Tag aufgenommen wurde, zeigt Häftlinge, die den Reichsadler vom Haupttor ziehen und dankbar neben einem selbst gemachten Banner stehen. Auf Spanisch ist darauf zu lesen: «Die spanischen Antifaschisten grüssen die Befreier.» In der Nacht zuvor hatte ein Tribunal aus Häftlingen acht Kapos und sechs SS-Männer zum Tode verurteilt und hingerichtet. Die Todestreppe mit den einhundertsechundachtzig Stufen und die Fallschirmspringerwand würden nie mehr benutzt werden.

Buchenwald war schon früher befreit worden, am 11. April, und zwar von nur vier Soldaten. Es muss diesen Männern aus der 6th Armoured Division, die ebenfalls zu Pattons Armee gehörte, vollkommen unwirklich vorgekommen sein, wie sie unter dem Uhrturm des Haupttores hindurchgingen, ohne auf Widerstand zu treffen. Am Tag zuvor hatte es einen Aufstand der Häft-

linge gegen die SS gegeben, bei dem mehrere SS-Leute umgekommen und die restlichen in die umliegenden Wälder geflüchtet waren. Captain Frederic Keffer, der die Einheit anführte, wurde von den begeisterten Häftlingen so oft mit einer Decke in die Luft geworfen, dass er dem irgendwann ein Ende setzen musste. In einem Interview Jahre später sagte er: «Du lieber Himmel, es war ein grossartiger Tag!» Wenn man Buchenwald heute besucht, findet man den Uhrturm noch fast genauso vor, wie Keffer ihn erlebte. Die Uhr steht immer noch auf Viertel nach drei, der Uhrzeit der Befreiung.

Mittelbau-Dora im Harz, das Lager, zu dem auch Turmalin gehörte, wurde am selben Tag wie Buchenwald befreit, und zwar von der 104. US Infantry Division. Die Soldaten fanden dreitausend Leichen und siebenhundertfünfzig Muselmänner vor, und sie fotografierten alles, was sie sahen. Die Fotos stehen heute im Internet zur Verfügung. Sie beweisen, wenn das denn nötig wäre, einmal mehr die Unmenschlichkeit des Dritten Reichs und die Wirklichkeit des Holocaust. Die Amerikaner brannten die verseuchten Baracken nieder und zwangen Männer aus der Umgebung, die natürlich ihre Unschuld und Unwissenheit beteuerten, die Toten zu begraben. Die Russen füllten später die Tunnel auf, in denen die V1- und V2-Raketen gebaut worden waren.

Aber die Amerikaner haben eine unauslöschliche Erinnerung dort hinterlassen, weil sie am 20. Juni 1945 ein Ingenieurteam aus dem Lager mitnahmen und ihnen eine ehrenhafte Sonderbehandlung zusagten. Damals wusste ich es noch nicht, aber der leitende Ingenieur, sozusagen der Erfinder der V2-Raketen, mit denen die Deutschen in England so viel Angst und Schrecken verbreitet hatten, war Wernher von Braun, Mitglied der NSDAP seit 1937 und seit 1940 auch Angehöriger der SS. Nach dem Krieg behauptete er immer wieder, er sei dazu gezwungen worden und habe nur so Weiterarbeiten dürfen. Und seine Arbeit sei nun einmal sein Hauptanliegen gewesen. Er leugnete, jemals in Mittelbau-Dora gewesen zu sein, wo schätzungsweise zwanzigtausend Männer gestorben waren, und behauptete, als er von der Brutalität dort gehört habe, sei er auf einen SS-Mann losgegangen, der ihm

angedroht habe, ihn selbst in die gestreifte Häftlingskleidung zu stecken, wenn er nicht aufhörte, sich einzumischen. Da von Braun zu dieser Zeit Sturmbannführer der SS war, kann das einfach nicht wahr sein. Französische Häftlinge im Lager haben berichtet, dass er sie wegen angeblich schlampiger Arbeit verprügeln liess. Ich weiss, wem ich in diesem Fall glaube.

Zwei Jahre nachdem ich britischer Bürger geworden war, bekam von Braun die amerikanische Staatsangehörigkeit. Seine Rolle im Zusammenhang mit dem Raumfahrtprogramm der NASA ist gut dokumentiert. Weniger bekannt ist die Fälschung seiner jüngeren Vergangenheit durch die amerikanischen Behörden im Jahr 1945, als er «entnazifiziert» wurde. Ich erinnere mich an ein Foto aus den frühen Sechzigerjahren, auf dem von Braun in ein ernstes Gespräch mit Präsident Kennedy vertieft ist. Der wichtigste Politiker der freien Welt plaudert mit einem SS-Sturmbannführer. Mir wurde ganz kalt, als ich das sah.

Der Rachedurst vieler Juden meiner Generation hat nichts mit Vergeltung zu tun, sondern sehr viel mit Gerechtigkeit. Die Welt ist ein ungerechter Ort, und heute haben wir es mit einem verrückten Widerspruch zu tun. Wir leben in einer Kultur der Schuldzuweisungen – für alles brauchen wir einen Schuldigen, und jede Schuld hat sofort auch ihren Preis. Andererseits leben wir in einer Kultur, in der niemand deutlich Fehler eingesteht oder Verantwortung übernimmt. Niemand hebt die Hand und sagt: «Jawohl, ich habe das getan», oder: «Ja, dafür bin ich verantwortlich.» Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges und den entsetzlichen Erfahrungen des Holocaust gibt es nur einen Weg zur Gerechtigkeit, und der führt über die Gerichte. Das Problem ist nur, dass die Gerichte an abstrakte Rechtsbegriffe gebunden sind, die normalen Menschen oft nur wenig einleuchten. Und ausserdem sitzen in den Gerichten leider allzu oft Menschen, die sich dem Gruppendruck beugen. Die Frage der deutschen Schuld wurde umso komplizierter, da es bis Ende 1989 zwei deutsche Staaten gab – die Bundesrepublik und die DDR. Diese beiden Staa-

ten spielten nach ganz unterschiedlichen moralischen und politischen Regeln. Einmal jedoch ergab ein Gerichtsprozess wirklich Sinn. Er fand Ende der Fünfzigerjahre statt und betraf Nathan. Mein Bruder verklagte nämlich den deutschen Staat wegen unrechtmässiger Inhaftierung – und bekam Recht.

Ich habe die Akten noch und muss fast lachen, wenn ich die Juristensprache lese. «Der Kläger» [Nathan] war wegen seiner jüdischen Abkunft nationalsozialistischen «Verfolgungsmassnahmen» ausgesetzt, heisst es da. Und es wird festgestellt, dass der Internationale Suchdienst in Arolsen die folgenden Details bestätigt habe: Verhaftung in Bendsberg [Będzin] am 28.3.1943, später Transport nach Buchenwald am 10.3.1945. Am Ende des Krieges, heisst es dort, habe er sich in einem deutschen Konzentrationslager befunden, wo er aus rassischen Gründen inhaftiert war.

Nathan war nach seinen Erlebnissen im Lager ein Leben lang gesundheitlich angeschlagen. Deshalb verlangte er eine Entschädigung. Und er bekam sie: 3.600,- Deutsche Mark über einen Zeitraum von zwei Jahren. Das Urteil wurde im Februar 1957 gesprochen. Ich erhielt im Übrigen auch eine deutsche Rente. Darauf hatte ich ein Anrecht, weil ich in der Killov-Fabrik gearbeitet und die ganze Zeit brav «geklebt» hatte. In den Achtzigerjahren kam diese Rente zur Auszahlung, eine lächerliche Summe. Was für ein bizarres, seltsames Erbe der deutschen Besatzung in Polen. Nur weil ein Mann meinte, «Lebensraum» für sein Volk zu brauchen.

Oft genug jedoch gab es keine Gerechtigkeit. So zum Beispiel auch im Fall des SS-Oberscharführers Max Schmidt. Ich bin kein Simon Wiesenthal, kein hingebungsvoller Nazijäger, der entschlossen ist, auch noch den letzten dieser Schurken aufzuspüren, die aus barbarischen Gründen unschuldige Menschen ermordet haben. Aber mit Schmidt hatte es eine andere Bewandnis. Wir hatten in seinem Schweinestall geschlafen. In seinem Haus. Ich hatte mit seiner Schwägerin geschlafen und Herzko Bawnik mit seiner Frau. Wir hatten an seinem Tisch gegessen. Und wir hatten ihn entkommen lassen.

Von Anfang an sah die Sache nicht gut aus. Von Dezember 1963 bis August 1965 wurde gegen einundzwanzig ehemalige SS-Offiziere, die in

Auschwitz Dienst getan hatten, in Frankfurt am Main verhandelt. Sie brachten die üblichen Ausreden vor – Befehlsnotstand, keine Teilnahme an irgendwelchen Verbrechen ... Die Namen, die ich in den Zeitungen las, erkannte ich nicht wieder, aber ich wusste, die Anschuldigungen gegen diese Männer entsprachen der Wahrheit. Von den einundzwanzig Angeklagten wurden sechs zu lebenslanger Haft verurteilt. Sie hatten an Massenexekutionen von mindestens vierhundertfünfsiebzig Menschen teilgenommen. Elf erhielten Haftstrafen zwischen dreieinhalb und vierzehn Jahren Zuchthaus. Drei wurden freigesprochen. Als ich die Urteile las, konnte ich es nicht glauben, aber so waren die Zeiten. Seit dem Ende des Holocaust waren zwanzig Jahre vergangen, und in Deutschland und anderswo gab es viele, die die Vergangenheit vergessen, einen Schlusstrich ziehen und nach vorn blicken wollten. So wurde Pery Broad, ein Mitglied der Lager-Gestapo, in zweiundzwanzig Fällen des gemeinschaftlichen Mordes und der Beihilfe zum Mord an tausend Menschen schuldig gesprochen – und bekam vier Jahre Zuchthaus dafür. Dr. Franz Lucas, ein ärztlicher Mitarbeiter von Mengele, wurde Beihilfe zum Mord an tausend Menschen nachgewiesen. Von der Anklagebank verkündete er, er habe natürlich versucht, so viele Juden wie möglich zu retten. Natürlich. Er bekam dreieinhalb Jahre.

Ich fing an, Material gegen Schmidt zu sammeln. Ich wusste, er war verantwortlich für die Exekutionen von Leon, Maurice, Nathan und dem Hühnermann. Ausserdem hatte er in Fürstengrube die Hinrichtung der fünf polnischen Intellektuellen angeordnet. Er hatte Chaskale erschossen, den Mann, der den Boiler nicht rechtzeitig repariert hatte, und den russischen Offizier, der einen Fluchtversuch unternommen hatte. In seiner Eigenschaft als Lagerkommandant hatte er auch den Mord an den Männern angeordnet, die in Fürstengrube zurückblieben, als wir zu dem Todesmarsch aufbrachen. In Turmalin hatte es ein ähnliches Massaker gegeben, für das er verantwortlich war. Und natürlich der Mord an Kapo Hans. Nach dieser Rechnung hatte Max Schmidt mit eigener Hand oder durch ausdrücklichen Befehl mehrere

Hundert Menschen ermordet. Trotzdem lief er frei herum. Mein einziges Problem bestand darin, ihn zu finden.

Ich nahm Kontakt zur deutschen Botschaft in London auf, aber dort wollte man nichts davon wissen. Sie hatten einen Krieg verloren, und vermutlich empfanden sie es als schwierig, in einem Land zu arbeiten, das ihnen im Frühjahr 1945 eine demütigende Niederlage beigebracht hatte. Einer der Beamten sagte tatsächlich zu mir: «Was wollen Sie denn eigentlich noch?»

«Gerechtigkeit», erwiderte ich. «Nicht mehr und nicht weniger.»

Am Ende mussten sie meine Klage gegen Schmidt dann doch annehmen. Schliesslich wusste ich, wo er lebte, und meine Anschuldigungen waren so eindeutig, dass man sie nicht einfach ignorieren konnte. Das Problem vieler Leute, die Nazis zur Rechenschaft ziehen wollten, lag darin, dass sie sich viele Jahre nach den Ereignissen auf ihr eigenes, schwächelndes Gedächtnis verlassen mussten und dass die Beschuldigten allesamt alte Männer waren. Wer konnte denn glauben, dass der nette alte Herr namens Klaus Altmann in Wirklichkeit Hauptscharführer Klaus Barbie war, der Schlächter von Lyon, der die Kinder von Izieu nach Auschwitz geschickt hatte? Ich hatte ihre Schreie gehört und ihre Leichen gesehen. Und ja, er war es tatsächlich.

Am Ende fiel mir die Lösung des Problems sozusagen in den Schoß. 1979 nahmen die deutschen Behörden Kontakt mit mir auf, weil sie die Absicht hatten, Max Hans Peter Schmidt wegen Kriegsverbrechen anzuklagen. Drei von uns Exhäftlingen wurden angesprochen: Bronek Jakobówicz, der sich jetzt Ben Jacobs nannte und in den USA lebte, ich und noch ein dritter, an den ich mich nicht mehr erinnere. Ich übergab ihnen meine Anklage, von der Sie gerade gelesen haben, und wartete auf einen Anruf. Der kam aber nicht. Zehn Jahre lang hatte Schmidt als Bergmann im Rheinland gearbeitet, mitten im Ruhrgebiet, immer unter der falschen Identität von Kapo Hans, den er in Turmalin erschossen hatte. Er muss engen Kontakt zu seiner Familie in Neuglasau gehalten haben, denn seine Frau Gerda und er hatten drei Söhne. Ich will nicht rachsüchtig klingen, aber vielleicht gab es im Fall Max

Schmidt doch so etwas wie göttliche Vergeltung. Zwei seiner Söhne starben als Jugendliche durch Unfälle – der eine ertrank, der andere kam bei einem Motorradunfall ums Leben.

Und ein Motorrad rettete Oberscharführer Schmidt möglicherweise vor einer lebenslangen Haftstrafe. Bei seinem Prozess in Kiel erklärte er, er wisse nichts über die Tötungen während des Todesmarsches, weil er gar nicht dabei gewesen sei. Er sei ständig vorneweggefahren, um die nächste Etappe des Weges zu organisieren. Von Chaskele, den Erhängungen in Fürstengrube, dem Massaker dort, dem russischen Offizier und von Kapo Hans war in dem Prozess natürlich nicht die Rede. Da ich nicht als Zeuge geladen wurde, konnte ich auch nicht unter Eid aussagen. Stattdessen bestätigten mehrere Zeugen aus Neuglasau, was für ein prima Kerl Max Schmidt war. Ostholstein war bekanntlich eine Nazi-Hochburg gewesen, und kleine Landgemeinden schütteln ihre alten Gewohnheiten nicht so leicht ab. Max Schmidt war ein guter Mann. Ein guter Vater. Tragisch, das mit seinen Söhnen. Und ausserdem war das doch alles schon so lange her. Man konnte förmlich hören, wie die alten Ausreden wieder einmal breitgetreten wurden. Trotzdem konnte man die Aussagen von Jakobówicz und mir nicht einfach unter den Tisch fallenlassen. Unter Oberscharführer Schmidts Befehl waren viele, viele Männer gestorben, und deshalb wurde er von dem Gericht in Kiel zu einer zehnjährigen Bewährungsstrafe verurteilt. Ein mildes Urteil für einen Massenmörder.

Ende der Achtzigerjahre nahm Dr. Gerhard Hoch Kontakt mit mir auf, ein Historiker aus Alveslohe nördlich von Hamburg. Er forschte über die Nazizeit in Ostholstein, wo er lebte, und brauchte meine Hilfe. Meinen Namen hatte er in den Akten des Prozesses gegen Max Schmidt gefunden, und meine Aussagen hatten ihn gefesselt. Hoch war selbst als Nazi aufgewachsen, war von Anfang an Mitglied der Hitlerjugend gewesen und hatte während des Krieges in der Wehrmacht gedient. Doch seine Erfahrungen nach dem Krieg hatten ihn verändert. Drei Jahre hatte er in England gelebt, war Christ geworden und kam mit einer neuen Sicht auf die Dinge zurück nach Deutschland. Jetzt war er entschlossen, alle Reste von Antisemitismus aus-

zulöschen und Kriegsverbrecher zur Rechenschaft zu ziehen. Das Ergebnis seiner Forschungen ist ein Buch: *Von Auschwitz nach Holstein – die jüdischen Häftlinge von Fürstengrube*. Es ist 1998 erschienen, leider nur auf Deutsch. Auf dem Umschlag befindet sich ein Foto von mir, das in den Wochen nach der Befreiung in diesem Teil des ehemaligen Reichs aufgenommen wurde.

Eine weitere Folge war eine Fernsehdokumentation des Norddeutschen Rundfunks, die der Produzent Bernd Janssen gemacht hat. Ich war erst nicht sicher, ob ich dabei mitmachen sollte. Ein Fernseheteam bat mich, in meine Vergangenheit zurückzukehren, zum Ende des Todesmarsches, als Männer hinter Scheunen erschossen wurden und wir jeden Moment damit gerechnet hatten, dass die SS uns alle umbringen würde. Inzwischen krochen überall Holocaustleugner aus den Löchern. Sie nannten sich Revisionisten, was in diesem Fall bedeutete, sie wollten die Wahrheit über die Vergangenheit in den Dreck ziehen, vor allem über die Kriegsjahre. Nun gut, ein paar Juden waren gestorben. Aber von 1939 bis 1945 waren viele Leute gestorben. Es war ja schliesslich Krieg. Und wo war denn bitte der Beweis für den systematischen Völkermord?, fragten sie. Natürlich gibt es Hunderte leere Zyklon-B-Dosen im Museum in Auschwitz-Birkenau, schliesslich war Zyklon B ein Desinfektionsmittel, ein Mittel zur Bekämpfung von Läusen. Das Zeug wurde nicht als Mordwaffe benutzt, sondern zur Verhinderung von Typhus-Epidemien. Man hatte uns damit nur helfen wollen.

Aber ich hatte das alles überlebt. Und noch mehr. Irgendwie hatte ich das Gefühl, ich hätte in Neuglasau noch eine Rechnung offen, eine Arbeit nicht ganz zu Ende gebracht. Also reiste ich mithilfe der 45 Aid Society, die Holocaustopfer unterstützt, nach Deutschland. Barry Davis, Dozent für Geschichte am Ealing College of Higher Education, begleitete mich. Der Mann war ein Holocaust-Experte und sprach Jiddisch. Mit ihm fühlte ich mich sicher, auch wenn ich mich wieder auf den düsteren Strassen meiner Erinnerung bewegte.

Der April 1989 war nicht besonders frühlingshaft. Hamburg präsentierte sich grau und kalt, und ich war froh über den herzlichen Empfang im Haus von Gerhard Hoch. Drei junge deutsche Techniker begleiteten uns – Kamera- und Tonleute –, und wir sprachen aus unseren verschiedenen Blickwinkeln über den Wahnsinn des Dritten Reichs. Auch Moritz Koopman war dabei, ein Jude aus Amsterdam. Er war während des Todesmarsches irgendwo auf dem Weg nach Neustadt zu uns gestossen, und wir beide sollten vor der Kamera unsere Geschichte erzählen.

Am Anleger in Lübeck, wo ich vor so vielen Jahren gehockt hatte, bevor wir an Bord der *Cap Arcona* gingen, blies ein heftiger Wind und rüttelte das Mikrofon und die Kamera durch. Ich zitterte und hoffte, die jungen Männer würden es auf die Kälte schieben. Immer wieder hatte ich die Geschichte der *Cap Arcona* erzählt, aber dort, wo das alles passiert war, fühlte es sich noch einmal ganz anders an. Ein Graupelschauer schlug uns ins Gesicht, aber ich sah nur den grauen Seenebel und den brennenden, dröhnenden Schiffsrumpf. Und ich hörte die Schreie der sterbenden Männer und die Flugzeugmotoren. Ich war froh, als wir dort weggingen. Moritz hatte mehr Glück gehabt als ich, er stammte aus dem Westen und hatte in einen der Rote-Kreuz-Busse steigen dürfen. Für ihn war der Krieg danach vorbei.

Am dritten und letzten Tag der Filmarbeiten stand ich wieder vor dem Hof in Neuglasau, wo Max Schmidt zu Hause war und wo so viele bizarre Dinge passiert waren. Vor einem Aussengebäude, das 1945 wohl noch gar nicht gestanden hatte, befand sich ein grosser rechteckiger Stein mit einem Namen darauf: Max Schmidt. Wie kommt ein Mann darauf, seinen Namen in zehn Zentimeter hohen Buchstaben an den Eingang seines Hauses zu schreiben? Ich musste an das bekannte Symbol des Dritten Reiches denken, die schrecklichen, höhnischen Worte über dem Tor von Auschwitz I: *Arbeit macht frei*.

Auf diesen Moment hatte ich vierundvierzig Jahre gewartet. Auf die Begegnung mit einem Massenmörder. Würde er im Geist einer späten Reue und eines Schuldgefühls vor mir auf die Knie fallen, wie ich einst vor Dr. Menge-

le gekniet hatte, und um Vergebung bitten? Oder würde er mir um der alten Zeiten willen eine Kugel in den Kopf jagen? Tatsächlich nahm er feige Reissaus und schickte seine Schwiegertochter heraus. Mit dem Hund. «Herr Schmidt ist nicht zu Hause», sagte sie uns. In einem der oberen Fenster sah ich eine Bewegung am Vorhang. Oder war es nur das Licht? Sie ging zurück ins Haus, die Kameras liefen, und ich erzählte meine Geschichte vom Todesmarsch und von der Rolle, die Oberscharführer Schmidt dabei gespielt hatte.

Während der Filmarbeiten trafen wir eine Frau, deren Familie 1945 auf der Flucht vor den Russen auf diesem Hof Zuflucht gefunden hatte. Ich erinnerte mich an ihre ältere Schwester und fragte sie nach den freundlichen Millers, die uns köstliche Schmalzkartoffeln aufgetischt hatten und deren Tochter Mendeler, den Schuster, geheiratet hatte. Ja, sie kannte die Millers, aber die waren schon vor Jahren weggezogen. Und Mendeler war mit seiner Frau in die USA ausgewandert.

Und dann begegneten wir auch noch dem alten Deutschland. Einem Deutschland, von dem die Deutschen so gern behaupten, es existiere nicht mehr. Der Besitzer einer Tankstelle in der Nähe erzählte uns, er sei volksdeutscher Pole. Am Ende des Krieges war er zehn Jahre alt gewesen. Und er versicherte uns, damals seien hier keine Häftlinge gewesen, keine Leute in gestreiften Anzügen. Auf keinen Fall. «Warum müsst ihr immer wieder darauf herumreiten?», fragte er uns.

Ich sage ihm, ich sei Jude.

«Ach, ihr Juden», stöhnte er, als hätte ich einen Schalter umgelegt. «Immer macht ihr Schwierigkeiten. Ich sage euch, diese Leute machen immer Schwierigkeiten. Sie haben Christus getötet...»

Ich war nach den dreitägigen Dreharbeiten erschöpft und erinnere mich kaum noch an die Heimreise. Was Max Schmidt anging, hatte ich getan, was ich konnte. Barry Davis sagte mir in seiner freundlichen Art, ich hätte es wieder mal überlebt, und irgendwie hatte er recht. Aber ich musste immer an

die Gräber der sechs Lagerhäftlinge in Ahrensböck denken. Und an die Inschrift darauf: *Den Lebenden zur Mahnung.*

Ich frage mich ...

Später kam es noch zu einem seltsamen Nachspiel. Ende der Neunzigerjahre wurde ich von Pastor Schwab angeschrieben, dem lutherischen Pastor der evangelischen Kirche in Ahrensböck. Schwab hatte Gerhard Hoch kennengelernt, und der hatte ihm meine Adresse gegeben. Max Schmidt war Mitglied seiner Gemeinde, und der Pastor schlug vor, wir sollten uns treffen. Kam diese Kontaktaufnahme auf Betreiben von Schmidt zustande? Wüsste er sich so etwas wie Versöhnung? Oder wollte der Pastor, zweifellos aus allerbesten Absicht, dass sich Schmidt seiner Vergangenheit stellte? Ich sagte Schwab, ich würde den Mann treffen unter der Bedingung, dass er mir zunächst einen Entschuldigungsbrief schreibe. Daraufhin bekam ich einen Brief in deutscher Sprache mit folgendem Wortlaut:

*Sehr geehrter Herr Pivnik,
von unserem Herrn Pastor erfahre ich, dass Sie Verbindung zu mir wünschen. Ich bin gerne bereit, Ihnen alles zu beantworten, was ich kann, fragen Sie nur. Ich grüsse Sie und verbleibe mit freundlichen Grüßen*

Max Schmidt

Wie alle historischen Dokumente wirft auch dieses mehr Fragen als Antworten auf. Der Text klingt so, als hätte ich um ein Treffen gebeten, was so nicht stimmt. Natürlich war ich neugierig, wie er die Fragen beantworten würde, die ich ihm stellen konnte: Wer hat Ihnen die geplante Flucht des russischen Offiziers aus dem Lager Fürstengrube verraten? Warum haben Sie dort Chaskele erschossen? Wie können Sie um alles in der Welt die Hinrichtung von Maurice, Leon und den anderen rechtfertigen, die während Ihrer Zeit als Kommandant stattgefunden haben? Und geben Sie zu – was Sie vor Gericht in Kiel nicht getan haben –, dass Sie tatsächlich für alles verantwortlich waren, was auf dem Todesmarsch passiert ist? Die letzte Zeile des Briefes war

an Heuchelei kaum noch zu überbieten. Wie grosszügig von ihm, mir freundliche Grüsse zu senden. War das derselbe Mann, der auf dem Hof aufgetaucht war, mit rasiertem Kopf und den gestohlenen Papieren eines Mannes, den er persönlich erschossen hatte? Ich nenne diesen Brief meinen Entschuldigungsbrief, aber er verdient diesen Namen kaum.

Es gab dann noch einen weiteren Brief, diesmal von Pastor Schwab. Er teilte mir mit, Schmidt hätte sein Angebot, mich zu treffen, auf Anraten seiner Anwälte zurückgezogen und fordere mich zur Rückgabe der Postkarte auf. Die Rückgabe verweigerte ich. Der Brief war an mich adressiert und gehörte mir. Und Oberscharführer Schmidt hatte mir in den wenigen Monaten, in denen wir miteinander zu tun hatten, genug genommen.

Max Hans Peter Schmidt starb während eines Urlaubs in Spanien im Jahr 2001. Bis zu seinem Lebensende lud er Kumpane der alten Schule zu Partys auf seinen Hof ein, und wenn sie genug Schnaps getrunken hatten, erinnerten sie sich an die alten Lieder; wie an das alte Horst-Wessel-Lied:

Zum letzten Mal wird Sturmalarm geblasen!

Zum Kampfe steh'n wir alle schon bereit!

Schon flattern Hitlerfahnen über allen Strassen.

Die Knechtschaft dauert nur noch kurze Zeit!

Ich hoffe, er vergibt mir, dass ich da nicht mitsinge.

Rückkehr nach Eden

Nathan ging als Erster zurück. 1990 wurden wir getrennt voneinander durch das University College in London befragt. Auf einmal hatten sie dort erkannt, dass Holocaust-Überlebende eine aussterbende Art waren. Jahrelang hatte ich meinen Lebensunterhalt mit Kunsthandel verdient, hatte Gemälde gekauft, restauriert und verkauft. Eine Weile hatte ich eine eigene Galerie in einer Nebenstrasse der Portobello Road, dem Mekka der Antiquitätenjäger im Westen Londons. Nathan hatte 1975 Jill geheiratet, und ich hatte mit meinen alten Fähigkeiten aus Fürstengrube eine Gartenmauer um unser Haus hochgezogen. Die beiden lebten im Erdgeschoss, ich oben.

Nach den Erfahrungen so vieler Überlebender, die auf der Suche nach ihrer Vergangenheit in die alte Heimat zurückgekehrt waren, hatte ich wenig Lust auf eine solche Reise. Kapo Janek, der mich auf dem Hof der Schmidts versteckt hatte, war von Polen ermordet worden, als er versuchte, sein Haus zurückzubekommen.

Aber Nathan machte sich 1996 auf den Weg, und zwar gemeinsam mit Studenten aus verschiedenen Universitäten in West Midland. Die Reise wurde von Stephen Smith geleitet, dem Direktor des *Beth Shalom Centre in Laxton, Nottinghamshire*, das er gemeinsam mit seinem Bruder James gegründet hat. Dabei handelt es sich um die einzige Institution in England, die sich ganz der Geschichte des Holocaust widmet. Unter einer Säule in seinem friedlichen Garten am Rande des Sherwood Forest erinnert Erde an sechs Vernichtungslagern der Nazis an Auschwitz. Die Reisegruppe kam an einem frühen Morgen nach Będzin, und wenige Minuten nachdem sie aus dem Bus ausgestiegen waren, wurden sie von Polen umringt, alles Männer, die meisten jung und fast alle betrunken. Einer von ihnen öffnete seine Hose, obwohl

mehrere Frauen zu der Reisegruppe gehörten. Ein anderer rempelte Nathan an, die Stimmung war ausgesprochen hässlich. Sie wollten wissen, warum «ihr Typen» zurückgekommen waren. Ihren Besitz würden sie jedenfalls nicht zurückbekommen. «Geht doch nach Auschwitz, wo ihr hingehört!»

Będzin im Jahr 1996 unterschied sich nicht sehr von der Stadt dreiundfünfzig Jahre zuvor, als das Kamionka-Ghetto liquidiert worden war. Die Stadt war immer noch «judenrein» Es gab zwei jüdische Denkmäler, und ich glaube, Nathan war froh, dass wenigstens diese nicht entweiht worden waren. Das eine markierte den Standort des Waisenhauses von Będzin und erinnert an die zweihundertfünfzig Kinder, die von hier aus in die Gaskammern geschickt wurden. Das andere war ein Betonblock mit einer *menora* auf jeder Seite, er markierte den Standort der grossen Synagoge, die ich als Dreizehnjähriger hatte in Flammen aufgehen sehen. Nathan war berührt, als die jungen Studenten aus der Reisegruppe Steine auf den Betonwürfel legten, ein Zeichen des Respekts vor den polnischen Juden von Nicht-Juden aus einem fernen Land.

Die anderen waren ein wenig beunruhigt, als Nathan die Rapaport-Schule besuchen wollte. Nach dem Empfang am Busbahnhof wussten sie nicht recht, was sie dort erwartete. Aber Nathan hatte die Anlage des roten Ziegelbaus erkannt, in dem er und ich vor langer Zeit die Schuhe ausgezogen hatten, um die gebohnerten Böden zu schonen. Er eilte hinein und liess die anderen zwanzig Minuten lang in der bitteren Kälte stehen. Dann kam er wieder herausgeeilt und strahlte von einem Ohr zum anderen.

«Kommt rein!», sagte er. «Die Kinder wollen euch sehen.»

Sie wurden in ein Klassenzimmer gebracht – die Rapaport-Schule ist eine Grundschule –, und alle standen auf, als sie hereinkamen. Dann sangen die Kinder ein polnisches Lied für die Besucher und berichteten von ihrem Geschichtsprojekt über das jüdische Erbe der Stadt. Sie waren begeistert, mit einem «echten Juden» sprechen zu können, denn bisher hatte keins der Kinder Kontakt mit Juden gehabt. Am Ende war es eine gute Erfahrung, aber Nathan liess der Gedanke nicht los, wie bald diese netten Kinder sich vielleicht in antisemitische Rüpel verwandeln könnten.

Ich selbst war inzwischen zwei Mal dort. Warum? Ich kann es nicht erklären, es ist eine Mischung aus verschiedenen Gründen. So wie ich einfach wissen musste, was mit meiner Familie passiert war, so musste ich auch mit eigenen Augen sehen, was aus meinem Zuhause geworden war. Unsere Gruppe wurde von einem Rabbi begleitet, und wir kamen an Orte, die ich noch nicht kannte. Sie sind heute Symbole der polnischen Juden: Warschau, wo die Bewohner des Ghettos aufgestanden sind und einen bitteren, hoffnungslosen Krieg gegen die SS geführt haben. Krakau, wo Oskar Schindler mehr als elfhundert Juden vor den Gaskammern gerettet hat. Und wir kamen nach Wodzisław Śląski, wo ich zum ersten Mal nach sechsundsechzig Jahren wieder meinen Fuss in den Garten Eden setzte. Heute leben dort keine Juden mehr, seit die SS sie wie der Erzengel Jophiel in die Wildnis hinausgetrieben hat. Die Häuser meiner Verwandten, die Mühle meiner Tante und die Schusterwerkstatt meines Onkels sind renoviert und verschönert worden. Heute leben nicht jüdische Polen darin.

In diesem Frühling fotografierte ich die alte Synagoge in einer stillen, verschneiten Strasse. Ihre Fenster hatten keine Glasscheiben mehr, das Dach war eingestürzt. Die Fenster starrten wie traurige dunkle Augen, der Fussboden war aufgebrochen. Das Erdgeschoss hatte man als Müllhalde benutzt. Das sagt alles. Wodzisław Śląski kannte ich nur im Hochsommer, wenn alles golden glänzte und unter einem wolkenlosen blauen Himmel lag. Ich hätte nicht dorthin zurückkehren sollen.

Auch nach Będzin hätte ich nicht zurückkehren sollen, obwohl mein Besuch nicht von solchen Erlebnissen geprägt war wie Nathans. Die Burg war noch da, immer noch eine Ruine. Nur der Eintrittspreis hatte sich erhöht. Ich lief mit meiner Reisegruppe durch die Strassen und war überrascht, dass ich mich an so viele Namen erinnerte. Viele Häuser waren noch da, auch wenn keine Juden mehr darin lebten. Ich konnte meine Freunde und Nachbarn fast sehen, wie sie aus den Fenstern lächelten und mir von ihrer Türschwelle aus zuwinkten. Die Möbelfabrik bei Feder, gleich neben dem Eisenwarenladen Weiner, daneben die Wechselmanns. Die Jakobowiczs handelten mit Öl, und

dann kam das Haus, wo die Shanebergs und die Klingers gewohnt hatten. Lejbus Klinger war ein leidenschaftlicher Zionist. Er hatte vier Töchter und einen Sohn, der Ingenieur war. Sie sind wohl alle in den Lagern ermordet worden.

Ich ging durch den Torbogen, der in unseren Hof führte, und stand wieder auf dem Pflaster, wo ich damals Fussball gespielt hatte. Die Nummer 77 ist heute Nummer 81, aber ansonsten hat sich nicht viel verändert. Ich konnte beinahe Nathans Fahrrad sehen, das an der Wand lehnte, und die kleine Chana, wie sie mit ihren Freundinnen Hüpfen spielte. Benommen ging ich weiter. Es war ein Gefühl von so grossem Verlust, dass ich es gar nicht beschreiben kann. Vor meinem inneren Auge sah ich meine Mutter in der Küche, wie sie mit Hendla und Ruchla-Lea das Sabbat-Essen zubereitete. Und ich habe vielleicht sogar gelächelt, als ich dachte, Vater ist sicher nicht zu Hause, er ist bestimmt noch im *stibl* oder führt ein ernstes Gespräch mit dem Rabbi.

Ich musste die Gedanken und Bilder regelrecht abschütteln. In Będzin gab es keinen Rabbi mehr, kein *stibl*, keine Synagoge. Die Schatten des späten Nachmittags fielen in den Hof, sodass man meine Tränen nicht sah. Bei einem meiner Besuche wurde ich krank und musste ins Krankenhaus, ein neues Gebäude, nicht mehr das, in das Juden während der deutschen Besatzung nicht hineindurften. Ich hatte eine Lungenentzündung, fantasierte im Fieber – die alte Geschichte, die ich mein Leben lang gehabt habe. Zu irgendjemandem aus unserer Reisegruppe sagte ich: «Bringt mich nach Hause. Ich will nicht hier sterben.» Das wäre wohl das Höchstmass an Romantik gewesen: Szlamek Pivnik, der Pflasterer, Bauarbeiter, Schneider, Kunsthändler und Überlebende – kommt nach Hause, um zu sterben. Aber Będzin war nicht mehr mein Zuhause. Es war ein Ort, von dem ich lange geträumt hatte, aber es war leer, es hatte kein Herz mehr, und der Traum war am Ende doch zum Albtraum geworden.

Einen schönen Moment gab es aber doch bei meiner Rückkehr in die Modrzejowska-Strasse. Ich hörte sie, bevor ich sie sah, aber in dem engen Dachbodenverschlag entdeckte ich die kleinen grauen Vögel, wie sie daher-

stolzierten, flatterten und in ihren Käfigen gurrten. Die Tauben des Herrn Rojecki, oder doch ihre Nachkommen, waren noch da und brüteten wie eh und je.

Dann fuhren wir nach Auschwitz. Auschwitz-Birkenau ist bis heute das berüchtigtste aller Nazi-Vernichtungslager, weil es für alle Zeiten als Mahnmal bewahrt wurde. Als Mahnmal der Unmenschlichkeit. Die Zäune sind nicht mehr elektrisch geladen, und grüner Rasen hat den groben Boden ersetzt, den ich seinerzeit im Quarantäneblock legen half. Damals, in jenen hoffnungslosen, verzweifelten, schrecklichen Tagen. Überall liefen Besucher herum, die meisten jung und alle fasziniert. Es waren Schulkinder aus der ganzen Welt darunter, die Geschichtsprojekte durchführten. Ich weiss, dass die Nazizeit heute in vielen Lehrplänen eine grosse Rolle spielt. Ich besuchte Teile des Lagers, in denen ich nie gewesen war, betrachtete die Glasvitrinen mit den Habseligkeiten der Toten – Haare, Schuhe, Gebetsschals. Ich fand den Block, in dem ich lebte, als ich auf der Rampe arbeitete, und konnte mich sogar noch erinnern, wo ich geschlafen hatte.

Aber ich blieb nicht lange drinnen. Die alte, schreckliche Angst überfiel mich wieder, ich musste an die frische Luft. So stand ich irgendwann wieder auf der Rampe, wo in meiner Erinnerung Verrückte in gestreiften Anzügen herumliefen und mir zuflüsterten: *«Sag ihnen, du bist achtzehn. Sag ihnen, du bist achtzehn.»* Ich sah mich um, und wo an diesem Tag israelische Kinder eine Flagge mit Davidstern trugen und israelische Lieder sangen, konnte ich immer noch die Juden von damals sehen, die Juden meiner Kindheit, wie sie aus den Viehwaggons taumelten und in den Sonnenschein oder den Schnee blinzelten. Ich konnte das Hundegebell hören, die geschnauzten SS-Befehle. Dann, als ich die Rampe entlangblickte, sah ich einen SS-Hauptscharführer mit glänzenden Stiefeln und mit Lederhandschuhen in der Hand. Er blickte mich an, und als er lächelte, sah ich seine Zahnlücke.

Dann liess er die Handschuhe nach rechts fallen.

Quellen

Die wichtigste Quelle für dieses Buch ist natürlich Sam Pivnik selbst. Er hat seine Geschichte über die Jahre hinweg seiner Familie, Freunden und verschiedenen Medienvertretern erzählt, jedoch noch nie in allen Details. Zwischen 2007 und 2011 gab Sam seinen Freunden Philip Appleby und Adrian Weale mehrere Interviews, die aufgezeichnet wurden. Später stiess auch noch der Historiker Mei Trow als Ghostwriter dazu.

Die Tonaufnahmen geben Sams Erlebnisse im Alter zwischen dreizehn und zweiundzwanzig Jahren wieder. Heute ist er neunzig. Natürlich sind einige Details in der Erinnerung nicht mehr so klar. Wo das der Fall ist, wird es im Buch erwähnt. Einige Details sind vielleicht auch zu schmerzhaft, um sie direkt auszusprechen. Wenn Sam sagt: «Ich fühlte mich benommen» oder «Die Angst kam zurück», dann können Aussenstehende – auch diejenigen, die an dem Buch mitgearbeitet haben – nur ansatzweise verstehen, was er meint. Die Erfahrung des Holocaust war so schrecklich und zerstörerisch, dass man sie vielleicht gar nicht begreifen kann.

Lyn Smith, die in den letzten Jahren andere Überlebende für das *Imperial War Museum* interviewt hat, fasst das Problem treffend zusammen: «Viele Überlebende der Lager verwechseln Namen und Orte. Das ist auch kein Wunder. Erst seit dem Eichmann-Prozess im Jahr 1961 gibt es ein grösseres Interesse an dem Thema Holocaust. Erst seitdem ist einer breiteren Öffentlichkeit mehr darüber bekannt. Die Überlebenden haben chaotische, höchst verwirrende Situationen durchlebt. Und diese Verwirrung lag ja durchaus in der Absicht der Nazis.»

Die Menschen aus Sams Generation haben nach ihren entsetzlichen Erlebnissen keine psychologische Betreuung erhalten. Heute gibt es nach traumatischen Erfahrungen eine ganze Reihe von psychologischen und psychiatrischen Hilfen. Im Nachkriegseuropa wollten weder die Verlierer noch die

Quellen

Gewinner etwas von diesen Erfahrungen wissen. Holocaustopfer mussten einfach weiterleben, wo auch immer.

Sams Erinnerungen wurden wo immer möglich durch Philip Appleby überprüft. Er hat alle Ereignisse, an die sich Sam erinnert, genau gegengecheckt. 1989 wurde Sam vom Norddeutschen Rundfunk für eine Dokumentation interviewt, und 2012 arbeitete er an einer Channel-Five-Dokumentation über den Untergang der *Cap Arcona* mit. Zusammen mit einer Reihe anderer Holocaust-Überlebender wurde er 1992 auch von einem Team des University College London interviewt.

Für das Buch wurden die Ereigniszusammenhänge rekonstruiert, sodass die Leser dem Bericht besser folgen können. Der Einmarsch der deutschen Wehrmacht in Polen im September 1939 wurde tatsächlich von vielen Polen missverstanden – sie rechneten mit der Ankunft britischer oder französischer Panzer. Wie sollte ein Junge von dreizehn Jahren verstehen, was vor sich ging? Auch die Zusammenhänge des Holocaust wurden näher erläutert, aber wir kommen immer wieder auf Sams Sicht der Dinge zurück, auch auf die Gerüchte und Propaganda, die er hörte.

Sams Erinnerungen an Będzin werden durch das Material auf www.jewishvirtuallibrary.org bestätigt. Dort findet sich eine Reihe von Artikeln, Erinnerungen und Essays von jüdischen und polnischen Experten. Seine Erinnerungen an Auschwitz-Birkenau werden bestätigt durch die grosse Menge an Aufzeichnungen und Berichten über das Lager. Wir haben bei der englischen Ausgabe besonders von *Auschwitz: Nazi Death Camp* (herausgegeben vom staatlichen Museum Auschwitz-Birkenau und ins Englische übersetzt von Douglas Selvage, 2. Auflage 1996) und *Auschwitz: The Nazis and the Final Solution* von Laurence Rees (BBC Books 2005) profitiert.

Sams Erinnerungen an den Todesmarsch und vor allem an sein Ende können mit Gerhard Hochs Buch *Von Auschwitz nach Holstein: die jüdischen Häftlinge von Fürstengrube* (1998) verglichen werden. Seine lebhaftere Erinnerung an den Untergang der *Cap Arcona* wird ergänzt durch das offizielle Material der Royal Air Force und seine Aufarbeitung in dem Buch *A Survey*

of *Damaged Shipping in North Germany and Denmark* (1945) sowie in den Akten des Air Historical Branch im britischen Verteidigungsministerium.

Bildnachweise

Privatbesitz des Autors: im Bildteil Seite 1,2 oben und Mitte, 3 oben, 8 oben, 9, 10, 11, 12, 13. Aish UK: 14 unten, 15. akg-images: 4 oben, 5 oben, 8 Mitte. Forray Didier/sapaphoto.com/Alamy: 7 oben. Getty Images: 3 unten, 4 unten, 6 unten (David Clapp) mit freundlicher Genehmigung von Bernd Jansen: 13 unten; Adrian Weale: 6 oben und Mitte, 14 oben, 16. Yad Vashem The Holocaust Martyrs' and Heroes' Remembrance Authority: 2 unten, 3 Mitte, 5 unten. United States Holocaust Memorial Museum, Washington DC: 7 unten.

Bei der Bildrecherche wurde viel Mühe darauf verwendet, die Inhaber der Urheberrechte ausfindig zu machen. Wenn hierbei Irrtümer oder Auslassungen entstanden sind, bittet der Verlag um Information, sodass die fehlenden Angaben in künftigen Ausgaben und Auflagen ergänzt werden können.

Literaturhinweise

- Abramsky, Shimen und Polansky, Antony:** *The Jews in Poland*. Basil Blackwell 1986
- Avey, Denis und Broomby, Rob:** *Der Mann, der ins KZ einbrach*. Bastei Lübbe 2013
- Cesarani, David:** «Endlösung». *Das Schicksal der Juden 1933 bis 1948*. Propyläen 2016
- Dwork, Deborah:** *Kinder mit gelbem Stern. Europa 1933-1945*. C.H. Beck 1994
- Dwork, Deborah und van Pelt, Robert Jan:** *Holocaust: a History*. John Murray 2002
- Farmer, Alan:** *Anti-Semitism and the Holocaust*. Hodder & Stoughton 1998
- Garlinsky, Jozef:** *Poland in the Second World War*. Macmillan 1985
- Gilbert, Martin:** *The Righteous: The Unsung Heroes of the Holocaust*. Transworld 2002
- Goldhagen, Daniel Jonah:** *Hitlers willige Vollstrecker*. Pantheon 2012
- Hart-Moxon, Kitty:** *Wo die Hoffnung erfriert. Überleben in Auschwitz*. Evangelische Verlagsanstalt 2001
- Hersh, Arek:** *A Detail of History*. Quill Press 2001
- Hoch, Gerhard:** *Von Auschwitz nach Holstein: Die Jüdischen Häftlinge von Fürstengrube*. VSA-Verlag 1998
- Jacobs, Benjamin:** *Zahnarzt in Auschwitz*. Deutscher Wissenschafts-Verlag 2001
- Lagnado, Lucette and Cohn Dekel, Sheila:** *Die Zwillinge des Dr. Mengele: Der Arzt von Auschwitz und seine Opfer*. Rowohlt 1994
- Ligocka, Roma und von Finckenstein, Iris:** *Das Mädchen im roten Mantel*. Droemer Knaur 2000
- Lucas, James:** *Last Days of the Reich*. Arms and Armour Press 1986
- Müller, Filip:** *Sonderbehandlung. Drei Jahre in den Krematorien und Gaskammern von Auschwitz*. Steinhausen 1979
- Piper, Franciszek und Swiebocka, Teresa (Hrsg.):** *Auschwitz: Nazi Death Camp*. Auschwitz-Birkenau State Museum 1996
- Rees, Laurence:** *Auschwitz: Geschichte eines Verbrechens*. List 2007
- Sobolewicz, Tadeusz:** *Aus der Hölle zurück. Von der Willkür des Überlebens im Konzentrationslager*. Fischer TB 1999
- Todorov, Tzvetan:** *Angesichts des Äussersten*. Wilhelm Fink 1993
- Whitworth, Wendy (Hrsg.):** *Survival*. Quill Press 2003

Anhang

Die beiden folgenden Listen (die Originale befinden sich in den Archiven von Auschwitz) zeigen, dass ich am 6. August 1943 als Häftling Pivnik unter der Nummer 135913 registriert wurde. Aus ihnen geht auch hervor, dass ich am 27. Dezember desselben Jahres ins Häftlingskrankenhaus im Quarantäneblock überstellt wurde. Offenbar wurde ich von einem Krankenblock in den anderen verlegt, aber ich war zu dieser Zeit zu krank, um etwas davon mitzubekommen.

Pl.	Sex	Häftling Nr.	Name u. Geburtsort	Diagnose	Bemerk.
1.	M.	135913/42	Leonora Israel	Flekt. Bl. 44	
2.	F.	135913/42	Pivnik Leonora	Z. B. 38° Bl. 9	
3.	M.	135913/2	Appelbaum Jan	Z. B. 38° Bl. 9	
4.	M.	135913/6	Kolper Max	Gruppe Bl. 7	
5.	M.	135913/2	Spahnowitz Paul	Z. B. 9	9.5.44
6.	M.	135913/15	Orenke Walter	Z. B. 9	
7.	M.	SP 162.892/4	Grabowicz Leon	Z. B. 9	
8.	M.	SP 163.026/4	Solner Josef	Z. B. 9	
9.	M.	SP 163.059/4	Popiel Jan	Gruppe 3	
10.	M.	SP 163.102/4	Pawelczyk Wlad	Z. B. 9	
11.	M.	HJ 163.355/12	von Praag Samuel	Z. B. 9	
12.	M.	SP 163.015/10	Zimny Jozef	Z. B. 9	
13.	M.	SP 138.023/12	Frankberger Jan	F. 11	
14.	M.	HJ 134.294/12	Silbermann	Z. B. 9	44.11
15.	M.	HJ 164.001/11	Keller Oswald	Z. B. 9	44.11
16.	M.	HJ 132.163/7	Brennbaum Max	Z. B. 9	11.11
17.	M.	HJ 133.058/2	Fisler David	Z. B. 9	
18.	M.	HJ 140.336/2	Alenbils Leon	Z. B. 9	
19.	M.	HJ 134.935/12	Konrad Jurek	Gruppe 7	
20.	M.	HJ 163.926/6	Sand Martin	Z. B. 9	
21.	M.	SP 166.104/3	Blanche Henzle	Gruppe 7	
22.	M.	HJ 158.118/72	Rabbiner Max	Z. B. 9	
23.	M.	HJ 159.913/12	Beckler Josef	Z. B. 9	
24.	M.	SP 167.249/15	Tranow Jakob	Z. B. 9	
25.	M.	HJ 163.870/0	Vanquien Selman	Z. B. 9	
26.	M.	HJ 135.112/2	Wintner Samuel	Z. B. 9	
27.	M.	HJ 163.805/10	Bloemendal August	Z. B. 9	14.11
28.	M.	HJ 132.912/4	Pivnik Rubin	Z. B. 9	16.11
29.	M.	HJ 162.882/3	Orym Jan	Z. B. 9	
30.	M.	HJ 162.356/4	Hofmann Jan	Z. B. 9	

Lfd. Nr.	Hilflings-Nr.	Bemerkung	Lfd. Nr.	Hilflings-Nr.	Bemerkung
1081	141001		1118	140793	
85	161712		1118 oc	A 9042	
86	B13350	r	1119	86950	
87	A 4263		15	141117	
88	B 6927		16	B13358	
89	A 3388		17	B13359	
90	B 6952		18 oc	B13336	
91	B 6892		19 oc	141181	
92	B 13530		20		
93	159631		20	B13346	
94 oc	B 6972		21	B 6973	
95	B 13606		22	B13356	
96 oc	B 13518		23 oc	B 13521	
97 oc	176034		24	B 5282	
98	B 13310		25 oc	B 13519	
99	141104		26	141040	r
1100 oc	B 7077		27	159664	
1101	113863		28 oc	141245	
1102 oc	179222		29	155913	
1103 oc	B 6917		30	14787	
1104	B 13352		31	161564	
1105	B 13340		32	176005	
1106	113694	r	33 oc	140999	
1107	B 13319		34 oc	161711	
1108	140202		35	141150	
1109 oc	140732		36	87072	
1110 oc	B 13313		37 oc	141019	
1111 oc	B 13317		38	141042	

Register

- Abramovitch, Onkel Solomon 9; Bildteil Seite 9
Abramovitch, Peter 159, 198, 205, 213, 216, 254
Abramovitch, Tante Rachael 9; Bildteil Seite 9
Ahrensböck 194, 195, 197, 198, 219, 230, 264
Aktion 57, 67, 69, 72, 99, 244
Appel, Capt. David 234, 235
Asos (Häftlingskategorie: Asoziale) 99
- Bar Mizwa 37, 83
Barran, Shlomo, Kapo 159, 183
Bawnik, Henry «Herzko» 148, 159, 198, 221, 254, 257
Będzin 7, 16, 18ff., 26, 27, 29, 30, 32, 34, 35, 37, 40ff., 44, 45, 47ff., 55, 57, 59, 61, 65, 67ff., 71ff., 76ff., 81, 83ff., 90, 91, 95, 103, 110ff., 115, 117, 129, 131ff., 139, 141, 143, 154, 155, 223, 231, 232, 235, 236, 244, 245, 257, 266ff.;
Bildteil Seite 1, 3, 14, 15
deutscher Einmarsch in 34, 37, 44, 53, 54
deutsche Besatzung in 23, 49ff., 236, 245, 257
Befreiung 172, 110, 181, 183, 212ff., 255
Berger, Rottenführer SS 156, 157
Bergman, Fräulein, Gerda Schmidts Schwester 161, 191
Bergman, Herr, Ingenieur 191, 220
Berufsverbrecher (Häftlingskategorie) 98, 99, 129
Beth Shalom 266
Blitzkrieg 35, 36, 227, 229
Blockältester 103, 112, 134
Blockschreiber 98, 115, 116, 129, 143
Breiten, Otto 151
British Army (Second) 192
- Chaskele, Häftling 169, 258, 260, 264
Czortek, Antoni «Kajtek» 132, 253
- Danzig 40
Davidovitch, Mendeler 159, 217, 219
Davis, Barry 261, 263
- Diamond, Gutscha 245, 252
Dirlewanger, Oskar, SS 151
Dombek, Herr, Spediteur 246
Dönitz, Admiral Karl 193, 211
Drittes Reich 98, 99, 131, 143, 149, 193, 197
Dunkelman, Ben 236
- Edelweisspiraten 59
Eichmann, Adolf 251, 271
Einsatzgruppe 39-41, 46, 131, 164
Emmerich, Wilhelm, SS 135, 136
Eschmann, Michael, SS, Oberkapo 167
- Familienlager 130, 131, 171
Flüchtlinge 37, 40, 42, 43, 61, 175, 187, 194, 213, 228
Frank, Hans 50, 244
Friedman, Sidney 235
- Gailingen 227
Gestapo 46, 76, 123, 243, 246, 258
Gleiwitz 34, 176
Goldberg, Hersh 157, 158, 187, 198, 254
Gordonia, jüdische Jugendorganisation
Bildteil Seite 2
- Grosse Synagoge Bildteil Seite 1, 14
Göring, Herman, SS 147, 241
- Hakoah, Fussballstadion 67, 90, 133, 195, 244
Hans, Kapo 183, 218, 220, 258ff.
Häuber, Herr, Fabrikverwalter 52, 53, 65, 70, 72, 246
Häuber, Frau 53, 246
Heydrich, Reinhard 98, 130
Himmler, Heinrich, SS 46, 54, 66, 98, 243, 247
Hitlerjugend 79, 260
Hitler, Adolf 38, 40, 42, 49, 50, 66, 79, 98, 163, 179, 185, 189, 193, 194, 211, 220, 225, 228, 242, 243, 250, 260
HKB (Häftlingskrankenbau) 11
Hoch, Prof. Gerhard 260, 262, 264

Register

- Holocaust 7, 46, 98, 133, 216, 230, 231, 235, 243, 249, 250, 251, 255, 256, 258, 261, 266, 271, 272
- Höss, Rudolf, SS 98, 243, 249, 250, 251, 255, 256, 258, 261, 266, 271, 272; Bildteil Seite 7
- IG Farben 145, 158, 220
- Internationales Rotes Kreuz 198, 224
- Israel 22, 67, 235, 236, 239, 240, 242, 251, 252
- Israelische Armee, 7th Armoured Brigade 233, 234, 236ff.
- Jacob, Lili 137
- Jakobówic, Broniek 168, 169, 216, 219, 220, 259, 260, 268
- Jakobówic, Josek 220, 268
- Janek, Kapo 216, 219, 266
- Josef, Hermann, Oberkapo 151, 152, 153, 162, 168, 169, 170, 172, 175, 176, 185, 187, 189, 196, 198, 200, 216, 219, 220, 254
- Judenfieber (siehe Typhus)
- Judenrat 55ff., 59, 61, 63, 66, 67, 70, 71, 73ff., 246
- Jüdische Jugendorganisationen
- Dror* 59
 - Gordonia* 59
 - Hanoar Hatzioni* 59
 - Hashomer Hadati* 59
 - Hashomer Hatzair* 59
 - Poale Zion* 59
- Kamionka 72ff., 83, 85, 93, 100, 103, 108, 109, 112, 121, 150, 175, 191, 195, 223, 226, 228, 233, 244, 267
- Kanada (Lagerhäuser in Auschwitz) 126, 247, 252
- Kannibalismus 178
- Kapo 92, 95, 96, 98, 99, 101ff., 105ff., 110, 111, 113ff., 120, 126ff., 131ff., 139, 142, 150ff., 159, 162, 167, 168, 183, 185, 189, 219, 243, 245, 252ff., 258ff.
- Katschinska, Fräulein, Lehrerin 27, 28
- Kattowitz 22, 46, 104, 176, 250
- Kibbuz Dafna 239
- Killov, Herr, Fabrikbesitzer 52, 53, 55, 64, 65, 69, 70, 71, 75, 108, 132, 208, 246, 257
- Kinderttransporte 123
- KZ Auschwitz I 98, 108, 047, 151, 175, 249, 262
- KZ Bergen-Belsen 135, 178, 221, 223, 224
- KZ Auschwitz-Birkenau Bildteil Seite 4, 5, 6, 16
- Appellplatz 133, 136, 156, 162, 163, 170, 172, 173
- Quarantäneblock (IIa) 92, 101, 105, 109, 114ff., 132, 133, 138, 143, 156, 252, 275; Bildteil Seite 2, 6
- Block Zehn 94, 101
- Rampe Iff., 84, 90, 117ff. 141, 148, 159, 160, 161, 183, 191, 192, 209, 225, 244, 247, 270; Bildteil Seite 7, 15
- KZ Blechhammer 76, 223, 225, 226, 246
- KZ Buchenwald 180, 214, 221, 226, 247, 254, 255, 257
- KZ Dachau 108
- KZ Fürstengrube 14Iff.
- Appellplatz 156, 162, 163, 170, 172, 173
- Erhängungen 57, 254, 260
- KZ Gross-Rosen 250
- KZ Mauthausen 254
- KZ Mittelbau-Dora (Nordhausen) 137, 181, 182, 226, 230, 255
- KZ Monowice (Auschwitz-Birkenau III) 147, 175
- KZ Sobibor 67
- KZ Stutthoff 203
- KZ Theresienstadt 130, 217
- KZ Turmalin (Regenstein) 182ff., 187, 218, 255, 258, 259
- Appellplatz 182, 184
- KZ Treblinka 67, 78
- Konstanz 226ff., 230, 235, 243
- Kornfeld, Herr, Gastwirt 59, 61, 245
- Krakau 34, 37, 41, 44, 50, 158, 172, 176, 254, 268
- Kriegsmarine 201, 206, 209, 213, 215
- Kurpanik, Karel, SS 104, 105, 107, 109, 114, 129, 136, 138, 141, 142, 250
- Lagerältester 151, 162
- Lagerschreiber 98
- Laskov, Chaim 236
- Latrun, Schlacht von 238, 239
- Leon, Häftling 164, 165, 254, 258, 264
- Lipanski, Vladek 225
- Lipshitz, Brüder 159, 216, 220

- Łódź 73, 159, 164, 169, 172
 Lübeck 188,262
 Luftwaffe 65, 184, 192, 194, 205, 241
 Lukoschek, Anton, SS 164, 165, 254
- Machtinger, Herr, Schuhmacher 59ff., 245, 246
 Madagaskar 62, 66, 232
 Magdeburg 182, 185, 186
 Manfred, HKB Kapo 129, 134, 138, 247, 253
 Margules, Herschel 234
 Marinekaserne s. Neustadt
 Maurerschule 147ff., 153, 159, 168, 182, 190, 197, 198, 206, 213
 Maurice, Blockältester 164ff., 254, 258, 264
 Mengele, Dr. Josef, SS 13, 14, 120, 121, 138, 144, 149, 198, 225, 250ff., 258, 263; Bildteil Seite 7
 Miller, Bauernfamilie 191, 217, 219, 263
 Mitschker, Polizist 59ff., 246
 Modrzejowska-Strasse, Będzin 21, 23, 55, 66, 145, 223, 269; Będzin Bildteil Seite 15
- Moll, Otto, SS 142, 150ff., 158, 161, 162, 169, 220, 249, 250
 Muselmänner 110, 126, 132, 134, 159, 161, 162, 164, 171, 179, 226, 253, 255
 Myslowice 145, 191
- Nathan, Häftling 164, 166, 254, 258
 Neuglasau 188, 216, 218, 243, 259f; Bildteil Seite 13
 Neustadt 197, 202, 210, 211, 213, 214, 216, 219, 221ff., 227, 230, 232, 262; Bildteil Seite 11
 Novarsky, Tante Lima 18, 244
 Nunberg, Herr, Fussballer 67,133, 134
- Organisieren (Schwarzmarkt, Tauschhandel) 57, 62, 63, 114, 128, 149, 158, 183, 221
 Oświęcim 61, 62, 67, 74
- Palästina 30, 59, 62, 68, 87, 228, 231ff., 235ff., 240
 Piekowski, Töchter 61, 245
- Piekowski, Herr, Pferdehändler 26, 59, 61, 245
 Pivnik, Fajgla 23, 24, 245
 Pivnik, Chana 24, 25, 53, 81, 85, 87, 121, 223, 224, 245, 269; Bildteil Seite 2
 Pivnik, Hendla 23ff., 29, 30, 35, 38, 46, 51, 58, 59, 62, 65, 68, 69, 72, 77ff., 85, 87, 88, 121, 139, 145, 223, 224, 231, 237, 245, 246, 269; Bildteil Seite 2
 Pivnik, Jill 7, 266
 Pivnik, Josek 17, 24, 53, 57, 68, 70, 71, 76, 81, 87, 159, 216, 223, 224, 245
 Pivnik, Lejbus 21, 24, 245, 269; Bildteil Seite 1
 Pivnik, Majer 16, 24, 53, 57, 69, 70, 71, 81, 87, 223, 224, 245
 Pivnik, Nathan 16, 24ff. 30, 37, 43, 44, 50, 52ff., 56ff., 65, 66, 68ff., 145, 195, 223ff., 229ff., 235, 241, 245ff., 257, 266ff; Bildteil Seite 9, 12
 Pivnik, Onkel Moyshe 22, 25, 51, 74, 134, 141, 247; Bildteil Seite 1
 Pivnik, Ruchla-Lea 22ff., 70, 223, 224, 244, 269; Bildteil Seite 1, 3
 Pivnik, Sam 7,271, 272; Bildteil Seite 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16
 Arbeit in der Fabrik 52ff.
 Befreiung 212ff.
 Cap Arcona 202ff.
 Fürstengrube 141ff.
 Israel 231ff.
 Kamionka 71ff.
 Kindheit 16ff.
 Kindheitsfreunde 32, 43, 57, 60
 Quarantäneblock Auschwitz-Birkenau 8ff.
 Rampe, Auschwitz-Birkenau 117ff.
 Schmidt-Hof 190ff.
 Tätowierung 91
 Todesmarsch 167ff.
 Pivnik, Wolf 16, 24, 53, 68, 81, 87, 223, 224, 245
 Polnische Armee 37, 44
 Łódźer Armee 41
- Rampenkommando 117, 126, 130,137,138; Bildteil Seite 4
 Rapaport-Schule 107, 267
 Rapaport, Yoshua 27, 28, 40, 50,127, 196

Register

- Rapportführer 105, 254
Rote Armee 49, 147, 149, 176, 192, 193, 243, 247, 253
Rojecki, Herr, Vermieter 25, 26, 29, 31, 35, 57, 270
Rossner, Alfred 51, 52, 55, 58, 59, 62, 64, 65, 69, 71, 246; Bildteil Seite 2
Royal Air Force 194, 202, 272
Rudi, Kapo 96, 98, 99, 100, 101, 102, 105, 112, 150, 252
- Schiffe
 SS Athen 203,214
 SS Cap Arcona 201, 202ff, 213, 214, 216, 217, 222, 232, 243, 262, 272;
 Bildteil Seite 8
 SS Deutschland 203, 204, 208
 SS Thielbek 203
Schillinger, Josef, SS 135, 136
Schmidt, Bauernhof 191, 192, 193, 195, 196, 216, 218, 219, 222, 266
Schmidt, Gerda geborene Bergman 161, 191, 217, 218, 221, 222, 259
Schmidt, Max, SS 161, 162, 163, 164, 165, 168, 169, 170, 173, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188, 189, 190, 197, 213, 217, 220, 221, 236, 257, 258, 259, 260, 262, 263, 264, 265; Bildteil Seite 13
- Schutzhäftlinge (politische Gefangene) 99
 Schwab, Pastor 264, 265
Schwartzberg, Familie 63, 64
Sonderausweis 51
Sonderkommando 124, 125, 136, 139, 248
Sosnowiec 61, 91
SS 12ff., 34, 46, 51, 55, 56, 60, 61, 63, 67ff., 76, 78ff., 92, 93, 95, 96, 98, 99, 102, 104, 105, 109, 110, 114, 115, 117ff, 141ff., 147ff., 151ff., 156ff., 161ff., 167ff., 175ff, 180ff., 189, 190, 194, 195, 198ff., 214, 215, 218, 220, 221, 224, 226, 229, 234, 243, 244, 246-248, 250, 252ff., 261, 268, 270
Stalin, Josef 49, 75
Steiger 155, 156
- Synagoge, grosse, Będzin 19, 20, 27, 28, 30, 35ff, 44, 48, 49, 57, 108, 231, 232, 267ff.
Szopienice 22, 25, 51, 74, 134, 141
- Tarnow* 38, 172
Todesmarsch 153, 167ff., 194, 196, 216, 219, 220, 230, 234, 248, 250, 253, 258, 263, 264, 272
Typhus 13, 73, 78, 122, 134, 137, 247, 261
- Ulick, Kapo 136
US-Armee
 6th Armoured Division 254
 11th Armoured Division 254
 104th Infantry Division 225
- Volksdeutsche 42, 45, 50, 54, 88, 104, 149, 263
Von Braun, Wernher, SS 255, 256
Vorarbeiter 98, 127, 150, 155ff» 159, 161, 184
- Wandasman, Hirsh, Cousin 59
Wandasman, Zvi, Cousin 239
Warschau 27, 44, 73, 74, 78, 79, 151, 170, 268
Wechselmann, Familie 59, 63, 64, 268
Wehrmacht 37, 42, 49, 50, 61, 62, 104, 147, 149, 175, 180, 193, 204, 221, 227, 250, 260, 272
 Heeresgruppe Nord 65
 Heeresgruppe Süd 65
 14. Armee 37, 44
 10. Armee 37
- Wieluh 35
Wilhelm, Kapo 156,187
Wodzisław Śląski 17, 18, 31, 110, 190, 200, 244, 268
Wolinski, Max 234
- Yad Vashem* 74, 246
Yitzak, Häftling 112ff.
- Zoller, Josek, Joe 159, 221, 223
Zyklon B 12, 122, 124, 161, 249, 261